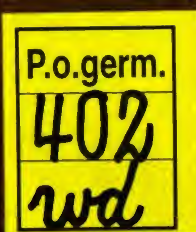


# Schweizer-Novellen

von

Abraham Emanuel Fröhlich.

Frauenfeld,
Verlags-Comptoir.
(A. Reimmann.)
1853.

Zürich, Druck von E. Kiesling.

# Der Organist.

In seinem Städtchen war der Organist Walter seit bald vierzig Jahren zugleich Schulmeister der jüngeren Knaben und Gesanglehrer in allen Schulklassen. Obgleich schon zweiundsiebenzig Jahre alt, versah er doch noch seinen Kirchen- und Schuldienst mit Munterkeit und Erfolg, und sein Orgelspiel in der Kirche und sein Schulhalten war ihm sein Leben; ohne sein Mitwirken konnte er sich die Schule nicht denken; und wenn er einmal zur großen Seltenheit die Kirche hatte versäumen müssen, war es ihm, als wäre der Sonntag gar nicht gefeiert worden; sein Orgelspiel hielt er fast für unentbehrlicher als eine Predigt: „Der Prediger, sagte er oft, kann sich ersetzen lassen und läßt ja öfter durch den Helfer oder einen Vikar oder Amtsgenossen predigen, wer aber sollte statt meiner spielen? Entweder schweigt dann die Orgel, und ist so der Gottesdienst ein todter; oder irgend ein elender Dorf-Organist wird hergerufen und das Aergerniß ist noch größer; und von den Herren, Töchtern und Frauen, die größtentheils von mir ihr Klavierspiel lernten, kann doch Niemand die Orgel handhaben.“ Wie es nach seinem Tode in Schule und Kirche werden könnte, daran mochte er nicht denken.

Er hatte schon als junger Knabe viel Talent und Liebe zur Musik gezeigt, und sein Vorfahr im Organisten-Dienst hatte ihn, um sich einen Gehülfen zu erziehen, im Klavier- und Orgel- sowie im Geigenspiel unterrichtet. Allein seine Eltern hielten es in Beziehung auf sein Fortkommen nicht für sicher genug, ihn der Musik zu widmen, er mußte noch das Schreiner-Handwerk lernen; und als Schreiner-Geselle hatte er in seiner Jugend mehrere Jahre in der Fremde, besonders in Deutschland zugebracht.

Er suchte damals vorzugsweise Arbeit bei Klaviermachern und Orgelbauern, auch bei Verfertigern und Wiederherstellern von Geigen, und erwarb sich im Bau solcher Musik-Instrumente mancherlei seltenere Kenntnisse und Handfertigkeiten.

Während seiner Lehr- und Wanderjahre hatte er in seinen Mußestunden fleißig auch sein Klavier- und Geigenspiel fortgesetzt und fand auch öfter Gelegenheit, sich auf der Orgel zu üben.

Längere Zeit hatte er sich in Leipzig aufgehalten; die Musikaufführungen der Thomas-Schüler dort und die Meister auf der Orgel in der Thomaskirche zogen ihn außerordentlich an. Das war unendlich viel mehr, als er bisher gehört oder von Musik nur geahnt hatte. Die neuen Weisen und Fügungen, die er hörte, durchklangen ihn und tönten ihm immerfort. Er hatte bisher genug zu thun gehabt, die Noten der Choräle und einfacheren Lieder und Musikstücke rein und fertig zu greifen; jetzt fieng er an, darüber nachzudenken, wie die Melodieen entstehen, was zu einer guten gehöre und wie längere Compositionen gebaut werden. Die einfachen Weisen genügten ihm nicht mehr, auch nicht länger das bloße mechanische Nachspielen; er bemühte sich, ein Kunstwerk zu verstehen. Phantasie und Productionskraft erwachten und einige Melodien, die er erfunden, suchte er aufzuschreiben und in Harmonie zu bringen, stieß aber dabei auf Schwierigkeiten, an die er gar nicht gedacht.

In die Werkstätte des Orgelbauers und Klaviermachers, in welcher er arbeitete, kamen öfter Lehrer und Schüler der Thomasschule. Er hatte so Gelegenheit, Bekanntschaft mit ihnen zu machen und in ihren Umgang zu kommen. Sie liehen ihm Musik und Bücher, gaben ihm die nöthige Anleitung, korrigierten ihm seine Versuche und nahmen sich mit ungemeiner Freundlichkeit des musicierenden und componierenden Schreinergesellen an; er durfte sogar im Fortgange Musikunterrichtsstunden in der Thomasschule besuchen und mitsingen oder mitgeigen und an größeren Musikaufführungen Theil nehmen.

Das Mechanische seines Handwerks, Hobeln, Sägen, Polieren,

erforderte nicht so viel Aufmerksamkeit; er konnte singend oder pfeifend phantasieren oder, einen Streifen Notenpapier vor sich, auf der Hobelbank, der Fügung einer Mittelstimme nachsinnen. Er übte sich so in immer schwierigeren Aufgaben der Harmonie und war endlich sogar im Stande, einen Fugensatz zu schreiben.

Die Meister belobten seinen Fleiß und freuten sich nicht ohne Verwunderung seiner Erfindungsgabe und bedauerten, daß er sich nicht ganz der Kunst widmen dürfe. Er hätte es gerne gethan, aber seine Eltern willigten nicht ein. Doch blieb er so nun längere Zeit in Leipzig und fühlte keine Lust, anderswohin zu wandern.

Er war nach und nach mit den großen Meisterwerken, deren er wöchentlich einige aufführen hörte, andere spielend oder lesend studierte, immer vertrauter geworden. Sein Lieblings-Componist, ja der König unter den ihm bekannten Tondichtern war Sebastian Bach, dessen Geist damals an der Thomasschule, welcher Bach siebenundzwanzig Jahre vorgestanden, noch kräftig fortlebte. Was von diesen Meisterwerken er kaufen oder abschreiben konnte, das sammelte er, und bewahrte es als einen Schatz. Auch von seinen eigenen Compositionen war eine nicht geringe Zahl herangewachsen; die Thomasschüler sangen in ihren Kreisen auch seine Lieder und Melodieen, und wurde sogar einmal die gelungenste derselben in der Kirche unter seinem eigenen Orgelspiele gesungen.

Als er so gerne noch länger in der Fremde geblieben wäre und in derselben schon heimisch geworden war, meldeten ihm seine Eltern den Tod des alten Organisten seines Vaterstädtchens und wünschten, daß er sich um diese, des Verstorbenen, Stelle bewerbe und ungesäumt heimkehre. Er that es, und mit Bach's und seinen eigenen Noten im Felleisen brachte er, wie er überzeugt war, einen nicht geringen Reichthum nach Hause.

Er wurde dann Organist und trieb neben diesem Kirchendienst sein Schreinerhandwerk, gab dieses aber, da er weniger Gelegenheit fand, feinere Geräthschaften zu verfertigen, später auf und wurde

Schullehrer, in der Hoffnung, mehr Muße zu gewinnen für die Musik und andere geistige Beschäftigungen. Daß aber das Schulhalten und besonders der Gesangunterricht großen Theils auch mechanische Arbeit sey, und dem eignen Denken und Phantasieren weniger günstig und Raum gewähre, als das Sägen und Hobeln, erfuhr er nachher zur Genüge.

Jedoch arbeitete er in seinen Schulen immer mit Lust und gutem Erfolg; seine Schule hieß bald eine der beßten und als Organist galt er weit und breit für den geschicktesten Meister. Er hatte zwar bloß die Choräle im Gottesdienste zu spielen und als Gesanglehrer einzig nur dieselben mit der Jugend einzuüben. Allein dieß genügte ihm nicht; durch das einfache und kurze, dann nach und nach etwas längere und künstlichere Vor- und Nachspiel erweckte er unter seinen Mitbürgern Sinn für etwas Kirchenmusik. Mit den Jahren wurden sie sogar mit Bach'schen Präludien bekannt, und lernten, da der Organist mit Absicht die nämlichen öfter wieder spielte, dieselben unterscheiden; sie merkten sich den Charakter des einzelnen, gaben dem einen vor dem andern den Vorzug. Es entstand in ihnen die frohe Erwartung und das Bedürfniß, daß die Orgel auf eine feierliche Weise den Gottesdienst eröffne, und mit der Zeit wußten sie, daß der Organist die Gottesdienste der hohen Feiertage mit einem ganz besonderen und geweihteren Festspiel einleiten werde, und waren in der That selbst befähigter, in eine höhere Stimmung gehoben zu werden.

Der Prediger selbst, ein Freund der Musik, ließ sich sogar noch vom Organisten in der Lehre der Harmonie und in der Theorie der Kirchenmusikstücke unterrichten und freute sich des den Gottesdienst belebenden Orgelspieles, und gestand, daß er schon öfter durch ein ausgezeichnetes Präludium des Organisten erst in den rechten Ton seiner Predigt gekommen sey.

Wie der Organist dann sich bessere Singklassen herangebildet hatte, sang er mit ihnen nicht mehr bloß Choräle. Er fieng nun an, zuerst kurze und einfache, dann etwas längere Motetten, auch Choräle

mit bewegten Mittelstimmen einzuüben. Einige seiner Mitlehrer sangen Baß und Tenor mit, und der Pfarrer half solche Motetten mit dem Gottesdienste verbinden. Zuerst geschah es am Schlusse desselben, später auch zu seinem Beginn, und im Fortgange bald so, bald anders mit dem Gottesdienste verwoben. Da stets nur der Text bekannter Kirchenlieder oder das Bibelwort gesungen wurde, und der Pfarrer vorher den zu singenden Text der Gemeinde vorlas, so konnten sie sich so eher erbauen.

Später bildete sich unter der Leitung des Predigers und Organisten ein Sängerchor der Erwachsenen, der seinen Platz bei der Orgel hatte und sich als der höhere Chor sonntäglich, ganz besonders aber an Festtagen hören ließ, bisweilen auch einen singenden Gottesdienst hielt. Dieser Verein übte sich jeden Sonntagabend in der wärmeren Jahreszeit bei der Orgel in der Kirche, im Winter auf dem Rathhaussaal, wo eine kleine Orgel stand, die der Organist selbst noch verfertigt hatte und die sich durch sanfte Register auszeichnete. Da war denn regelmäßig eine ziemliche Zahl Väter und Mütter, Söhne und Töchter und die oberen Singklassen versammelt, und wurden da, neben den landesüblichen Goudimelschen Psalmen, die deutschen Choräle gehört, Motetten von Bach oder Chöre dessen oder Händel's Cantaten und Oratorien. So wurden solche Tonstücke dem größern Theile der Gemeinde bekannt und geläufig, und ein Mittel der Erbauung und der Belebung und Verschönerung des Gottesdienstes.

Es war dieß ziemlich lange vor der französischen Revolution, da noch eine Sonntagsfeier im Lande herrschte, am Tage des Herrn Gassen und Straßen leer, die Dörfer stille waren, alle Arbeit feierte, keine geräuschvolle Lustbarkeit sich hören ließ, in den Städten die Thore bis nach Vollendung des Gottesdienstes verschlossen blieben und erst in den Abendstunden die Eltern mit den Kindern in Feld und Garten spazierten oder im Winter sich am Sonntagabend Nachbarschaften zusammenthaten, um zum Schlusse der Feiertage noch Psalmen und geistliche Lieder zu singen. Dann aber fand es im

Städtchen Jedermann in der Ordnung, daß der Organist alle Sonntage in der wärmeren Jahreszeit nach dem letzten Gottesdienst um drei Uhr noch eine Stunde mit der Jugend und den Gesangfreunden bei der Orgel singe, ja es wurde dieß Singen selbst noch, da der Prediger immer dabei war und mitsingen half, für einen Theil des Gottesdienstes angesehen, und ging da Alles ordentlich, fein und erbaulich zu. Und im Winter fand es nur bisweilen die Jugend zu lang, wenn in dem warmen Saale des Rathhauses die Vesper mitunter über zwei Stunden dauerte oder wie um die Weihnachts- und Neujahrszeit fast den ganzen Abend währte. Concerte gab man damals im Städtchen noch keine, man kannte sie nicht. An Sonn- und Festtag-Abenden hatte aber fast die ganze Bürgerschaft eine Musikaufführung, und waren sie alle zugleich der Sängerchor und die Zuhörerschaft, und die Lieder waren Nachklänge des Gottesdienstes und zugleich wieder Vorbereitungen auf denselben. Und herrschte da in der That mehr Geist und Kunst und allgemeiner Genuß und eine gediegenere Bildung, als später bei Vielen, die am Sonntag Concert und Theater besuchten, und sich vergnügen ließen.

Der Organist hätte sich so vollkommen glücklich gefühlt; allein er war sehr ärmlich besoldet. Er hatte geheirathet und sein Einkommen reichte nicht hin, seine Haushaltung durchzubringen, so einfach sie auch lebten. Er war genöthigt, noch Privatstunden zu geben, so viel er immer konnte. So gieng er denn auch auf benachbarte Landhäuser und Schlösser, um Unterricht im Klavier- und Geigenspiel zu geben; und sah man ihn oft im Winter selbst im Schneegestöber ausgehen, die Geige unter seinem rauhen Ueberrock, den breitkrämpigen Hut tief in's Gesicht gedrückt, ein Bild: wie die Kunst nach Brod geht. Doch noch mühseliger als solche Gänge durch Frost und Wind war ihm in den vornehmen Häusern das Unterrichten selber. Da wollte man nichts von geistlicher Musik, strengem Styl und contrapunktischen Künsten; hier wurde nur leichte französische Musik gesucht, Tänze, Liedchen und Arien. Vergeblich wies er nach, daß

solche Stücklein weder Musik noch Arbeit seyen, und daß man nicht scherzen könne, ohne Geist und Muth und Anmuth und Leichtigkeit, und daß sich diese Leichtigkeit in scherzhafter deutscher Musik gerade im muthwilligen Spiel mit Schwierigkeiten zeige. „Das verstehet er nicht, Meister Walter," sagte ihm die hochfrisierte, gepuderte und geschminkte Frau Landvögtin, „wenn der Deutsche scherzen will, so ist er plump; sein Tanzen ist ein Poltern, selber in einer Tanzweise zeigt er seine pedantische Gelehrsamkeit; er kann nicht lachen, ohne Gott dafür um Verzeihung zu bitten, und hat keine andere als seine choralmäßige, schwere und langweilige Kirchenmusik."

Solche Worte schnitten dem guten Organisten tief in's Herz. Umsonst pries er den großen Bach und Händel; die französische Modebildung kannte diese nicht und wollte sie nicht kennen lernen. Nie trat der Organist seinen Gang ohne Seufzen an und oft sagte er: jetzt geht es wieder an's Narrenspiel.

Desto lieber kam er dann wieder in seine Kirche und Schule; und saß er auf seinem Orgelstuhle, und die vier Stimmen um ihn her sangen zu seinem Begleite einen figurirten Satz sicher und stark und antworteten sich von allen Seiten und der Jubel wurde immer lebendiger und voller, so leuchtete sein freundliches Angesicht immer mehr, sein feiner Mund lächelte, sein helles Auge strahlte.

Dagegen beim Gesangunterrichte in der Schule verzog er oft sein Gesicht. „Welch greuelhafte Töne!" rief er dann, wenn die Kinder unrein sangen. Im Ganzen aber war er sehr geduldig. Er hatte auch meist vorzügliche Stimmen unter seinen Schülern, denn die Leute des Orts waren an Leib und Seele begabter Natur; und im Lauf der Jahre machte er die Erfahrung, daß sich mit der Liebe zur Kunst bei den Eltern auch die Zahl der für die Musik begabten Kinder mehre; während er wußte, daß an andern Orten bei der Geringachtung des Schönen in nachfolgenden Geschlechtern das Talent sich verliert und die Verwilderung größer wird.

Das Urtheil zu schärfen, den Sinn für alles Edle zu wecken und

zu befestigen, dieß war sein Hauptbestreben bei seinem übrigen Schulhalten, wobei er freilich auch das mehr mechanische Lernen nicht vernachläßigte, im Gegentheil dazu mit Strenge und Pünktlichkeit anhielt.

Ungeachtet er bloß Elementarunterricht ertheilte, und hier die Wiederkehr des nämlichen, beschränkten Lehrstoffes und so viel bloß Mechanisches zumal beim Singenlehren leicht und bald den Lehrer abstumpft und ihn selber beschränkt macht, so blieb Walter gleichwohl immerdar frisch; denn er versäumte sich nicht in seiner Kunst und er las viel, besonders Geschichtliches und was ihm Aufschluß über seine Bibel geben konnte. Die Geschichte seines Landes und Städtchens kannte er bis in's Einzelnste, und selber theologische Kenntnisse besaß er mehr denn ein gewöhnlicher Pfarrer.

Doch lebte er still und eingezogen, in Gesellschaften war er sehr selten und dann ein bescheidener, mehr zuhorchender Gast. Wollten aber die Bürger Aufschluß über ein altes Verhältniß ihres Stadtwesens oder in geistlichen Dingen über einen streitigen Punkt, so wurde der Organist gefragt, und seine Erörterung für einen Entscheid angesehen.

Aber neben seinen Unterrichtsstunden war er fast ohne Ausnahme zu Hause oder in seinem Gärtchen und lieber als alle Gesellschaft war es ihm, sich auf die Sonntage und besonders auf die hohen Feste im Orgelspiel vorzubereiten. An den Samstag-Nachmittagen vor den Festen wurde dann die Orgel wieder sorgfältig gestimmt, darnach die Präludien zu den Chorälen ausgewählt und diese nebst den Festgesängen seines Sängerchors, den Zwischenspielen und der Schlußfuge gespielt. Dabei wurde die beßte Verbindung der Register gesucht und der nämliche Satz bald mit diesen, bald mit andern Registern vorgetragen, bis das angemessenste gefunden war. Am Sonntage dann gieng wohl Niemand in einer festlicheren Stimmung zur Kirche, denn er.

So hatte er in stillem Glücke und Segen gewirkt bis zu den Zeiten

der französischen Revolution; da trat eine Störung nach der andern ein. Viele seiner bessern Sänger mußten in's Feld, andere giengen in die Klubbs; der Rathhaussaal wurde zu einem Quartieramt, die Kirche sogar eine Zeit lang zu einem Lazareth, der ihm befreundete Pfarrer starb; einige Jahre wechselten Pfarrverweser; ebenso löste ein Gemeindrath den andern ab. Eine alte gute Sitte, Ordnung und Uebung nach der andern wurde aufgegeben, öfter wochenlang gar kein Gottesdienst gehalten, und an's Singen gar nicht mehr gedacht. Die Meisten hatten genug zu thun, um ihr Leben zu fristen; und kaum erhielt der Organist für sein fortgesetztes Schulhalten einen Theil seines spärlichen Lohnes, so daß er noch Schulden machen mußte.

Wie denn endlich nach Jahren der Sturm ausgewüthet hatte, der so viel des alten Glückes, besseren Sinnes und guter ehrwürdiger Sitte zerstörte, waren, wie an allen Orten, so auch im Städtchen die Leute der neueren Zeit in den Behörden und diese wählten nun auch einen ihnen angenehmen Pfarrer. Der war ein Mann von oberflächlicher Bildung; die Meisterschaft des Organisten wußte er gar nicht zu schätzen. Im Gegentheil, der Pfarrer konnte einige Liedchen singen und dazu die Guitarre klimpern; ein sentimentales oder spaßhaftes Liedlein war ihm das Höchste in der Poesie und Musik, den Choral verachtete er, von der übrigen Kirchenmusik verstand er gar nichts. Des Organisten Präludien waren ihm zu lang und gefielen ihm durchaus nicht, und noch weniger die Lieder, die der Organist mit den Kindern in der Schule, und jetzt zur Seltenheit einmal noch in der Kirche sang. „Der Bibeltext ist nicht zum Singen," sagte der Pfarrer. „Und der Psalter?" erwiederte der Organist. „Der ist altjüdisch," antwortete der Pfarrer, „für uns nicht zu brauchen und so wenig verbindlich als das ganze hebräische Priester- und Opferwesen; das Evangelium klingt in neuen Zungen." „Und doch, fuhr der Organist fort, „hat Christus selber die Psalmen gebetet, noch am letzten Abend und noch in den letzten Augenblicken, da er auch

gesprochen: sie wissen nicht was sie thun.“ „Das waren Accommodationen,“ sagte der Pfarrer; „in unsere erleuchteten Tage passen die Psalmen nicht, beim hellen Tageslicht schweigen die Eulen; in unsern aufgeklärten Schulen müssen nunmehr einzig Vaterlands- und Naturlieder gehört werden.“ „Nun,“ erwiederte der Organist, „des Uhu's Ruf wäre auch ein Naturlied; sollen denn die Christenkinder des Kuckucks Lieder singen?“ „Warum nicht,“ sagte der Pfarrer; „ein die Lust des Frühlings munter aussprechendes Liedchen, in welchem auch des Kuckucks Ruf sich hören ließe, würde ich selbst in der Kirche unendlich lieber hören, als ein: „An Wasserfällen Babylon's, da saßen wir mit Schmerzen.“ „Ei,“ antwortete der Organist, in einem Tone, den man nur höchst selten von ihm hörte, „da könnten Ihro Wohlehrwürden und dero gesammte Gemeinde auf eine sehr wohlfeile Weise erbaut werden; jenes Instrumentchen und Kinderspiel, das des Kukkuks kunstreiches Lied aufs Allervollkommenste nachahmt, kostet wenige Kreuzer; auch ließe sich für eine solche Naturkirchenmusik ein ganzes Orchester aufstellen und wären dazu neue Instrumentchen bald erfunden, der Eine spielte den Wachtelschlag, der Andere das Storchgeklapper, der Dritte das Froschgequake; dazu die mancherlei Pfiffe, und einen Organisten könnte man entbehren.“ „Allerdings,“ sagte der Pfarrer, „gewisse Organisten sind leicht zu entbehren.“ „Doch der Pfarrer nicht,“ setzte noch der Organist hinzu, „der dann den Text der Vögel auslegte.“

Auf solches hin suchte der Pfarrer den Organisten zu entfernen. Ein stümpernder Vagabund, der in jenen Tagen auch beim Pfarrer um ein Almosen anklopfte, war ihm sehr willkommen; es wurden ihm sogleich Unterrichtsstunden verschafft.

Den Organisten auch aus der Schule zu stoßen, wurde die Einführung eines neuen Schulgesetzes benützt. Ja es heißt, dies Schulgesetz sey hauptsächlich gemacht worden, um ihn und anderwärts noch einige Männer älteren Schlages, deren man auf andere Weise nicht los werden konnte, zu entfernen. Das Gesetz erklärte alle Lehrerstellen

erledigt und den Organistendienst mit dem Gesangunterricht verbunden und unterwarf alle Bewerber um ein Lehramt einer neuen Prüfung.

Der Organist machte die Prüfung mit. Fast alle Lehrer verwunderten sich, daß die Behörde von ihm, dem bewährten Meister, der ja seine Examinatoren selbst unterrichtete, ein Examen fordere. Es schmerzte die Lehrer, wie der alte verdiente Mann unter sie saß, um sich gleich einem Anfänger behören zu lassen. Nur die Herren Examinatoren und besonders der dem Pfarrer befreundete Präsident der Prüfungs-Commission, diese fühlten nichts der Art. Diese sprachen viel von Ideen, und herrschte in ihnen nur die vor, von der Werthlosigkeit eines alten Mannes im Allgemeinen und im Besonderen von der eines ergrauten Liebhabers der Schnörkeleien eines altväterischen Glaubens und Kunststyles. Der Organist schrieb einen gehaltreichen Aufsatz, in der musikalischen Aufgabe ließ er seine Meisterschaft im Contrapunkt sehen. Im mündlichen Examen dagegen zeigte er nicht gehörige Kenntniß in der neuen Lautier-Methode, auch hielt er dafür: es sei richtiger zu schreiben ck statt kk und tz statt zz. Er bekam daher auch nur ein bedingtes Wahlfähigkeitszeugniß und wurde in der That nicht mehr erwählt.

Er ahnete davon nichts und hatte ruhig seinen Unterricht fortgesetzt. Wie er denselben eines Tags mit seiner gewohnten Munterkeit ertheilte, trat der Pfarrer ein und sagte mit amtlicher Miene und Stimme und schrecklicher Kälte: „Meister Walter, ich soll Euch im Namen der Schulpflege anzeigen, daß dieses die letzte Unterrichtsstunde ist, die Ihr gebt; es ist an Eure Stelle ein Anderer als Lehrer und Organist erwählt.“

Der Organist war wie versteint: er wurde blaß; die Knaben sahen ihn voll Mitleid an, einige weinten; auf den Pfarrer blickten sie voll Zorn. Endlich sagte der Organist: „Solches habe ich nicht verdient. Und: was du nicht willst, das man dir thue, das thue einem Andern auch nicht! So lebt denn wohl, ihr lieben Knaben; machet eurem kommenden Lehrer Freude, wie ihr mir gemacht habt: Gott segne und

behüte euch!“ Hiemit gab er Allen die Hand, kehrte dem Pfarrer den Rücken und verließ die Schule.

Wol hatten sich nicht wenige Bürger und Bürgerinnen des Organisten angenommen und waren über seine Nichtwiedererwählung empört, aber sie waren die Minderheit. Eine Revolution verkehrt die Leute auf eine unglaubliche Weise. Die Freunde derselben halten sich Alles erlaubt. Sie handeln mit einer Leidenschaftlichkeit, mit einer Verfolgungssucht gegen die Andern, mit einer Rücksichtslosigkeit, ja Rohheit und Wildheit, deren sie sich schämen, wenn sie einmal wieder zur Besinnung kommen und wenn Verbrechen, die sie doch nie eingestehen werden, sie nicht noch zu größeren hinreißen. Und in solchen traurigen Zeiten reden die, welche das Recht und Verdienst schützen sollten und muthwillige, schadenfrohe Zertreter sind der Gerechtigkeit und Billigkeit und Menschlichkeit, diese reden dann noch von ihren Fortschritten in der Bildung. Und so handeln dann besonders auch Erziehungsräthe, wenn sie, ihrem Namen freilich zur bleibenden Schmach, in den Dienst sich begeben haben einer leidenschaftlichen Politik.

Daß dergleichen möglich sei, mußte der Organist wie mancher Andere eben durch die Revolution erfahren.

Er war nun brodlos; Freunde verhalfen ihm zu einigem Verdienen, daß er, wenn auch mit Noth, doch sein Auskommen fand.

In die Kirche des Städtchens konnte und mochte er jetzt freilich nicht mehr. Der Pfarrer war ihm ohnehin durch seine Gespreiztheit in Ton und Gebärde und dem Schellengeklingel hochtönender Redensarten ein Aergerniß gewesen. Ja, er sagte, solches Predigen mache ihm in der That Magenweh. Und jetzt gieng er diesem herzlosen Mann vollends überhaupt aus dem Wege und lebte noch stiller denn vorher.

Am Sonntag gieng er in die Kirche des benachbarten Dorfes, und dem dortigen Schullehrer, der die Orgel zu spielen hatte, aber es nur mühselig konnte, war sein Erscheinen immer willkommen und auch die Gemeinde erbaute sich am Spiele des Meisters.

Als in der späteren Zeit die Männerchöre aufkamen, wurde vom

nämlichen Erziehungsrath, der auch den Organisten hatte prüfen lassen, ein ziemlich hoher Preis ausgesetzt für die beßte Composition eines Männerchorgesangs. Der Erziehungsrath wollte damit zeigen, wie er mit der Zeit fortschreite und überhaupt die Kunst befördere. Unter den Bewerbern war auch der Organist, und seine Composition war nach dem Ausspruch der bestellten Kunstrichter, sowie nach dem allgemeinen Urtheil der Männerchöre, welche die Cantate zur großen Freude der Zuhörer aufgeführt, an Werth und Wirkung unvergleichlich weit die erste, und der Erziehungsrath schickte, freilich mit einem kurzen Belobungsschreiben, dem Manne den ersten Preis, dessen kunstgerechte Examenarbeit er für ungenügend erklärt hatte, weil sie das Bericht erstattende Mitglied des Erziehungsrathes durchaus nicht verstanden hatte.

Es traf zusammen, daß gerade jetzt des Organisten Nachfolger, der etliche Jahre zu großem Schaden der Schule ein ärgerliches Unwesen als Lehrer und Organist getrieben hatte, schändlicher Dinge wegen entfernt werden mußte.

Die Stelle wurde wieder ausgeschrieben; der Organist bewarb sich um dieselbe. Der Erziehungsrath machte jetzt wirklich einen Fortschritt, nämlich einen Rückschritt zu ehvoriger Gerechtigkeit und Billigkeit, und gab ohne fernere Prüfung dem Organisten ein unbedingtes Wahlfähigkeitszeugniß und der Meister Walter wurde wieder Schullehrer und Organist und versah seinen Dienst noch eine Reihe von Jahren mit der Munterkeit, mit der er uns im Anfang dieser Darstellung entgegentrat.

Der Sonntag war ihm jetzt wieder um so festlicher, da jener wortreiche und herzlose Pfarrer versetzt und ein besserer dessen Nachfolger war. Dieser hatte in Leipzig studirt, war als ein Freund der Tonkunst mit dem musikalischen Leben der Thomasschüler wohl bekannt, und hatte die Werke der alten Meister, die sie aufführen, oft gehört. Wie freute es den Organisten, von jenen Herrlichkeiten und seinen Jugendgenüssen mit diesem so freundlichen und wohlunterrich-

teten Pfarrer zu reden! Er wurde darüber wieder zum Jüngling. Und auch der Pfarrer vernahm und lernte vom alten Organisten noch Vieles, was er selber in Leipzig nicht gehört hatte. Er konnte sich Fugen spielen lassen, in der Weise wie sie Bach nicht nur componirt, sondern selber gespielt hatte; denn der Organist hatte seiner Zeit in Leipzig noch Meister gekannt und gehört, die von Bach's Söhnen gebildet waren.

---

# Der Tüchler.

Hans diente bei dem reichen Bauer auf dem Mattenhof im untern Aargau, und hieß, ungeachtet er nun bald volljährig, groß und stark geworden war, noch immer nur der Bub. Er war als ein verlaßner Waisenknab von der Gemeinde diesem Bauer hingegeben worden, weil der für dessen Verpflegung weiter nichts forderte, als daß die Gemeinde denselben kleiden lasse. Sein Brot mußte der kleine Hans vom ersten Tage selber und sauer verdienen. Er war der Hirtenbube, der Treiber der Ochsen und Pferde beim Pflügen, der Bote und überhaupt der Handlanger eines jeden im Hause, auch der Knechte und Mägde, und mußte Alles verrichten, was die andern nicht mochten.

Zur Schule ward er nicht angehalten. Als er sechszehnjährig den Vorbereitungsunterricht zur Hinzulassung zum heiligen Abendmahl besuchen mußte, konnte er noch nicht lesen, und erfuhr der Pfarrer jetzt erst, daß Hans die Schule nie besucht habe. „Bis und so lang du nicht lesen kannst, sagte der Pfarrer, werde ich dich auch nicht konfirmieren und unter die Neukommunikanten aufnehmen. Schämst du dich nicht? du bist der älteste und größte, und der ungeschickteste und kennst nicht einmal die Buchstaben!“

Daß aber auch der Pfarrer an dieser Verwahrlosung des jungen Menschen Schuld gewesen, daß er nicht nachgefragt, den reichen Bauer nicht zur Pflicht angehalten, daran ward nicht gedacht.

Weinend vor Zorn über diese Beschämung sagte Hans: „Der Meister hat mich nie in die Schule gehen lassen.“ „So muß er dir jetzt Zeit geben, antwortete der Pfarrer; ich werde mit ihm reden; und ein Bursche in deinem Alter hat in kurzer Zeit Viel eingeholt.“

Dieß ließ sich Hans gesagt seyn. Ein Kamerad half ihm und sehr bald konnte er ziemlich fertig lesen, daß sich der Pfarrer verwunderte nicht nur über diese ungewöhnlichen Fortschritte, sondern noch mehr über des jungen Menschen Verstand und Gedächtniß. Bald war Hans der erste Schüler. Katechismus und Psalmbuch wußte er auswendig, noch etliche Bücher, die ihm der Pfarrer gegeben, hatte er Sonntags in den Mußestunden gelesen, bald im warmen Kühstall, bald am Feuer des Ofens oder Heerdes, oder auch verstohlener Weise in der Kammer der Knechte, wenn diese abwesend waren; denn in die Stube, an den Tisch und zum Licht, an welchem der Meister mit seiner einzigen Tochter, dem fünfzehnjährigen und schon mutterlosen Liseli saß, durfte der Bube nicht.

Diese Tochter gieng in den nämlichen Konfirmations-Unterricht; sie war fleißig beschulet worden, blieb aber jetzt, nachdem einmal Hans lesen konnte, hinter diesem weit zurück. Sie saßen im Unterricht die Töchter in den vordern, die Knaben in den hintern Bänken so, daß Hans gerade hinter dem Liseli ihm leicht einflüstern konnte und er that es gerne, und so antwortete auch Liseli verständig. Es war dafür dem Hans gut, ohne daß es ihm dieß irgendwie gezeigt hätte. Es würde sich selbst geschämt haben, denn Hans war ja nur der Bub; und was würden der Vater, die Hausgenossen und Gespielen gesagt haben, wenn es dem Hans auch nur ein freundliches Wort gegeben!

Bei der Konfirmation zeichnete sich Hans angesichts der ganzen Gemeinde vor allen Konfirmanden durch seine treffenden Antworten aus und der Pfarrer belobte ihn.

Das hob nun mächtig Hansens Selbstgefühl; er spürte, daß er wol nicht sein Leben lang der Bub bleiben werde.

Er war ärmlich gekleidet; zu seiner ersten Abendmahls-Feier erhielt er nun zwar, wie dieß der Brauch erforderte, von der Gemeinde ein neues Gewand, aber es war von rauher brauner Wolle und plumper Arbeit, dem entsprach alles Uebrige seiner Kleidung; den

Hut, der ihm zu groß war und ihn entstellte, hatte ihm ein Knecht geliehen. So gieng er, von den Knechten ausgelacht, zur Kirche und zu seiner ersten Kommunion, weit hinten nach seinem Meister, der sein Liseli und dessen Freundinnen begleitete. Es war zierlich wie ein Bräutchen gekleidet, zum ersten Mal trug es das in jener Zeit und Gegend noch bräuchliche breite schwarze Sammetband, das quer über die Mitte des Kopfes gelegt hinter den Ohren unter den Haarflechten geheftet war und mit diesen über den Rücken hieng. Das schwarzsammtne, silbergestickte Koller umschloß den weißen, wohlgeformten Hals, vom Koller fielen die schweren silbernen Ketten über die runden Schultern bis auf die Hüfte und waren unter dem Arm durchgeschwungen und oben an der Brust wieder an dem Koller befestigt und hiengen von dort glitzernd herab, sich in silbernen Rosen als in Quasten endend. Das Leibchen des weiten aber in viele enge Falten genähten, nicht bis auf die Knöchel reichenden schwarzen Rockes hatte zum Gang in die Kirche lange und eng anschließende Aermel, und vorn dann links und rechts zwei Reihen silberner Haften, durch diese wurde ein schwarzes Band kreuzweise geschlungen, welches das sich anschmiegende Brusttuch von Scharlach hielt, und dieses ließ noch eine Hand breit oben das schneeweiße feine Hemd sehen. Die Schürze war, wenn man zur Kirche und Kommunion gieng, schwarz, gewöhnlich wollen, nur bei den Reichsten von Seide, wie auch Liseli sie jetzt trug, an Hochzeitfesten aber war sie schneeweiß; die Strümpfe ebenso, und weil sie über die Knöchel hinauf unverhüllt, mit künstlichen Zwickeln verziert; der Schuhe bis auf die Mitte des Fußes ausgeschnitten, entweder mit silbernen Schnallen oder mit einem nach vorn hin fallenden ausgezackten Ueberschlag von rothem Leder geschmückt. Eine Tracht, wie nicht leicht eine hübschere und passendere erfunden werden kann, die vom Schönheitssinn früherer Zeiten zeugt, und welche jetzt aus jener Gegend fast ganz verschwunden ist.

Zu diesem Feste hatte der Vater seiner Tochter noch ein neues Psalmbuch geschenkt mit goldnem Schnitt und silbernen Beschlägen,

dieses hielt Liseli in beiden Händen, und auf das Buch gelegt den Blumenstrauß, gelbe Veilchen und Rosmarin, die heute, da man zur Kommunion gieng, nicht an die Brust gesteckt wurden.

So hübsch geputzt hatte Hans seines Meisters Töchterlein noch nie gesehen. In dem schwarzen oben eng schließenden, unten weitfaltigen Kleide schien sie noch einmal so schlank und zierlich; die bis zum Saum des Rockes fallenden seidenen Bänder, welche die Fülle ihres glänzenden braunen Haares umflochten, walleten im sanften Wiegen ihres Ganges. Und gab sich Hans auch nicht diese Rechenschaft, warum ihm Liseli heute so ganz besonders gefalle, so folgte ihr doch sein Blick und hätte er ihre braunen Augen gesehen und ihr blühendes feines Angesicht, wäre seine Zerstreuung noch größer gewesen.

Aber auch in der Kirche sah er sie nur vom Rücken; und der Ernst, mit dem der Pfarrer besonders den Neokommunikanten zusprach, machte, daß auch Hans mehr an sich selbst dachte, und vom Abendmahlstisch zurückkehrend es sich versagte, dem Liseli in's Angesicht zu sehen.

Auf dem Heimwege lachten ihn auch die Kameraden seines großen und ungeheuren Hutes wegen aus, und ihm selbst fiel es jetzt mehr denn noch nie auf, wie ihn sein rauhes Kleid entstelle, und wie viel besser auch die ärmeren seiner Kameraden denn er selbst gekleidet seyen. In die Nähe Liselis und ihrer Freundinnen hätte er sich gar nicht machen mögen. Alle sahen an Hans nur den Kittel, der ihm, wie befohlen war, für den Aufwuchs und darum für jetzt zu groß und weit gemacht worden war, und sahen nur den entlehnten Hut und machten sich über diesen nur um so lustiger, je mehr, wie sie wohl wußten, in dem Kopfe war, und je neidischer zumal die reichern Bauernsöhne waren, daß ihnen allen der Bub vom Pfarrer war vorangestellt worden.

„Ihr solltet euch schämen," sagte endlich Hans auf ihre Neckereien, „daß ihr mit keinen bessern Gedanken das erste Mal vom Tische des Herren geht. Ich heiße der Bub und andere sind die Buben; und was ihnen nicht wohl steht, ist eher der Kopf als der Hut, und was

das ungemachteste an ihnen, können sie nicht an den Nagel hängen, auch mit noch so feinen Kleidern nicht verhüllen. Und wisset ihr was, in solchen Kleidern werde ich, so Gott will, nicht zeitlebens zur Kirche gehen; denket dran!"

Somit schied er von ihnen; sie giengen dem Dorf und er dem unmittelbar daran gelegenen Mattenhofe zu.

Wie froh war er, den abscheulichen Hut wieder zurückzugeben und den ungeformten Kittel in sein Kästchen hängen zu können. Was für ein anderer Bursche war er jetzt ausgezogen in den reinen Hemdärmeln. Er hatte in Stall und Scheune noch mancherlei zu thun; er stülpte die Aermel auf, was waren das Arme von Kraft und Festigkeit!

Auch am Tische, wo er zu unterst saß im Winkel neben der Thüre, fiengen die Knechte und Mägde die Neckereien über den Hut und Rock von neuem an. Der Meister, dem es auch unlieb war, daß der Pfarrer den Buben allen andern Unterweisungskindern vorangestellt, hörte dieß Necken nicht ungern. Liseli wagte nicht zu reden, obschon es die Rohheit fühlte, dem sonst so verständigen und ihnen so nützlichen Burschen die Armuth vorzuhalten. „Es paßte gut, sagte einer der Knechte, der Pfarrer nannte dich vor acht Tagen den beßten Kopf, so mußtest du auch heute den beßten Hut haben, und fast noch mehr als über deinen Kopf freute sich heute die Gemeinde über deinen großen Hut."

„Es ist in der That, antwortete Hans, der Hut ein grober und großer Filz, aber in der Kirche war er lange nicht der größte und gröbste."

Es war ihm unter den Lippen zu sagen: Wenn ich einen Jahreslohn hätte wie ihr übrigen Dienstleute, und wie ich ihn mit meiner Arbeit noch viel mehr verdiene, wenn mich der Meister, durch den Gemeinderath begünstigt, nicht wie einen Leibeigenen, wenn er mich nur auch wie den geringsten seiner Tagelöhner hielte, wollte ich mir schon längst mit selbstverdientem Gelde andere und bessere Kleider angekauft haben. Aber er unterdrückte diese Worte; er wollte den Meister nicht erzürnen; er wollte im Hause bleiben, etwas rechtes werden und

Liseli, die reiche Erbin, zur Frau gewinnen. Das war schon lange seines Herzens Zug und seit der Unterweisungszeit sein fester Entschluß.

Als das Spotten über den Hut und Rock nicht enden wollte, stund endlich Hans gelassen auf, holte beides Hut und Rock, hängte sie an die Ofenstange und sagte: „Der Hut ist nicht mein und der Rock ist nicht mein. Auch bin ich selbst nicht der Rock; wenn euch daher diese Beiden so große Freude machen, so belustigt euch ferner mit ihnen; sie sind gar geduldig.“ Und somit verließ er den Tisch, nahm das neue Buch, das ihm vor wenigen Tagen der Pfarrer gegeben und gieng damit auf eine einsame Anhöhe, legte sich dort in den Schatten und las während des Nachmittagsgottesdienstes, in den er, wie es an einem Kommunionstage bräuchlich war, ohne Hut und Rock nicht hätte gehen dürfen, mit diesen Kleidungsstücken aber auch um keinen Preis wieder gegangen wäre.

Als er die Leute wieder aus der Kirche kommen und auch von ferne das Liseli dem Hofe zugehen sah; er wandte keinen Blick von ihr ab; die Stunde vom Kirchthum ihn dann auch an Geschäfte mahnte, die zu besorgen ihn die jetzt schon in's Wirthshaus gegangenen Knechte geheißen hatten, verließ er die schattige Höhe.

Schon stand der Meister bereit, ihm einen Verweis zu geben, wenn er etwa zu spät käme und sich an ihm für jenes am Tische gesprochen Wort — „vom Filze“ zu rächen. Beides wurde durch Hansens Pünktlichkeit vereitelt, denn noch eine Viertelstunde vor der Zeit war er wieder auf seiner Stelle.

„Du gehst mir diesen Abend nicht vom Hofe, sagte der Meister; ich selber habe noch auswärts Geschäfte, den Knechten habe ich erlaubt, Sonntag zu machen; es muß jemand bei Hof und Stall bleiben.“

Der Meister gieng fort; auch Liseli war zu Gespielen in's Dorf hinunter. Als Hans seine Geschäfte besorgt und er jetzt noch zwei oder drei Abendstunden frei hatte, auch noch zwei Mägde im Hause waren, vom nahen Dorfe die Sonntagsbelustigung der jungen Leute auf dem Kegelplatze hertönte, konnte er sich nicht enthalten, auch ein

wenig noch zu ihnen hinzugehen. War er doch jetzt konfirmiert, zum Abendmahl gegangen und durfte sich also heute das erste Mal den Erwachsenen zugesellen.

So gieng er die lange Wiese hinunter ohne Rock und Hut, in den Hemdärmeln, die weiße baumwollene Mütze auf dem Ohr.

Er gesellte sich zu den jungen Burschen an der Kegelbahn, die vor dem Dorfe unter dem Schatten der Linden angebracht war. Er sah von dort in den nahen Mattenhof hinüber. Leise wurden noch von einigen Jünglingen die Spöttereien wiederholt vom Morgen. Laut wagte ihn hier keiner zu necken, denn sie kannten die überlegene Kraft und Gewandtheit seiner Glieder. Freilich der Kleidung nach war er auch hier der unansehnlichste; sein Hemd wenn auch weiß, war doch nichts weniger als fein, ebenso die Strümpfe; das Brusttuch und die Hosen waren eben von dem braunen Tuche, das die Spitalleute der Gemeinde trugen. Aber dennoch war er der schönste Jüngling auf dem ganzen von der gesammten erwachsenen Jugend erfüllten Platze. Höher war er als alle und breitschultriger; er hatte ein blühendes sprechendes Angesicht, volle röthliche Wangen, eine hohe Stirn, hellblaue, frische, fast trotzige Augen, feines enggekräuseltes blondes, fast weißes Haar, die Mütze auf's Ohr gesetzt, daß sie zu verstehen gab, sie stehe dem ganzen Burschen wohl an. Die meisten der Kegelnden trugen schöne Kleider; Viele hatten silberbeschlagene Tabakpfeifen, silberne Uhren mit Ketten und Gehänge von Silber, silberne Schlagringe am Finger, das Hemd auf der Brust mit einem großen silbernen Herz geheftet. Die Bursche stellten sich vor den Hans hin, als wollten sie sagen: und du hast nichts von dem allem, nicht einmal einen Pfeifenkopf, kein silbernes Ringlein. „Willst eins rauchen?“ sagte des Ammanns Sohn und bot ihm die Pfeife. „Ich nicht, sagte Hans, die Pfeife ist das letzte, das ich einmal kaufe.“ — „Willst mitkegeln? sagte des Müllers Sohn, wir machen nur um Einen Batzen.“ — „Ich habe keinen Kreuzer, antwortete Hans ohne Scheu, ihr wisset, ich bin arm: willst du's aber wagen, und mir Einen Batzen vertrauen

und entlehnen, so mache ich Ein Mal mit.“ — „Verehren will ich dir Einen Batzen, sagte des Müllers Sohn, und setzte so für den Hans ein. Es waren ihrer etliche zwanzig, die kegelten; eben so viele Batzen standen auf dem Spiel; es galt, wer im Bogenwurf zuerst den mittlern Kegel, den sogenannten König, aus dem Spiel schlage, beziehe, was alle eingesetzt; wer aber nichts geworfen oder einen andern Kegel oder mehrere treffe, zahle, falls er gefehlt, wieder den Einsatz und setze so viele Batzen ein, als er unglücklicher Weise Kegel getroffen. Hans war der letzte, der zu werfen hatte. Alle vor ihm hatten entweder gefehlt oder mit dem König und ohne denselben noch andere Kegel getroffen und mehrere Batzen Buße gezahlt, so daß nun einige Gulden auf dem Spiele standen. Hans nahm die größte und schwerste Kugel, ermaß den Schwung und Bogen des genausten; der König sprang hinaus, die Kugel aber blieb in der Mitte des Spiels liegen. „Ein Meisterschuß!“ riefen alle. Und mit Lächeln strich Hans die Summe ein und gab den Batzen zurück. Der Müllerssohn aber wollte ihn jedoch nicht annehmen; er ist dir verehrt, sagte er; und zum ersten Mal du mit uns kegelst, mag ich dir das Glück wohl gönnen.“

Noch zwei oder drei Mal gewann so Hans den ganzen Einsatz. Als die Spielenden seine Meisterschaft in diesem Bogenwurf fürchtend, über eine andere Art des Spieles einig wurden, daß nämlich Jeder so viel Kreuzer beziehe, als er Kegel werfe, gewann auch hierbei Hans am meisten, fünf, sechs oder sieben Kegel traf er Wurf um Wurf, einmal sogar alle neun. „Wo hast du so kegeln gelernt?“ fragten ihn die andern. „Schon auf der Weide, sagte Hans, dort hatte ich mir aus einer zersägten Stange Kegel gemacht, nach denen ich mit einem großen und schweren runden Steine im Bogenwurfe schoß; auch haben wir da drüben im Mattenhof eine Kegelbahn, auf der ich mich in einsamen Stunden seit Jahren etwann übe.“

„Der Bub wird doch noch ein rechter Kerl,“ sagten nun einige.

Er aber hatte, obschon er mit Leib und Seele beim Spiel war, auf den Schlag der Stunde geachtet und schaute bisweilen zum Matten-

hof hinüber und auf die Höhe, über die der Meister zurückkehren mußte. Wie er denselben in weiter Ferne erblickte, ließ er seinen Einsatz im Spiele, entschuldigte sich und lief zum Hofe zurück und war, als der Meister in den Stall trat, an den Geschäften, und keines war verspätet, so daß der Meister wieder nichts rügen konnte.

Mitten unter seinen Verrichtungen griff Hans, so oft er konnte, nach seinem vielen Geld und mochte den Augenblick kaum erwarten, wo er ungesehen es zählen und betrachten konnte.

Dieß gelang ihm noch einmal, ehe die Knechte kamen und er mit ihnen zu Bette gieng; am Morgen war er vor allen auf und zählte und betrachtete wiederum seine Batzen, deren es mehr als hundert waren. Es schien ihm eine unermeßliche Summe und es war ihm, als ob jetzt der Anfang zum Glücke gemacht sey und ihm von nun an das Geld nicht mehr mangeln werde.

In allen seinen Arbeiten war er nun noch eifriger. Mit Bescheidenheit wagte er etwa auch seine Meinung über die Bestellung des Feldes, die Besorgung, den Kauf und Verkauf des Viehes gegen den Meister auszusprechen, und mehr als einmal fand dieser des Buben Vorschläge in der That die verständigeren und vortheilhafteren, und befolgte sie. Er wußte auch, daß er Hansen Alles und nun auch selbst die Beaufsichtigung der Arbeiter anvertrauen konnte.

Noch mehr war Hans darauf bedacht, dem Liseli zu Gefallen zu seyn; wo er ihm bei der Arbeit irgendwie Hülfe und Erleichterung leisten konnte, da kam er gesprungen; Manches, das dem Liseli oblag, fand sie oft am Morgen schon besorgt und vollbracht; Hans hatte es noch sehr spät oder sehr früh verrichtet. Er half ihr den Garten bepflanzen, daß er nie grüner und reicher an allerlei Gemüsen war denn jetzt; nicht minder sorgte er auch für ihre Blumen, die den Garten schmückten und die auf der Laube standen, welche das Haus umgaben; für ihre Schafe, Tauben und Hühner hatte er besondere Sorgfalt. Er erhielt nun aber auch von Liseli manchen freundlichen Blick und Dank.

Am Sonntag aber richtete er sich so ein, daß er, ohne etwas in Scheune und Stall zu vernachlässigen, Abends bei Zeiten beim Kegelspiel seyn konnte. Selten kehrte er heim, ohne wieder einige Gulden gewonnen zu haben.

Er fühlte sich immer mehr. Im Verborgenen hatte er sich auch einige bessere Kleidungsstücke angekauft. In die Kirche gieng er aber noch immer ohne Rock mit den bloßen Hemdärmeln und die weiß Kappe auf dem Ohr; ebenso erschien er auch Sonntag Abends beim Kegeln. Als er aber endlich alle Stücke einer besseren Kleidung beisammen hatte, zog er sie eines Sonntags an, da es ihm erlaubt war, in das nahe Städtchen zu gehen, schlich sich ungesehen vom Hofe weg, gieng einsam durch den Wald und erschien in seinem neuen und stattlichen Kleide unter seinen Kameraden, die mit den Töchtern ihres Dorfes ebenfalls in das nahe Städtchen gezogen waren, um sie zum Weine zu führen. Alles schaute ihn verwundert an, er war ein neuer Mensch und wenn ihm nicht noch einige silberne Zierraten gemangelt hätten, Uhrenkette und der Ring am Finger und Halstuch und die Tabakpfeife, wäre er wol für den ersten unter allen, für des Müllers, Wirths oder Ammanns Sohn angesehen worden.

Liseli war auch unter den hergekommenen Töchtern. Verwunderten sich andere nicht ohne Neid über Hansens stattlichen Putz, so war ihre Verwunderung nicht ohne Freude. „Er ist der schönste und aufgewecktestе unter allen," sagte sie sich mit innigem Wohlgefallen; ja daß der Bub ein so stolzer Jüngling, hatte sie solchermaßen in der täglichen Umgebung und Gewohnheit noch nie bemerkt.

Gerne hätte er sie zum Weine geführt, doch ihm war des Müllers Sohn zuvorgekommen, dieser hielt sie schon an der Hand oder, wie es damals in jener Gegend bräuchlich war, mit dem kleinen Finger seiner rechten Hand beim kleinen Finger ihrer Linken gefaßt und zog sie so in's Wirthshaus. Denn der Brauch erforderte ebenfalls, daß die Töchter zuerst den Knaben Widerstand leisten, die Hand und den kleinen Finger versagen und nur unter Zwang zum Weine folgen mußten.

Ja gewöhnlich führte, der sich um eine Tochter bewarb, sie nicht selbst zum Weine, sondern er ließ sie durch einen Freund holen. Dieser Umweg dünkte aber dem Sohne des Müllers nicht nöthig; er hielt es bei seines Vaters Ansehen und Reichthum für ausgemacht, daß Liseli keinen andern als ihn selbst heiraten werde, auch glaubte er der Beistimmung ihres Vaters gewiß zu seyn; gränzten doch des Müllers weite Felder und Wiesen an die des Mattenhofes.

Mit des Müllers Sohn und dem Liseli zogen alle reicheren Baurensöhne sammt ihren Freundinnen in's nämliche Wirthshaus und auch Hans folgte; ihm war aber keine Tochter übrig geblieben, die er hätte einladen können. Er setzte sich mit den Uebrigen an einen Tisch. Liseli war in seiner Nähe; so nahe war er ihr noch nie gesessen, so offen und so lange hatte er ihr noch nie in die schönen Augen und das überaus feine und liebliche Angesicht schauen dürfen. Daß der Bub Gedanken an Liseli haben könne, das kam dem Müllers-Sohn und auch den Uebrigen von Ferne nicht zu Sinn, noch weniger dachten sie daran, daß auch Liseli im Herzen dem Hans gut sey.

Des Müllers Sohn that plump und übermüthig. Vom beßten Wein ließ er kommen, nöthigte, doch umsonst, das Liseli zum Trinken, trank selbst desto mehr, fieng dann an aus seiner mit Silber beschlagenen Pfeife zu rauchen, sprach aber kein vernünftiges Wort. Der Hans aber erhielt mit lustigen Einfällen und Geschichten den ganzen Tisch in Einem Lachen. Keiner hatte das ihm zugetraut; der Art hatte auch Liseli noch nichts gehört, und wunderte und freute sich um so mehr, da Hans zu Hause an ihrem Tische gewöhnlich ganz stumm blieb, wie ihm das der Meister schon vor Jahren befohlen hatte. Und zwar waren Hansens Spässe gar nicht gewöhnlicher Art und nöthigten auch die, welche ihm minder wohl wollten, unwillkührlich zum Lachen. Besonders auch die Töchter meinten, so lustig seyen sie in ihrem ganzen Leben noch nie gewesen; kein Mensch hätte Solches hinter dem Hans gesucht. Nur des Müllers Sohn

rauchte und trank ohne viel zu lachen. Als es zum Singen kam, brüllte er so schrecklich darein und mit so unreinen Tönen, daß alle baten, er möchte doch lieber schweigen und ihnen den Gesang nicht stören. Er war nur mit Noth zum Schweigen zu bringen. Liseli mußte drohen, es werde fortgehen, wenn er noch länger so unmenschlich schreie. Dagegen sang Hans sehr schön, er wußte auch die meisten Lieder und stimmte besonders die gerne an, von denen er wußte, daß Liseli sie gerne sang; ihre beiden Stimmen tönten auch vor allen andern aus rein und lieblich.

Wie gerne hätte dann Hans das Liseli allein nach Hause begleitet; allein des Müllers Sohn blieb an ihrer Seite; sie aber bat noch einige Freundinnen, ihr das Geleit zu geben; und so zog es Hans vor, auf dem kürzern Waldweg heimzueilen. Er hatte auch schon mancherlei im Stalle besorgt, als die jungen Leute in's Dorf zurückkehrten und Liseli ohne des Müllers Sohn die Wiesen herauf kam. Es hatte durchaus nicht wollen, daß derselbe bis zu ihrem Hause komme. Sie allein heimkehren sehen, war dem Hans sehr lieb; und noch lieber, da er hörte, daß sie sich über des Müllers Sohn beim Vater beklagte. Dieser aber suchte sie zu begütigen.

Es war dem Liseli leid, tagsdarauf den Hans wieder als Bub zu sehen und als solchen behandeln zu hören, und auch er wäre lieber vor ihr als stattlicher Knecht erschienen. Als er ihr im Garten etwas half, die Magd etwas holen mußte und sie einen Augenblick allein waren, sagte Liseli: „Du hast uns gestern viel Freude gemacht; es wäre ohne dich nicht halb so lustig gewesen.“ — „Gar und ganz nicht lustig wäre es gewesen, versetzte er, und hätte ich selbst nicht dabei seyn mögen, wenn nicht ein gewisses Liseli da gewesen wäre. Und daß es den Bub am nämlichen Tisch gelitten und mit ihm gesungen hat, das macht, daß Hans nicht mehr lange der Bub seyn kann.“ — „Was willst du denn?“ sagte Liseli. „Es wäre mit einem einzigen Wörtlein gesagt, antwortete Hans; aber jetzt gilt's noch zu schweigen und zu warten. Daß gestern des Müllers Sohn

auch warten und nachsehen mußte, das war mir vom ganzen Tag die größte Freude.“ — „Das ist ein übermüthiger Lappe, sagte Liseli, der meint, was es für eine Ehre sey, mit ihm zum Wein zu gehen und er selber sitzt stumm da, trinkt und raucht, sagt bisweilen ein dummes Wort, spielt mit der silbernen Kette an seiner Pfeife und Uhr, und läßt seine Thaler klingeln.“ — „Ja, sagte Hans, zum vollständig dummen Aussehen mangelt ihm nur noch das feinere, herrische und modische Gewand; und wenn ich etwas vermag, so mache ich, daß sich solche Bursche so vornehm als möglich kleiden; denn das ist der volle Spaß, wenn ein so hochmüthiger und roher Mensch auf's äußerste geputzt den Mund aufthut und läßt das ganze Thier sehen und hören, und ist jedes Wort ein Grunzen und Bellen und Muhen und Yanen; setzen sie noch gar wie die Gelehrten Brillen auf ihre stumpfen Nasen und vor ihre dummen Augen, das ist zum Todtlachen. Und sind sie luftig gekleidet, tragen eine goldene oder halbgoldene Kette, am heißesten Sommer Handschuhe an den Tatzen, glänzende Stiefel an den Elephantenfüßen, und patschen einher wie der Karrengaul; lustigeres giebt es nicht. Wenn einst des Müllers Sohn so das Liseli abholte?“ — „Und es sich abholen ließe und mit gienge oder führe, so hätte Hans dennoch die größte Freude?“ — „Gewiß nicht, sagte Hans; ich wüßte nicht, was ich thäte, aber dem Spaß könnte ich nicht zusehen. Allein dann wäre ich wol auch nicht mehr hier.“ — „Willst du denn fort?“ sagte Liseli. Entweder oder, sagte Hans, und doch bliebe ich so gerne hier und wie sollt ich anderswo leben können?“

Hier wurden sie durch die zurückkommende Magd unterbrochen.

Was aber Hans andeutete, es müsse eine Veränderung vorgehen, und der Bub werde und wolle er nicht länger bleiben, das war sein fester Entschluß.

Am nächsten Kommunionstage gieng er in seiner neuen Kleidung zum Nachtmahl. Der Meister, der ihn in derselben noch nie gesehen, wunderte und ärgerte sich darüber. „Wie bist du zu diesem Kleid

gekommen?“ fragte er, im Hofe stehend, den aus der Kirche zurückkehrenden. „Dieß Kleid, antwortete Hans, ist mir von der Ungeschicklichkeit meiner Kameraden beim Kegelspiel geworden, und ist eine Art Bußkleid.“ — „Es schickt sich nicht, entgegnete der Meister; daß der Bub um Geld spiele; ich will das nicht.“ — „Und ich will, sagte Hans, nicht länger ohne Lohn dienen. Ich schaffe, was der beßte Eurer Knechte; haltet mich auch im Lohne wie einen derselben!“ — „Da kannst du lang warten, antwortete der Meister; du bist der Bub, und stehst noch unter dem Gemeindrath.“ — „Nicht mehr, sagte Hans, ich bin unterwiesen, und will etwas werden und der Bub nicht länger seyn.“ — „Du bist mir verdungen;“ versetzte der Meister. „Auf nicht länger, antwortete Hans, als bis in mein achtzehntes Jahr, und das habe ich nun erreicht. Wollet Ihr mich als Knecht behalten, so bleibe ich nirgends lieber denn hier und Ihr sollt es nicht bereuen, nun mich als Knecht zu dingen.“ — „Mit dem Buben, antwortete der Meister, mache ich kein Geding. Was du an Kleidern und Hemden sonst noch hast, das gehört nicht einmal dir, sondern der Gemeinde und dem Spital; du müßtest es, wenn ich dich nicht mehr wollte, zurücklassen.“

„Es ist wahr, sagte der Bub, nicht einmal Kleider habt Ihr mir gegeben, und die mir die Gemeinde steuren mußte, verlange ich nicht. Was ich jetzt auf und an mir habe, ist alles mein. Was Ihr mir an Speise und Trank und Obdach gegeben, habe ich hundert, ja tausendfach abverdient. Aber fortgejagt will ich nicht seyn. Euren Hof zu verlassen thut mir weh; Kuh und Roß und Hund und Katze werden nach mir Heimweh haben und ich nach ihnen. Aber fortgejagt will ich nicht seyn; ich gehe freiwillig und suche mir einen andern Dienst und sage Euch von Herzen Dank, daß Ihr mich hier gelitten, auch dafür, was ich in Eurer Arbeit gelernt; was ich gefehlt, das verzeihet mir! Ich will ein rechter Kerl werden und komm' ich als ein solcher wieder einmal auf Euren Hof, so seyd Ihr mir vielleicht dannzumal freundlicher. Gott behüte Euch und die Eurigen.“

Somit wendete er sich rasch, kehrte dem Meister und dem Hofe den Rücken und gieng schnell ins Dorf hinüber.

Der Meister stand betroffen da, sah ihm nach und sagte endlich, daß es Hans noch hören konnte: „Der wird schon wieder kommen."

Liseli hatte ungesehen aus der Laube im Garten dem Auftritte zugehört. Gerne hätte es Hansens Bitte unterstüzt, aber es scheute sich, Theilnahme für ihn vor dem Vater zu zeigen, und fürchtete, dieser möchte in Zorn ausbrechen.

Als er dem Liseli begegnete, sagte er: „Ich habe den Hans fortgejagt! Stell' dir vor, der Bub meinte, ich sollte ihn als einen Knecht ordentlich dingen und ihm von nun an Lohn geben." —„Etwas hätte er jedenfalls verdient;" sagte Liseli mit leiser Stimme. „Ich hätte ihm, antwortete der Vater, vielleicht mit der Zeit auch etwas gegeben; aber erzwingen soll der Bub von mir nichts; er ist pöchisch geworden; sein Aufbegehren wird ihm schon vergehen."

Auch den Knechten und Mägden war Hansens Weggehen gar nicht recht, und sie hielten es fast für unmöglich. Selber die Thiere suchten und verlangten nach ihm.

Dem Hans that es ebenfalls wehe, daß er nicht von Allen hatte Abschied nehmen, dem Liseli kein Wort mehr hatte sagen können.

Was jezt beginnen, wußte er nicht. Zorn und Trauer aber und die ganze tiefe Bewegung des rasch ausgeführten Entschlusses suchte er an jenem Abend beim Kegelspiel zu beschwichtigen. Und mit doppelter Kraft und Keckheit schwang er auch heute die schwere Kugel und gewann ein Namhaftes.

Knecht wollte er nicht, vielmehr sein eigener Herr und Meister werden. Wie aber das anfangen ohne Haus und Hof und Beruf?

Es war damals in jener Gegend lange vor der Erfindung der Spinn- und Webe-Maschinen der Anfang der Zeiten, in denen darnach eine Reihe von Jahren durch das Handgespinnst und durch das Weben der Baumwolle außerordentlich viel verdient wurde.

Hans hatte darüber bereits alle Erkundigungen und Berechnungen gemacht, und das war nun das Gewerbe, das er begann.

Er kaufte zuerst mit seinem Gelde, das weder eine Summe noch weniger ein Kapital zu nennen war, bei Spinnern und Webern, von denen er wußte, daß sie wohlfeiler verkaufen mußten, Garn und Tücher und verkaufte es wieder mit gutem Gewinn. Dann kaufte er Baumwolle und ließ sie selber spinnen und weben und gewann doppelt damit. So bei seiner Rastlosigkeit, der Benützung aller Umstände, dadurch, daß er überall die bessere Waare lieferte und, wo er kaufte, baar zahlte, gelangte er bald zu einem größeren Geschäft. Er gewann Kredit, kaufte, wie zuerst bei Pfunden, nun bei vielen Centnern, verkaufte die Tücher dutzendweise und beschäftigte eine ziemliche Anzahl Spinner und Weber.

Bald hieß er der Tüchler-Hans, miethete im Dorf Stuben und Kammern, hatte Gehülfen und ein Waarenlager. Wie er im Anfang den Spinnern und Webern, Käufern uud Verkäufern nachgieng und unermüdlich oben und unten im Lande war, so kamen jetzt die Leute zu ihm.

Es wäre zu viel, im Einzelnen zu erzählen, wie so Eines aus dem Andern gekommen, bis er nach und nach ganze Dörfer beschäftigte und in der Gegend der bekannteste Fabrikant von Baumwollentüchern war.

Darüber hatte er Liseli nicht vergessen, er sah es in der Kirche, er ließ es oft zum Weine laden. Jetzt war er bereits mehr als ein stattlicher Knecht; er trug noch feinere Kleider als des Müllers Sohn, er hatte nun auch eine Uhr, und zwar eine große goldene, wie er auch etwa sehen ließ, aber mit Ring oder Kette prangte er nicht; eine Tabakpfeife führte er gar nie. War Liseli ihm schon, da er noch Bub war, nicht unfreundlich, so gewann es ihn immer lieber und ließ auch die Zeichen seiner Zuneigung nicht unerwiedert.

Er wußte, daß des Müllers Sohn förmlich um sie geworben, daß ihr Vater sie zur Heirat fast habe nöthigen wollen, und daß er ihr nur wegen ihrer Jugend noch einige Frist zugestanden, daß sie

aber dem Vater betheuert, sie werde weder des Müllers noch des Ammans Sohn, der auch um sie sich bemüht, heiraten, sondern lieber ledig bleiben.

Doch ungeachtet seiner unermüdlichen Gewerbsamkeit und ungeachtet er Liseli so gerne sah und wo es sich nur immer thun ließ, an Sonntagnachmittagen hier oder dort mit ihr beim Wein zusammenkam, versäumte er doch das Kegelspiel nicht. Ja, er hatte sich nun auch dem Kartenspiel ergeben und gewann hier ebenfalls durch seinen schnellen Blick und seine feine Berechnung viel Geld. Doch trieb er dieses, um am Tage für seinen Gewerb keine Zeit zu verlieren, nur bei Nacht und mußte auch öfter vom Chor- und Sittengerichte gestraft werden, weil er bei Spiel und Karten zu tief in die Nacht im Wirthshause geblieben.

Auch der Bauer auf dem Mattenhofe saß im Sittengerichte und ihm und andern, die das Emporkommen dessen ärgerte, der noch vor kurzem Bub gewesen, war es erwünscht, wenn sie den nun zum Herrn gewordnen Tüchler vorladen, ihm Vorwürfe machen und ihn scharf büßen konnten, ja sie würden ihn mehr als einmal in's Gefängniß gesetzt haben, wenn er nicht gedroht hätte, in dem Falle würde er seinen Gewerb in eine andere Gegend des Landes verlegen, und sie brächten so ihre eigenen Leute um den Verdienst. Uebrigens gehe es sie nichts an, bei was für erlaubten Spielen er Erholung nach der Arbeit suche; sein Kegel- und sein Kartenspiel, selbst das in die Nacht hinein, würden sie wol ungerügt lassen, wenn ihre eigenen Söhne ihm so viel abgewinnen könnten, als deren eigene Ungeschicklichkeit gegen ihn verliere; die Herren Sittenrichter sollten vielmehr dafür sorgen, daß ihre Buben gescheider würden.

So blieb der Tüchler-Hans beim Wachsthum seines Gewerbes nicht frei von dem mit dem Reichthum wachsenden Uebermuth.

Ja, um so mehr ihn die Behörde demüthigen wollte, und ihn an seine vorige Abhängigkeit und sein geringes Herkommen erinnerte, desto derber antwortete er ihnen, desto mehr zeigte er, daß er nun

Geld habe, desto eifriger strengte er sich aber auch an, sein Geschäft noch auszudehnen und immer mehr zu gewinnen.

Das gelang ihm auch über alle Maßen. In wenigen Jahren war er im Stande, das schönste Haus des benachbarten Städtchens nebst den dazu gehörigen Gärten und Gütern zu kaufen. Hier hatte er nun Magazine, Zettel- und Schreibstuben.

Im Anfange seines Gewerbes führte er keine Bücher, schon aus dem Grunde, weil er selbst nicht schreiben konnte; denn als Bub fand er dieß zu erlernen nicht mehr Zeit, und eben so wenig, als er einmal seinen Handel angefangen. Er hatte aber ein vortreffliches Gedächtniß, und auch das Geringste entfiel ihm nicht. Eben so wenig konnte er mit den gewöhnlichen arabischen Ziffern rechnen. Meist machte er seine Rechnungen im Kopf, und irrte sich nie. Kamen ihm aber verwickeltere Rechnungen vor, so bediente er sich, um seine Ansätze und alle die Nebenrechnungen zu machen, der römischen Ziffern, wie er sie im Psalmbuch kennen gelernt, und mit diesen schrieb und löste er die zusammengesetztesten Aufgaben mit mancherlei ganz eigenthümlichen Schlüssen, Abkürzungen und Proben und stets ohne die geringste Irrung.

Sein Geschäft nahm nun einen noch größeren Umfang, ganze Fuhren von Baumwolle kamen an, Lastwagen mit Garn und Tüchern giengen ab, große Kaufherrn in seinem Hause aus und ein.

Daneben besorgte er nun mit nicht minderer Einsicht und Sorgfalt wie seinen Handel auch sein Feld und seinen Stall, und war ihm hier Aufsicht und Anordnung eine erwünschte Erholung.

Aber je schöner, weiter und wohnlicher das Haus, desto mehr schien es auch nach einer Hausfrau zu verlangen. Und obschon er jetzt um die reichste und angesehenste Tochter im Lande wol nicht umsonst geworben hätte, dachte er an keine andre als an das Liseli auf dem Mattenhofe, und hätte er auch weit und breit keine schönere Jungfrau finden können.

Seit einiger Zeit hatte er sie nur selten gesehen, theils gestatteten

ihm seine Geschäfte wenig Muße; mit den Kameraden und übrigen Töchtern im Dorfe Sonntags zum Weine zu sitzen, um da auch Liseli zu sehen, mochte er nicht mehr. Sie aber, da er sie länger nicht mehr zum Weine hatte laden lassen oder anderswo gesucht, sie zu sehen, fieng fast an zu denken, er werde jetzt eben in allem ein Herr seyn wollen und sich um sein Dorf und den Mattenhof nicht mehr bekümmern. Das that ihr wehe, und wieder meinte sie, an seiner Redlichkeit nicht zweifeln zu dürfen. Und er war jetzt in der That entschlossen, förmlich um sie zu werben und baldigst Hochzeit zu machen.

Sollte er nun zu Fuß auf den Mattenhof gehen? Daß er viel Geld besitze, brauchte er nicht damit zu zeigen, daß er angefahren kam. Die Eitelkeit überwog, er wollte zweispännig in den Hof eintraben, den er vor wenigen Jahren als der Bub verlassen und seine ganze Jugendzeit unter Druck, Mühsal und öfterer Mißhandlung zugebracht.

Es war ein schöner Sonntag im Sommer. In einem neuen zierlichen und mit zwei stattlichen Pferden bespannten Wagen fuhr er aus, er selber immer noch in der Landes-Tracht, nur war sie jetzt feineren Stoffes. Keinen Knecht hatte er mitgenommen; er war gern allein.

Er kam in's Dorf, eben als es in die Kirche läutete, und die Wege von den Kirchgängern erfüllt waren. Die Spinner und Weber grüßten ihn nicht ohne Ehrerbietung, die andern staunten über den, den sie noch als Bub auf dem Mattenhof gesehen. „Wer hätte das gedacht, sagten sie; dem ist's aufgegangen; der Pfarrer hat's doch gesehen, daß noch Anderes hinter ihm stecke.“ Einige sagten: „Mit rechten Dingen geht es nicht zu; er konnte schon beim Kegeln zaubern.“ Noch andre meinten: Er habe als Bub in der Höhle des Berges, wo man ihn öfter gesehen, einen Schatz gefunden; auch habe er selber oft von Bergmännchen erzählt, wie sie ihm auf der Weide erschienen seyen.

Er aber grüßte jedermann freundlich, ließ vor dem Wirthshaus

den Wagen stehen und die Pferde besorgen und gieng langsam zur Kirche hinauf, und stellte sich dort in einen der noch ledigen Stühle im Chor. Er nahm wie die' übrigen seinen grauen, runden Hut vor's Gesicht und verrichtete sein Gebet; auch das Psalmbuch hatte er nicht vergessen und stimmte kräftig in den Gesang der Gemeinde.

Während des Gesanges schaute er vom Chore in's Schiff hinunter in die Bänke, wo die Töchter saßen. Die äußerste vorn in der zweiten Bank war Liseli. Ihre Blicke begegneten sich. Er grüßte mit dem Augenlid, sie aber schaute nicht mehr vom Psalmbuch auf, und hielt auch während des Gebetes und der Predigt den Blick gesenkt. Er dagegen sah oft wieder hin; und ja, mußte er denken, sie ist die schönste Jungfrau nicht nur in der Kirche, sie ist die stattlichste Tochter im Lande. Wie sie dann nach Beendigung des Gottesdienstes eine der letzten die Kirche hinuntergieng, erfreute ihn von neuem auch ihr zierlicher Gang, ihre schlanke Gestalt.

Daß er hier im Chor öfter schon vor Chorgericht gestanden, getadelt und gebüßt worden, daran dachte er wol auch, aber ohne allen Groll. Den an ihm vorübergehenden Pfarrer grüßte er mit Ehrerbietung, und als dieser den Gruß freundlich erwiedernd bei ihm still stand, dankte er ihm für die erbauliche Predigt und zeigte, daß er derselben mit Verstand gefolgt. „Ihr zuerst, sagte er dem Pfarrer, habt mich geweckt und durch Eure Lehren und Bücher mir die Augen geöffnet; ich werde Euch das zeitlebens nicht vergessen.“ Der Pfarrer lud ihn zu sich ein. „Es kann geschehen, sagte jener, daß ich heute auch bei Euch ankehre, wenn mir noch ein Geschäft, das ich hier vorhabe, gelingt.“ — „So wünsche ich, antwortete weggehend der Pfarrer, gute Verrichtung.“

Vor dem Wirthshaus staunte Alt und Jung über den neuen Wagen und als dann eingespannt wurde, wunderte es sie, wohin es nun gehen werde. Und siehe, er trabte das Dorf hinauf und außerhalb desselben bei den Linden lenkte er den Weg ein gegen den Mattenhof und fuhr dann langsamer gegen denselben hinüber.

„Der hat sich verirrt," dachten die Knechte. Denn noch nie war eine Kutsche diesen Weg hergekommen. Der alte Hofhund aber sprang mit freudigem Bellen dem Wagen entgegen und an demselben hinauf und bezeugte seine Freude auf alle Weise; er hatte seinen früheren Wohlthäter erkannt.

Der Bauer, der nicht in der Kirche gewesen war, und während der Zeit gerechnet und Geld gezählt, hatte so eben sich sonntäglich angezogen und kam, durch den Hund aufmerksam gemacht, an das Fenster, erkannte auch alsbald den Daherfahrenden. Liseli aber in ihrer Stube auf der entgegengesetzten Seite des Hauses, legte ihr Psalmbuch ab und stellte das Röschen, das sie an die Brust gesteckt hatte, in's Wasser und schlug die Bibel auf, um die in der Predigt erklärte Stelle nochmals nachzulesen, und hörte und merkte nichts von dem Hergefahrenen.

Der aber gab einem der Knechte die Pferde zu halten und gieng sogleich in's Haus. Der Bauer sah ihn kommen, öffnete ihm die Thüre, zog die Kappe. Der Eintretende wartete nicht lange auf den Gruß. Er sagte: „Guten Tag, Meister; ist es erlaubt, einmal wieder zu sehen, wo ich einst so lange daheim war? Der wird schon wieder kommen, sagtet Ihr, als ich vor Jahren hier fortgieng; und so komme ich denn wieder, und zwar um mich Euch zu verdingen, und wenn nicht als Knecht, doch — damit ich es kurz sage, — als Tochtermann." — „So, so, sagte der Bauer, überrascht doch mehr mit heiterer als unwilliger Miene; nehmet Platz! Ich will dem Liseli rufen, und derweil Eure Pferde besorgen lassen."

Liseli kam, staunte, und blieb roth werdend an der Thüre stehen. Er aber gieng ihr entgegen und sagte: „Du kannst wol denken, warum ich gekommen bin; dich möchte ich, nichts mehr und nichts weniger. Liebes Liseli, willst du meine Frau werden?" Somit faßte er ihre Hand, und sie entzog sie ihm nicht. Der Vater trat ein. „Also ihr gebet mir Eure Tochter?" sagte Hans. „Wenn sie nicht nein sagt, antwortete der Vater, soll es bei mir auch nicht Nein seyn." — „Liseli

sagt nicht nein, erwiederte Hans; oder rede." — „Ich sage nicht Nein," erwiederte sie. „Nun, Gott sey Dank, sagte Hans, faßte sie sanft um den Leib und sprach: „Ich weiß, ich werde es um dich gut haben und du sollst es bei mir nicht übel haben."

„Was aber das Heiratsgut betrifft, sagte der Bauer, so bin ich dermalen nicht bei Geld; Ihr wisset, das Korn ist gar zu wohlfeil." — „Reden wir gar nichts davon, erwiederte Hans; Ihr sollet Euer ganzes Vermögen beisammen behalten; Niemand könnte es besser besorgen." — „Leer, fuhr der Bauer fort, soll deswegen Liseli nicht ausziehen; Vieles steht für sie schon bereit, anderes, was du wünschest, Liseli, brauchst du nur zu sagen. Aber wie halten wir's mit dem Mittagessen; denn Ihr gehet nun nicht fort; essen wir mit den Knechten und Mägden, oder allein?" — „Sprich du," sagte Liseli zu Hans.

„Ich dächte, antwortete dieser, da wir vor und nach allein seyn können, so essen wir mit der ganzen Haushaltung und lassen diese mit fröhlich seyn." — „Du hast recht," sagte Liseli, gieng rasch in die Küche, sagte der alten Köchinn, was sich begeben, und daß nun noch für alle geküchelt werden müsse. Der alten Magd war es die freudigste Nachricht, denn sie liebte das Liseli, als wäre sie seine zweite Mutter, und auch dem Hans war sie gut, der als Bub ihr viel geholfen; und fragte, ob sie nicht in die Stube dürfe, ihm Glück zu wünschen. „Ei warum nicht," sagte Liseli, nahm die Alte bei der Hand und führte sie hinein. „Ich danke auch dir, sagte Hans freundlich; du hast mir früher viel Freundliches erwiesen, und zum Liseli stets des beßten Sorge getragen; das soll dir nicht unvergolten seyn."

Als nun Liseli der Alten in der Küche helfen wollte, duldete es diese durchaus nicht. „Du gehörst jetzt, sagte sie, zu deinem Bräutigam; an den andern Mägden habe ich Hülfe genug; und wenn es nun heute auch etwas länger geht, bis das Mittagessen bereit ist, so werdet Ihr, ich will wetten, vorher weder Hunger noch Durst, noch Langeweile haben."

**Derweil** hatte der Bauer vom beßten Weine heraufgeholt, und schlug **jetzt** zum ersten Male mit Hansen an.

Dieser bemerkte hinausschauend, es habe sich, seit er fortgegangen, in und um den Hof manches verändert und verschönert; es wäre ihm recht, wenn er vor dem Essen noch Einiges in der Nähe besehen könnte.

Das war auch dem Liseli und ihrem Vater erwünscht, und so giengen sie mit einander durch Scheune und Ställe, Garten und Matten, und wurde an Alles erinnert, wie es vorher ausgesehen, da Hans noch Bub gewesen. Nun führte er die schöne Tochter an der Hand im höchsten Glücke und erwähnte auch dessen, wann und bei was für Gelegenheiten sie hier am Brunnen oder dort im Garten unter diesem oder jenem Baum ihm ein gutes Wort oder einen freundlichen Blick gegeben. Daß du aber noch meine Braut würdest, sagte er, wie hätte der damals oft so schmutzig aussehende Bub daran denken können? und doch hat er im Stillen daran gedacht."

Als Knechte und Mägde dann zum Mittagessen kamen, schauten sie mit kaum erhobenen Blicken den Tisch hinauf, wo oben an neben der Tochter des Hauses der Hans saß, der sonst unten im Winkel hinter der Thüre seinen Platz hatte, und mit einem eigenen Tone der Theilnahme sagten sie „Gott gesegn' euch's." Hans aber voll Munterkeit erinnerte an lauter ergötzliche Geschichten der früheren Jahre und wußte auch Knecht und Magd in's Gespräch zu ziehen. Der Vater wurde immer vergnügter, da es ihm schien, Hans lasse gar keinen Unwillen über früher erlittene Unbill walten. Auch dem Gesinde ward besserer Wein zur Genüge geschenkt und der alte Meisterknecht trank die Gesundheit des Brautpaares.

Nach dem Essen giengen die Brautleute allein durch den nahen schattigen, kühlen Wald nach der äußersten Wiese des Hofes, wo Hans im Herbste die Heerde gehütet. Dort war in dem Winkel des hohen Hages eine von Nußbäumen und Haselgebüsch umschattete Ecke, in der sonst sein Weide-Feuer brannte, wo er Erdäpfel briet und oft

die schönsten dem kleinen Liseli aus der Asche gereicht hatte. Auch noch zu andern Plätzen, wo er früher oft gehütet oder gearbeitet, giengen sie Hand in Hand und hatten den seligsten Sonntag-Nachmittag.

Dann fuhren sie noch zum Pfarrer, ihm die Verlobung anzuzeigen und ihn um die Hochzeitpredigt zu ersuchen; der und die Seinigen hatten an Beiden eine große Freude. Er dachte, Hans habe auch bei dieser Verbindung nicht nur seinen ausnehmenden Verstand wieder erwiesen, sondern noch mehr Gemüth, den er ihm besonders der Spielgeschichten wegen zugetraut.

Die Hochzeit wurde dann bald hernach auf dem Mattenhofe gefeiert unter froher Theilnahme der jungen Leute des Dorfes. Seinen Spinnern und Webern ließ ihr Herr, wie sie ihn nun hießen, einen Abendtrunk geben.

Darauf dann, seines neuen Hauswesens froh, betrieb er, wie wenn mit Liseli noch mehr des Glückes eingezogen wäre, sein Geschäft mit größerem und oft erstaunlichem Vortheil.

Es war aber nicht, wie viele meinten, bloß die Gunst des Zufalls, die seinen Reichthum so schnell und mächtig vermehrte. Es erweiterte sich ihm das Gebiet, über das er seine Eroberungen noch ausdehnen wollte; der Kreis wurde größer, in welchem er Verhältnisse, Umstände, Ereignisse zu berechnen und zu ermessen und mit seinen immer reichern und mannigfachern Mitteln zu benützen hatte.

Jetzt las er fleißig die beßten Zeitungen, erhielt die schnellsten Nachrichten aus den ersten Handelsplätzen, schickte eigene Leute, die er erprobt erfunden hatte, in entlegnere Gegenden aus, und hatte über Gegenwart und nahe und fernere Zukunft ein Urtheil, sicherer oft, als mancher Staatsmann; Manches, das Niemand wissen konnte, schien er zu wittern und auf dieses Vorausfühlen gieng er mit Zuversicht.

Dann machte er wieder den Plan zu irgend einem großen Geschäfte, gieng die Hände auf seinem Rücken in seinem Garten auf und ab

oder setzte sich in seinem Zimmer auf den großen eichenen Tisch, auf welchem er sonst die zu prüfenden Waaren ausbreitete, und überlegte, die längste Zeit so dasitzend, neue wichtige Unternehmungen mit allen Umständen und möglichen Zufälligkeiten. Oder er stand wieder Tage lang an den Wänden seines Zimmers und berechnete mit seinen römischen Ziffern, was immer bei einem großen Handelsgeschäfte zu berechnen ist.

Wenn er dann so alle Wände voll gekreidet hatte mit seinen magisch aussehenden Zeichen, die Niemand sonst entziffern konnte, wußten seine Schreiber, daß jetzt wieder etwas Großes im Wurf sey und daß es neue und viele Arbeit gebe.

Und wirklich setzte er sich bald, nachdem er so Alles überlegt und berechnet hatte und bis auf's Geringste seiner Sache sicher war, in der Schreibstube auf einen Tisch und sagte seinem ersten Schreiber; er solle Ankäufe bestellen in Frankreich oder England, Klein-Asien oder Aegypten, oder in Amerika.

Den übrigen Schreibern gab er auf, die nöthigen Rechnungen darüber anzustellen. Bisweilen waren sie in den Ergebnissen unter sich und gegen ihn uneins; doch in der Regel hatte er richtig gerechnet, wußte auch bald, wo sie gefehlt und machte sich dann oft in derben Ausdrücken über ihre studierte Weise lustig.

Schien bisweilen das Unternehmen allzugewagt und der Gewinn zweifelhaft, so wagten die Schreiber etwa eine Einwendung. Allein selten wurde ein Umstand vorgebracht, an den er nicht auch gedacht. Und Manches, was nur Verlust zu bringen drohte, gelang, und so galt am Ende sein Wort für ein untrügliches Orakel.

Einst, da er gewissen Verhältnissen und Berichten nicht traute und ein großer Theil seines Reichthums auf dem Spiele stand, machte er schnell eine Reise nach dem fernen Seehafen, nahm einen der fremden Sprache kundigen Freund mit, und hatte sicher gerechnet, daß man damit umgehe, ihn zu betrügen und rettete so, was gefährdet war.

Auch auf dieser Reise behielt er seine Landes-Tracht, seinen grauen

runden, breitkrämpigen Filzhut, seinen Ueberrock aus feinem grauen Tuche mit großen stählernen Knöpfen, seine lange Weste ebendesselben Tuches, seine kurzen Pluderhosen und seinen weißen Strümpfe. Eine Tracht, die damals in der Fremde nicht minder auffiel, als das, daß wenn er mit seinem Reisegefährten nicht an der Tafel essen mochte oder konnte, und sich besonders tischen ließ, er den Kellner alles das wieder wegtragen hieß, was ihm überflüssig schien. Daß er es dennoch zahlen müsse, wußte er wohl.

Bei der Einfachheit der Lebensweise und Kleidung blieb er immer; zu Hause trug er stets seine weiße Baumwollenmütze. Seinen Spinnern und Webern, die außerordentlich reichen Verdienst hatten und immer üppiger lebten, sich in Seide und Sammet kleideten, und nur den feinsten Kaffee und fremde Weine tranken und allerlei Leckerbissen genossen, denen sagte er oft in seiner derben Weise: „Ihr seyd Narren! Ihr werdet Eure Hoffahrt und Schleckerei noch theuer büßen. Eure Arbeit wird einmal aufhören, kommt dann noch Mißwachs und Theurung, dazu Krankheit und Alter, die ohnehin unvermeidlich, so werdet ihr am Hungertuche nagen."

Und es gieng das Alles nur zu schrecklich in Erfüllung. Gerade die Gegend, die mit Spinnen und Weben am meisten verdient, die in aller Ueppigkeit gelebt und wo die Bevölkerung in keinem Verhältniß zum Landesertrag zugenommen hatte, kam, da in den Kriegsjahren der Handel stockte, dann immer mehr Spinnmaschinen gebaut wurden und die Theurung eintrat, in die äußerste Hungersnoth. Die köstlichsten Kleider wollte man nirgend als Pfand annehmen; die abgemagerten Gestalten, die ausgehungerten Gesichter erschienen in der Kirche in Sammet und Seide; und jetzt aßen Viele Wurzeln und Gras, die kurz vorher noch das Brot verachtet und auf die Seite geworfen hatten.

Auch bei Liseli fanden nun zumal die nothleidenden Greise und Kinder reiche Unterstützung. „Nur Eines sagte er dann oft, reut mich, daß ich euch nämlich stets den vollen Arbeitslohn ausbezahlt

habe. Ich hätte einen Theil desselben behalten und euch eine Sparkasse errichten sollen, wie ich öfter euch vorschlug, aber ihr wolltet nicht; ihr meintet, ich werde euch bestehlen, und ihr seyd jetzt an euch und euren Kindern selber die größten Schelme geworden. Es ist eben eine Thorheit, einem Volke, das nicht dazu erzogen ist, die Freiheit weise zu benützen, Alles zu gewähren, was es will, und durch Ungebundenheit es in die schlimmste Knechtschaft gerathen zu lassen."

Seine Freimüthigkeit war überhaupt im Lande bekannt. Je genauer er selber Alles berechnete und je weniger er selbst irgend einen unsicheren Schritt that, desto schärfer tadelte er der Andern Unklugheit; und seine Ausdrücke waren nicht immer die feinsten. Besonders was Regierungen und Vorsteherschaften fehlten, strafte er bitter, und sagte den Wählern, was anvertraut ihr doch den Wagen dem, der nicht fahren kann oder die Wege nicht kennt, und der, wenn es auch auf unrichtigen Wegen nur vorwärts geht, meint, er komme an's rechte Ziel, oder der die anvertraute Ladung nicht zu schützen und zu bewahren versteht, oder sie gar selber noch bestiehlt.

So sehr sich Andre später auch durch die Spinnmaschinen bereicherten, so wollte er selbst keine errichten. Er sagte: sie zerstören das Familienleben und so lange nicht das Gesetz den Fabrikarbeiter und den Hausstand schützt, hat der Maschinenbesitzer allein den Nutzen, und der Fabrikarbeiter dagegen und die Haushaltung, die Gemeine und der Staat die haben den noch viel größern Schaden.

Merkwürdig war es aber, daß ungeachtet er die geordnete Haushaltung für die sicherste Stütze des Staates hielt, er selber auch sich des schönsten Hauswesens erfreute und sein Liseli auch hierin sein Glück blieb, er dennoch manchen Abend in der Woche mit Leuten Karten spielte, die eben nicht ordentliche Haushalter waren. Aber das Versuchen und Benützen des Glückes, das Berechnen war ihm so zum Bedürfniß geworden, daß wenn er am späteren Feierabend in dem ländlichen Gasthause, in das er gewöhnlich spazierte, nur

spielen konnte, er betreffend die Mitspieler gar nicht wählerisch war. Hoch spielte er nicht, suchte auch etwa im Spiele abgeschliffenes Geld anzubringen, nahm sogar den Lumpen die Kreuzer ab, die er ihnen abgewonnen hatte; war dann freilich aber wieder im Stande, bei Gelegenheit ihnen eben so viele oder noch mehr Thaler zu schenken.

Daß er manchen Abend der Woche außer seinem Hause zubrachte, kam wol auch daher, daß er keine Kinder hatte; das Eine, das ihm Liseli geboren, war sehr frühe gestorben.

Da er dann auch seine Frau überlebte, den Mattenhof erbte, und selber keine näheren Verwandten hatte, verordnete er, daß nach seinem Tode mit dem größern Theil seines Vermögens auf dem Mattenhof ein großes Erziehungshaus für verwahrlosete Kinder seiner Gemeinde errichtet werde.

Dieses besteht noch und wäre wol eines der beßten, wenn er nicht vom Tode überrascht worden wäre, ehe von ihm die näheren Verordnungen über die Einrichtung förmlich aufgeschrieben waren, wie er sie selber oft überlegt und mit dem Pfarrer seiner Gemeinde und andern sachverständigen Männern besprochen hatte.

Den andern Theil seines Reichthums vergabete er wohlthätigen Anstalten, und auf mehr als einer Marmortafel prangt der Name des ehemaligen Hirtenbuben.

# Die Wittwe.

---

Vor dem Thore der Stadt wohnte Frau Salome, auch in der Umgegend Jedermann so wohlbekannt wie ein Bürgermeister oder Rathsherr, oder irgend ein Kauf- oder Handwerks-Mann des Ortes. Sie war Mutter vieler Kinder; ihren Mann hatte sie schon, ehe der älteste Sohn erzogen war, verloren. Sie hätte, wohlhabend, noch hübsch und rüstig, öfter Gelegenheit gehabt, wieder zu heirathen, allein sie wollte es nicht darauf ankommen lassen, daß ihre Kinder die Lieblosigkeit oder gar die Härte eines Stiefvaters erfahren, und sie suchte ihnen, so viel sie konnte, selbst den Vater zu ersetzen. Ihre Erziehungsweise war auch anerkannt sehr gut. Daneben besorgte sie den ziemlich großen Hof, der ihr Haus umgab, die Felder und Wiesen, Gärten und Reben mit der Klugheit und Aufsicht eines erfahrenen Landwirths.

Ihre zwei ältesten Söhne waren als junge Handwerker schon auf der Wanderung, die Welt zu sehen, Erfahrung zu sammeln und das zur Meisterschaft noch Mangelnde zu erlernen. Sie schrieb ihnen öfter, und hatte bisher von ihnen nur erfreuliche Nachrichten.

Nun sollte auch der drittälteste Sohn die Wanderjahre antreten. Er war der Mutter Liebling, hoch, stark und schön, liebreich und fromm, des Vaters Ebenbild. Diesen Abschied hatte die Mutter schon lange ersorget, auch dem Reiselustigen beliebt, noch die schöneren Tage des Frühlings abzuwarten.

Jetzt war der Morgen der Abreise da, klar und frisch, voll Klang und Duft, Laub und Blust, wie nur ein Maimorgen seyn kann. Doch sie schien er nicht zu erheitern mit seiner Herrlichkeit. In sol-

chen Abschnitten ihres häuslichen Lebens fühlte sie immer wieder lebhafter das Drückende ihres Wittwenstandes. Sie empfand zwar auch die Stärkung des Gebetes; aber sie hatte sich in der Fürbitte für ihren Sohn, in der sie lange auf den Knieen gelegen, so sehr dem wohlthuenden Trost der Thränen hingegeben, daß sie dieselben nicht zurückhalten konnte, als sie in's Wohnzimmer trat und ihrem Lieblinge Glück wünschte zu dem schönen Tage. „Sey dir, lieber Karl, sagte sie, ihn küssend, dieser schöne Morgen ein gutes Zeichen, eine Leuchte auf deinen Weg." Auch seinem Auge entfielen schwere Thränen. Er empfand es erst jetzt recht, was es heiße, eine theure Mutter für lange zu verlassen, dem elterlichen Hause, der bisherigen Sorglosigkeit und Zärtlichkeit des Lebens und der seligen Gewohnheit Abschied zu sagen, und von Geschwistern und Gespielen sich zu trennen, weit weg zu gehen aus der lieblichen Heimat, aus ihrem Paradiese und dem der Knabenjahre und der angehenden Jünglingszeit.

Daß diese nie wiederkehrt, fühlt der so Abschied Nehmende freilich nur dunkel; daß er aus einem Eden immer tiefer hinein in die Wüste tritt, das denkt er nicht, aber er ahnet doch auch etwas von der Last der Zukunft; ihre Dunkelheit überschattet ihn in der Stunde wenigstens des Abschieds, und für den Augenblick tritt etwas seitwärts die beflügelnde Hoffnung, die ihn sonst so lustig nur in Fernen trägt voll Zauberduft. Ach, wer träte ohne sie in's Leben? Wer wagte vorwärts zu gehen, wenn er Alles ihm Bevorstehende kennte? Aber weil die Eltern dieß wissen, weil sie erfahren haben, wie so wenig von dem, was man vom Leben wünscht und hofft, sich erfüllt, wie viele begründete Erwartungen vereitelt, die köstlichsten Geschenke wieder so bald abgefordert werden und das Gegentheil uns begegnet von dem, was wir hofften und wie das Glück der Jugend nie wiederkehrt: darum ist ihr Schmerz, wenn ihre Kinder die Heimat verlassen und in die Fremde gehen, ungleich größer. Nur sie kennen den großen Unterschied zwischen Heimat und Fremde. Ach, was liegt nicht Alles in dem einzigen Wort: „Aus der Heimat in die Fremde;"

freilich auch wieder welch ein Trost in seiner Wendung: „Aus der Fremde in die Heimat!“

Mit diesem Gedanken suchte sich die Mutter zu erheitern. „Kehrest du wieder, ausgewachsen, noch stärker als jetzt, ein Meister in deinem Berufe, gesund an Leib und Seele, o dann wird der Tag deiner Heimkunft ein Maientag seyn auch mitten im Winter. Und wie bald ist solches erlebt! Derweil schickst du mir tröstende und erfreuende Briefe, und kehren auch deine Brüder wieder heim einer nach dem andern.“

In solcher Stimmung ward gefrühstückt; nicht lange; es drängte den Jüngling aus der Beklemmung und in's Freie zu kommen. Er war still; auch den kleinen Geschwistern wurde es unheimlich; der zärtliche Bruder war ihnen allen so lieb und jetzt sollten sie ihn so lange nicht mehr sehen. Nur der bald fünfzehnjährige Bruder Franz war ungerührt. Er wollte den Karl noch auf die Höhe des Berges begleiten und ihm den Reisesack tragen. Am liebsten wäre er selber mit dem Bruder in alle Weite gezogen.

Endlich sagte Karl: „Lebe wohl!“ und küßte und umarmte unter heißen Thränen die Mutter und Geschwister. Auf der Schwelle der Hausthüre sagte sie noch: „Jetzt trittst du in die Welt, mein lieber Karl, in die schöne aber auch in die arge Welt. Bete täglich, täglich lies in der heiligen Schrift; täglich denke an mich, täglich an deinen seligen Vater, er, seine Rechtschaffenheit, sein frommer Sinn sey dein Schutzgeist. Gott mit dir!“

Sie schaute ihm nach. Er trat in's Thor der Stadt, und noch einmal winkten sie sich.

Sie nun gieng mit rastloser Thätigkeit an die Hausgeschäfte, die sie mit Absicht auf diesen und die folgenden Tage angeordnet hatte und die ihr wenige müßige Augenblicke übrig ließen.

Karl aber mit seinem Bruder Franz schritt rüstig den Berg hinan, der sich in der Nähe der Stadt erhebt. In der frischen Luft, in dem Glanze des Maientages war bald sein Auge wieder heiter.

Oefter standen sie still; zu herrlich leuchtete Gebirg und Thal und See und Fluß. Noch aus der Ferne sahen sie auf der Wiese neben ihrem Hause Tücher schwingen; die Schwestern waren's, von welchen sie an der Höhe noch erblickt wurden.

Auf dem Gipfel wollte Franz noch weiter mit, aber Karl verwehrte es: „Du mußt diesen Morgen in die Schule; jetzt kannst du bis zu ihrem Anfang noch in die Stadt hinunterkommen, sonst aber nicht.“ Ungern ließ sich Franz abhalten. „Der neue Professor würde nichts sagen, antwortete er; bei dem können wir machen, was wir wollen.“ Desto schlimmer, sagte Karl; und ja gerade deßwegen mußte dich in der letzten Zeit die Mutter öfter tadeln und strafen. Aber nicht wahr, Franz, du willst brav seyn? und wir alle wollen der lieben Mutter nur Freude machen. Versprich mir das!“ Und so nahmen sie Abschied.

Wenn aber auch Franz nicht in die Schule hätte gehen müssen, wäre Karl durch das nun nächste Dorf wol lieber allein gegangen. Die Frau Pfarrerinn dort war mit seiner Mutter befreundet und mit ihrer Tochter Eugenia oft in der Stadt. Wieder machte auch die Wittwe mit ihren Kindern während der schönen Jahreszeit bisweilen einen Sonntags-Spaziergang in's Dorf. Karl und Eugenia waren sich von Kindheit auf zugethan und aus Gespielen jetzo Liebende geworden.

Als er ihr den letzten Winter, wie sie einst allein waren, das erste Mal von seiner baldigen Abreise gesprochen, da war ihr Auge naß geworden. „Gute Eugenia, sagte er und faßte ihre Hand, wie werde ich nach dir lange Zeit haben!“ — „Meinest du, ich weniger?“ versetzte sie. „Stets werd' ich deiner gedenken,“ fuhr er fort. „Immer ich dich begleiten,“ sagte sie. „Und mir entgegenkommen, wenn ich heimkehre?“ fragte er. „Sey gewiß,“ sagte sie und gab ihm auch die andere Hand. Und die Aufblühenden, die in der Unbefangenheit der Kinder noch immer mit einander gespielt und gescherzt und im Tanze sich geschwungen, küßten sich zum ersten Mal.

Und der eine Augenblick gab ihnen seine Weihe. Sie waren nun nicht mehr Kinder.

Den Müttern blieb die Veränderung nicht verborgen, doch sprachen sie auch nicht mit einer Sylbe davon und ließen die Liebenden gewähren und schoneten als ein Heiligthum das Geheimniß ihrer Liebe.

Karl hatte vor einigen Tagen im Pfarrhaus schon Abschied genommen, aber mit Eugenia noch verabredet, wie er sie am Tage der Abreise selbst noch einmal allein sehen könne.

Man konnte von der Landstraße ablenkend hinter einem Hügel, vom Pfarrhause her nicht gesehen, zu der dichtumgrünten Schattenlaube gelangen, die am Ende des Pfarrlandes einsam stand. Dort war Eugenias Lieblings-Aufenthalt, dort hatte er sie auch schon gefunden und dort wartete sie jetzt seiner.

Was für ein schlanker, frischer Bursche schritt er daher in seinem Reisehemd! Welch ein zierliches, blühendes Wesen stand sie in der dämmernden Laube; eine eben erschlossene Rose, vom dunkeln Grün bekränzt!

Sie hatten geglaubt, sie werden sich noch so Vieles zu sagen haben; allein sie waren zu traurig, sie saßen lange neben einander, Hand in Hand und wieder sich herzend. Sie hatten wol auch schon jenes Lied gesungen, aber jetzt erst empfanden sie seine Wahrheit:

Ach Liebchen, heißt das meiden,
Wenn man sich herzt und küßt?
Ach Liebchen! heißt das scheiden,
Wenn man sich eng umschließt?

Endlich mahnte die Thurmuhr. Es war eine längere Zeit verflossen, als sie gedacht. Es mußte geschieden seyn. Sie versprachen sich, fleißig sich zu schreiben. Heiße Küsse besiegelten ewige Treue. Sie konnte ihm weithin nachsehen. Noch vom fernsten Hügel unterschied auch er die Laube und ließ ihn sein scharfes Auge etwas Schimmer ihres wehenden Tuches erblicken.

Inzwischen war es Mittag geworden, Franz aber noch nicht

heimgekommen. Er erschien auch nicht beim Essen. Die Mutter ließ fragen, ob er denn nicht in der Schule gewesen. Es hieß, man habe ihn nicht gesehen. Die Mutter zweifelte fast, ob wider ihren Befehl Karl ihn so weit mit sich genommen habe. Eher vermuthete sie von Franz Ungehorsam. Sie ward bekümmert.

Endlich mit anbrechender Nacht erschien Franz. Ob er den Karl so weit begleitet habe? „Nein, schon auf der Höhe des Berges hat mich Karl heim geschickt, aber ich habe gedacht, ich wolle mir auch einmal einen freien Tag machen.“

„So, sagte die Mutter, daß ich dergleichen erleben muß! Ein Knabe in deinem Alter nimmt sich heraus, in der Welt herumzustreichen; die Schule zu versäumen, vom Essen weg zu bleiben, die Mutter und Geschwister zu bekümmern, und das heißt er, sich einen freien Tag machen. Du hattest dich freilich schon der nähern Aufsicht Karls öfter entziehen wollen; aber meinst du nach seinem Weggange ganz ohne Aufsicht zu seyn? Und beginnst nun, statt zu suchen, mir den Karl zu ersetzen und durch Willigkeit mich zu erfreuen, damit, daß du mich noch mehr bekümmerst. Da dich Karl selbst zurückgeschickt, so hat er dich gewiß auch an die Schule erinnert. Und war nicht sein letztes Wort, du sollest uns alle nochmal grüßen? O wie traurig, daß dich nicht schon der Gruß nach Hause getrieben hat, wie traurig, daß du gerade heute herumgestrichen bist. Und wo bist du gewesen?“

„Ich habe mit des Fischers Söhnen und Knechten gefischt.“

„Ach, sagte sie, giebt es eine rohere Gesellschaft? War dir diese nicht von jeher verboten? Und was wird zu solchen muthwilligen Schulversäumnissen dein Lehrer sagen?“

„O, antwortetete Franz, wie wenn ihm diese Frage recht erwünscht gekommen, der Herr Professor macht sich selber bisweilen, statt Stunden zu geben, einen freien Tag, und jagt und fischet auch und hat schon oft gesagt, daß man wie die alten Deutschen mehr im Freien, in Wald und Feld leben sollte.“

„Genug, sagte sie, und mehr als genug. Geh' in deine Kammer. Deine Gegenwart würde uns beim Nachtgebete nur stören. Hoffentlich erwachest du mit Reue über dein Betragen."

Franz wollte sich, da Tags drauf die Schule schon um sechs Uhr begann, unbemerkt wegschleichen; allein die Mutter war schon an der Arbeit und rief ihm. „Du wirst dem Herrn Professor diesen Brief unfehlbar übergeben und thun, was er dich heißt."

Sie hatte dem Lehrer das Vorgefallene geschrieben und ihn ersucht, dem Franz ernste Vorstellungen zu machen und ihn angemessen zu bestrafen.

Um Mittag kam aber Franz wohlgemuth nach Hause und wollte sich zu Tische setzen, wie wenn nichts geschehen wäre. „Ich hätte erwartet, Franz, sagte die Mutter, die Vorstellungen, die dir dein Lehrer wird gemacht haben, hätten dich bewogen, vor allem deiner Mutter deinen Fehler abzubitten; auch hätte er dich mindestens über das Mittagessen in der Schule behalten sollen. Da weder das eine noch das andre geschehen, so muß ich dich strafen und du sollst mir diese Woche außer den Schulstunden das Haus nicht mehr verlassen."

„Ich habe Strafarbeiten, sagte Franz; ich muß die gestrigen Aufgaben und Uebersetzungen nachschreiben." — „Das ist keine Strafe, sagte die Mutter, dergleichen muß ja geschehen, selbst wenn der Schüler durch Unwohlseyn von der Schule abgehalten wird. Ich werde dir also, da du bei Hause bleibst, noch eigens Arbeiten aufgeben und so machst du mir heute noch einen besonderen Aufsatz und schreibst mir Alles umständlich auf, was du gestern gethan und unterlassen. Beim Herrn Professor werde ich dann selber noch nach dir mich erkundigen."

Franz weinte vor Zorn über seinen Hausarrest; er schwieg aber, denn er kannte den Ernst seiner Mutter und ihres Wortes. Zudem gab sie in seiner Gegenwart den Knechten und Mägden den Befehl, auf den Franz ein Aug zu halten, denn auf dem Gute dürfe er diese Woche in seinen Mußestunden nicht herumgehen.

Nachmittags kam der Bäckermeister Klaus und brachte Geld für Getreide, das er der Wittwe abgekauft. Er war ein bejahrter Mann von altem Schrot und Korn, sehr verständig und nicht unbelesen. Die Wittwe unterhielt sich gerne mit ihm. Nachdem das Geldgeschäft beendigt, sagte er: „Sie scheinen traurig.“ Frau Salome erzählte, wie sich Franz verfehlt, und wie auch der Lehrer den Fehler als etwas Gleichgültiges zu betrachten scheine. „Es ist überhaupt traurig, sagte sie, mit welcher Leichtfertigkeit eben jetzt Lehrer angestellt werden und wie auch unsre Schulbehörde diesem neuen Herrn Professor die oberste Schule unsers Ortes anvertraut hat. Und wie wenig fehlte, sie hätten, den sie doch gar nicht kannten, ja nicht einmal gesehen hatten, sogleich unbedingt und für immer gewählt. Ich sagte damals unserm Herrn Bürgermeister, ich würde so auf's Gerathewohl nicht einmal einen Hirtenbuben anstellen, auch werden Roß und Rind auf Probe gekauft. Im Ausland als Aufrührer von Barrikaden auf Mitbürger geschossen zu haben, dann feldflüchtig und verbannt oder zum Zuchthaus verurtheilt worden zu seyn, das scheint gegenwärtig das beßte und unbedingteste Wahlfähigkeitszeugniß. Nicht einmal nach Gründlichkeit der Kenntnisse wird gefragt, auch nicht nach dem Lehrtalent, nach persönlicher Würde, nach Wandel und Glauben durchaus nicht. Im Gegentheil, je heidnischer, desto besser.“ — „So ist es leider, sagte der Meister; die Schulräthe scheinen in neuster Zeit den Lehrer ihrer selbst und nicht der Schule wegen anzustellen, sie, die Helden der Freiheit, wollen an den Lehrern gehorsame Creaturen, Gesellschafter, lustige Spielgesellen und Zechbrüder, vor allem aus aber Schmeichler und Lobredner; die Professoren und Schulmeister müssen ihnen den Hof machen und beim Volke den Credit, das Volk, wie die Herrn meinen, ihnen im Geiste der Zeit und der sogenannten Regierungs-Maximen erziehen, d. h. im Geist des Unglaubens und der Frechheit oder des Fortschritts, wie sie sich in ihrer gänzlichen Verkehrtheit ausdrücken; an dem wahren Wohl der Schule ist diesen liederlichen und über alle Maßen gewissenlosen und pflichtvergessenen Schulräthen ganz

und gar nichts gelegen. Das Landeskind gilt gar nichts, wenn es ein Kind des Friedens ist und nicht jeden Aufruhr in den Himmel erhebt. So wurde unser Vikar neben diesem Herrn Professor auf die Seite gestellt; aber freilich der Vikar ist eben ein Geistlicher und zwar ein Pietist, und den Herrn Professor hat man noch nie in einer Kirche gesehen, und ob seine Schüler den Gottesdienst besuchen, darnach hat er, wie man hört, noch gar nie gefragt. Und ein solcher Mensch soll noch christlichen Religionsunterricht ertheilen! Man hört daraus auch allerlei: Moses habe sich auch auf die Künste der ägyptischen Taschenspieler verstanden, und Christus sey ein Republikaner gewesen. Und mit der Gelehrsamkeit scheint es auch nicht weit her zu seyn. Ich gab letzthin meinem jungen Vetter eine Stelle eines bekannten lateinischen Klassikers zum Uebersetzen auf, und wahrlich, er verstand sie nicht; eine Aufgabe, die ich einst in seinem Alter auf's leichteste gelöst hatte." — „Dieses, sagte die Wittwe, weiß ich nicht zu beurtheilen; aber leichtfertige Meinungen über unsern Glauben hat mir Franz auch schon heimgebracht. So nannte er letzthin Kirchenlieder, wie „Was Gott thut, das ist wohlgethan" altväterisch und abgeschmackt. Was soll man einem Buben dagegen bemerken? Ist es nicht frevelhaft, so die Jugend um den Glauben zu bringen und sie zu erfüllen mit Naseweisheit und Absprecherei und Trotz? Denn das ist alles nothwendig beisammen, wie solche Hergelaufene es in ihrem Leben selbst beweisen." — „Es wird auch, fuhr der Bäckermeister fort, allgemein geklagt, wie sich des Herrn Professors Schüler durch Unhöflichkeit und allerlei Muthwillen auszeichnen und daß noch selten so viele Straffälle vorgekommen seyen in Beziehung auf Wirthshäuserbesuch und Nachtschwärmerei." — „Nur scheint er freilich, antwortete Frau Salome, nicht selbst zu strafen und es nur ungerne zu sehen, wenn etwa die Polizei einschreitet. Ich werde heute noch mit ihm über Franz reden und will gerne sehen, wie sich der Herr, mit dem ich sonst noch nie gesprochen, benehmen wird." — „Das wird jedenfalls eine merkwürdige Zusammenkunft, sagte der Meister, da möchte

ich ein unsichtbarer Zuhörer seyn.“ — „Ihr werdet wol etwas davon erfahren, sagte die Wittwe; ich werde jetzt allsobald hingehen; es ist die Stunde, die er mir bestimmt hat.“

Eine gewöhnliche Bürgersfrau erwartete der Herr Professor nicht, denn schon die Handschrift des Briefes, den er heute von Frau Salome erhalten, war ausgezeichnet und zeugte von Charakter und vieler Uebung im Schreiben, der Inhalt dann von Verstand und Entschiedenheit. Er hatte wol schon von ihr gehört, aber sie noch nie gesehen. An Höflichkeit wollte er es nicht mangeln lassen und traute seiner erprobten Geschicklichkeit, auch weniger Geneigte für sich einzunehmen oder durch einige kecke Sätze seiner Philosophie einzuschüchtern.

Er hatte sich feiner angezogen; sein Zimmer war des beßten aufgeräumt. Als sie gemeldet wurde, warf er einen Blick in den Spiegel und strich sich nochmals Bart und Haar, die er sorgfältig geordnet hatte.

Er war durch die Erscheinung der hohen, schlanken, einfach aber geschmackvoll in Schwarz gekleideten Frau offenbar übernommen. Vor dieser Gestalt, diesem edeln Antlitz, diesem eben so gütigen als ernsten und seelenvollen Auge wurde seine Verbeugung unwillkürlich tiefer, als er sich vorgenommen hatte, oder als er sie gegen Leute ohne philosophische Bildung zu machen gewohnt war. Ja die Erscheinung nöthigte ihm die Worte ab: „Ich hätte eigentlich Ihnen die Mühe ersparen, Ihnen zuvorkommen nnd Sie besuchen sollen. Ich bitte um Verzeihung, daß es nicht geschehen.“

„In der That, sagte die Wittwe, sich setzend, ich hatte bisher das Glück, mit den Lehrern meiner Söhne im beßten Vernehmen zu stehen, bei ihnen Rath und Hülfe zu finden in der mir doppelt schweren Aufgabe der Erziehung; ich sah auch die ausgezeichneteren derselben öfter und fast wöchentlich einmal in meinem Hause.“ — „Es sollte mich freuen, sagte der Professor, wenn ich Ihnen dieselben auch nur irgendwie ersetzen könnte.“ — „Das ist auch mein aufrichtiger Wunsch, erwiederte sie, und daher habe ich mir die Freiheit ge-

nommen, sogleich selber mit Ihnen über meinen Franz zu reden und Ihnen mich freimüthig zu erklären; denn Aufrichtigkeit ist das Erste zu gegenseitigem Verständniß." — „Ganz wahr, sagte er, auch ich bin ein entschiedener Freund der unbedingtesten Offenheit." — „Nun denn, fuhr sie fort, wenn Sie wirklich den freundlichen Wunsch haben, mir Ihre bessern Vorgänger, die mir mit Rath und Hülfe zur Hand waren, zu ersetzen, so haben Sie heute dazu wenigstens noch nicht den Anfang gemacht. Sie haben meinen Franz für ein tagelanges Schulversäumen weder mit Verweis noch mit Schularrest bestraft; Sie hätten ihn, und das erwartete ich auch und hatte es Ihnen in meiner Zuschrift angedeutet, über den Mittag in der Schule behalten sollen."

„Erlauben Sie, antwortete er, da sind Sie wol etwas zu strenge, verehrteste Frau. Der gute Knabe war wol über die Abreise seines Bruders untröstlich, und so war gewiß die Zerstreuung eines Ferientages seiner Gemüthsstimmung angemessen; die Schule, zumal bei so herrlichem Wetter, hätte seine Traurigkeit nur noch vermehrt, und bei vorherrschendem Widerwillen lehrt und lernt sich's nicht gut. Ist man zu geistiger Arbeit nicht aufgelegt, so setzt man sie lieber aus; solche Stunden werden leicht wieder eingeholt."

„Es handelt sich, sagte sie, um dieses ganz und gar nicht. Franz soll gestraft werden, weil er sich selbst wider die Schulordnung und wider meinen ausdrücklichen Befehl einen freien Tag gemacht hat, wie er sich in seiner leichtfertigen Sprache ausdrückt. Der Knabe aber, der sich eine solche Freiheit heraus nimmt gegen die Haus- und Schulordnung, der muß gestraft und so die Ordnung aufrecht erhalten werden."

„Doch werden Sie zugestehen, verehrte Frau, sagte er, daß die Ordnung überall vorhanden ist, um nach und nach zur Freiheit zu führen, daß uns die Ordnung nicht zu ihren Sklaven machen will; wie denn ja auch der Künstler ein Herr ist seiner Kunstregeln, und sich mit freiem, schöpferischem Geiste sogar über dieselben erhebt."

„Es giebt unabänderliche Ordnungen, versetzte sie, deren Ueber-

tretung unabwendbar zur Unordnung, ja Zerrüttung des Lebens führt. Ich lasse in meiner Hausordnung dem freien oder schöpferischen Geiste, wie sie ihn nennen, meiner Kinder, Knechte und Mägde durchaus keinen Raum; ich selber bin eine Magd dieser Ordnung, wenn auch eine freiwillige; mir ist die Ordnung mein Element, meine Lust."

„Aber Sie werden doch, versetzte er, bisweilen auch mit freiem, oder, wenn sie lieber wollen, mit unbeängstigtem Sinne von der Ordnung abgehen, ja abgehen müssen? Bei Besuchen z. B. läßt sich die Stunde nicht fest einhalten. Und es heißt ja: Nehmt mit, was kommt!"

„Nein, sagte sie, auch der Besuch hat sich nach meiner Ordnung zu richten; der gesellschaftliche Genuß ist der Arbeit und Pflicht unterzuordnen. Wehe den Kindern, die das Gegentheil im eigenen Hause sehen."

„Aber, fuhr der Lehrer fort, Sie erziehen doch Ihre Söhne zur Selbstständigkeit, damit sie einst nach eigenen Bedürfnissen ihre eigene Haus- und Lebens-Ordnung feststellen und sich mit Freiheit in derderselben bewegen, und so ist dem Knaben, damit er früh sich zu benehmen lerne, wol einiger Raum zu lassen. Hatten wir doch lange genug Zeiten und Leute, die sich Alles gefallen ließen und selber an der Unordnung aus Ordnungsliebe festhielten."

„Es giebt ausgemachte Wahrheiten, versetzte sie, über die ich nicht disputiere, worin ich ja überhaupt mit den Gelehrten den kürzern zöge; Wahrheiten, die mir heilig und Glaubenssätze sind. Dazu gehört der alte Spruch: „Ehre Vater und Mutter." Darüber sind Sie gewiß mit mir einig; dieses ist eine Weltordnung, und sie gilt unbedingt. Auch gestehe ich Ihnen Gewandtheit und Ueberlegenheit des Geistes zu, wenn wir auch nicht darüber disputieren. Ach, ich komme ja nicht deßwegen zu Ihnen; nein, ich suche Hülfe und ich muß darauf bestehen, daß Sie meinen Franz strafen."

„Alle Strafe will Besserung, sagte er; nun sich Franz, woran

ich nicht zweifle, wieder eifrig einstellt, so ist ja der Zweck der Strafe schon erreicht."

„Sie trauen dem Knaben, der die Zeit her überhaupt etwas leichtsinnig geworden, zu viel Gutes zu; und ich muß befürchten, er werde sich, wenn er jetzt nicht bestraft worden ist, bei der nächsten Gelegenheit wieder einen freien Tag machen wollen. Und was die Hauptsache ist: der Knabe soll wissen, daß hierin Lehrer und Mutter einig sind. Er muß in der Schule gegen die Mutter nicht Schutz finden."

„Wer denkt daran?" sagte der Professor nicht ohne Verlegenheit.

„So lange Sie nicht strafen, fuhr die Mutter fort, so ist dem Knaben Recht gegeben. Und ich bitte Sie dringend, ich erwarte es, Sie werden ihn strafen; und diese kurze Bitte Ihnen noch selber zu wiederholen, das einzig führte mich hieher; und auf die Erfüllung meiner Bitte verlasse ich mich ganz und gar."

Mit diesen Worten hatte sie sich erhoben, verbeugte und entfernte sich, ohne daß es ihm möglich war, noch etwas hinzuzufügen.

Ganz behaglich fühlte er sich zwar nicht; er gieng mit längeren Schritten das Zimmer ab und auf und faßte auf's neue den Entschluß, alle sklavischen Vorurtheile und jeden die Entwicklung der Freiheit hemmenden Aberglauben rücksichtslos zu bekämpfen.

Vergeblich erwartete des andern Tags die Wittwe, daß Franz bestraft werde. Sie schrieb daher dem Herrn Professor: „Die Schulordnung sagt: für jede unentschuldigte Schulversäumniß wird der Schüler mit Arrest bestraft; nun hat mein Franz einen ganzen Schultag muthwillig versäumt und hat keine Entschuldigung, Sie werden daher nach Ihrer Verpflichtung die angeordnete Strafe auferlegen."

Es geschah nicht. Da wandte sich die Wittwe an den Schul-Inspektor, der war Eugenias Vater, der Pfarrer auf jenem benachbarten Dorfe.

Der Professor war hauptsächlich auch durch des Herrn Schul-

Inspektors Empfehlung angestellt worden und zwar hatte dieser ihn zu einer unbedingten Erwählung empfohlen. Denn der Pfarrer, nicht ohne Geist und mancherlei Wissen, wollte nicht ein hinter der Zeit und der neuen Wissenschaft Zurückgebliebener heißen, und fühlte sich geschmeichelt, vom Professor bald als Einer des freieren Geistes aufgesucht worden zu seyn.

Der Professor war auch allsobald den Einladungen in's Pfarrhaus gefolgt und hatte von dem Tage seiner Ankunft bis jetzt wöchentlich mehr als einmal seinen Besuch im Dorfe gemacht. Der Weg war nicht weit und sehr angenehm; die Gastfreundschaft ausgezeichnet, die Unterhaltung kurzweilig. Es war in allen Beziehungen vortheilhaft, mit dem Schul-Inspektor nicht nur gut zu stehen, sondern sogar befreundet zu seyn. Und die schöne, wohlunterrichtete, gesellschaftlich sich leicht bewegende und unbefangene Eugenia war nicht der mindeste Beweggrund, bisweilen noch einen freien Nachmittag den Schülern und sich drüberein zu geben; gieng es doch unter dem Vorgeben, es müsse mit dem Herrn Schul-Inspektor eine Sitzung gehalten werden.

Im Pfarrhause machte sich der Professor durch mancherlei gesellige Vorzüge beliebt; er konnte gut vorlesen und hatte immer Etwas Ausgezeichnetes älterer oder neuester Literatur bei sich, was in der sonst fast immer gleichförmigen Einsamkeit des Pfarrhofes beim Abend-Thee in der Gartenlaube oder bei kühlerem Wetter in der heimlichen Wohnstube sich angenehm hörte. Vieles wußte er auswendig, besonders erzählende Gedichte und dramatische Scenen; und weil er die beßten Schauspieler gesehen und das Theater der größten Städte viel besucht hatte, konnte er ziemlich gut vortragen und Dramatisches mit Geschick vorlesen. Auch als Klavierspieler leistete er nicht Geringes.

Der Frau Pfarrerin wurde es mehr als ein Mal bange um den verreiseten Karl; sie beobachtete um so schärfer die Eugenia. Allein diese blieb durchaus unbefangen; in der Einsamkeit war ihr der gesellschaftliche Genuß bisweilen erwünscht als ein Trost in ihrem Heim-

weh; denn nicht immer erheiterten sie die Gedanken in die Ferne; und wohlthätiger als das Lesen waren ihr dann die Menge der Geschäfte und zur Erholung von denselben die Gesellschaft.

Auch sie war eine fertige Klavierspielerinn und sie hatte eine liebliche Stimme. Doch war sie ungeachtet der Aufforderungen ihres Vaters und dem dringenden Anhalten des Professors noch nie dazu gebracht worden, vor diesem zu spielen oder zu singen oder gar mit ihm eine vierhändige Sonate vorzutragen. Es war ihr, als würde ihr Karl, wenn er da wäre, solches weder gerne hören noch sehen. Auch hatte sie die Mutter mit keinem Worte zum Spiel und Gesang aufgefordert; im Gegentheil, Eugenia sah in der Miene derselben Beifall über ihre Weigerung.

„Aber, sagte der Professor, Sie besitzen ja unter ihrer schönen Sammlung von Klavierwerken auch Quartette von Mozart, Haydn, und man sieht es den Heften an, daß sie nicht minder sind gebraucht worden als die zweihändigen Sonaten. O lassen sie uns doch eines dieser köstlichen Quartette auflegen; sie gewähren ja den Genuß eines Orchesters.“

„Ich versuche dergleichen, sagte Eugenia, nur mit einer Freundin, und wenn wir allein sind; ich lese nicht fertig genug, und wer immer zuhören mag, ich werde in andrer Gegenwart befangen und ängstlich. Ich kann nicht, nein ich kann nicht spielen. Dagegen gewährt mir Ihr Spiel Genuß und Belehrung. Sie spielen so fertig und ausdrucksvoll, daß meine Angst, vor oder gar neben Ihnen es zu versuchen, unüberwindlich ist. Auch muß ich mich Jahr und Tag üben, bis ich die Allegro und Presto mit der Raschheit spielen kann, wie Sie dieselben vortragen und wie dieselben, ich merke es wohl, müssen vorgetragen seyn. Der Sinn manches Tonstückes ist mir erst durch Ihr Spiel aufgeschlossen worden. Und sie würden lachen, mit was für einer Gemächlichkeit ich sonst selber ein luftiges Scherzo gespielt.“

„Allerdings sagte der Professor, ein langsames con fuoco ist wie ein mißrathenes Feuerwerk, wo die Räder und Haspel nicht in

raschen Gang kommen und keine Feuersonnen sich bilden wollen. Wie ein Feuerwerk muß ein Presto abgespielt werden; die Raketen der Läufe müssen steigen, die Feuerräder der Hauptgedanken und Nachahmungen links und rechts sich schwingen, die bunten und glänzenden Flammen neuer Figuren blitzschnell wie Sterne in Höhen und Tiefen wetterleuchten."

„Aber bis man dieß alles in den Fingern hat, wie Sie, erwiederte Eugenia, und vor Ihnen spielen darf, bis dahin wird es eben noch spät werden."

„O, sagte der Professor, wer so das Spiel begreift, der verräth die Kunstfertigkeit, die Sie besitzen, wie ich ja auch in der Stadt überall rühmen höre."

„Sie scherzen, erwiederte Eugenia; und mein Spiel würde Sie vom Gegentheil überzeugen."

„In der That, sagte der Vater, so gar ungeschickt, wie sich mein Fräulein Tochter nun stellt, ist sie nicht, und es wäre ihr wol nicht recht, wenn man sie dafür hielte; man kann auch zu bescheiden seyn."

„Es ist aber, sagte beschwichtigend die Mutter, die gewöhnliche Bescheidenheit, wenn sich der Anfänger nicht neben den Meister stellt; und wer, wie der Herr Professor in der Welt der Theater und Concerte gelebt, der macht ländliche Schüchternheit leicht noch verlegner, wird ihr aber auch, ich bin deß überzeugt, um so mehr Geduld und Nachsicht schenken."

„Und gerade, sagte der Professor, wie Ihre Tochter fern von der großen Kunstwelt mit reiner Natürlichkeit die Musik eines Meisters aufgefaßt, das zu hören, wäre gewiß ein seltner Kraftgenuß."

„Für den Satyriker," setzte Eugenia hinzu.

„Gewiß nicht, antwortete er. Glauben Sie, selber ein unvollkommenes aber gefühlvolles Spiel kann seine eigenen Schönheiten haben, die sogar im Spiel des Virtuosen nicht vorkommen."

So sprachen sie eines Abends etliche Tage später, als Frau Salome dem Herrn Professor zum zweiten Mal geschrieben hatte. Und nun

brachte der Bote einen Brief von ihr an den Pfarrer. Dieser las ihn sogleich, und sagte dann: „Sie bekommen, mein werther Herr Professor, wie ich da sehe, einen Prozeß, und das mit einer Frau und zwar mit der, die wie Keine in der Stadt, einen solchen auch zu führen wüßte. Sonderbar, schon öfter mußte ich als Schul-Inspektor einschreiten, wenn die Lehrer, wie die Eltern meinten, zu scharf gestraft hatten und jetzt ruft Frau Salome meine Hülfe an, daß ich den Herrn Professor zum Strafen anhalte."

Der Brief ward vorgelesen; der Herr Professor erzählte den Vorfall und nicht zu seinen Ungunsten.

Mutter und Tochter waren überrascht und sahen, daß so Frau Salome wie gerufen zwischen den Professor und Eugenia trete. Hinwieder hoffte der Pfarrer, Frau Salome, die er etwas scheute, könnte durch diese Geschichte seinem Hause etwas fremder und so eine Verbindung Eugenias mit dem Professor, die er im Stillen wünschte, eher möglich werden. Denn auch ihm war die Neigung Eugenias zu Karl nicht entgangen; aber sobald er des Professors Bekanntschaft gemacht, dachte er seine Tochter als Frau Professorinn, und darein mochte er sich nicht mehr finden, daß sie eines gewöhnlichen Handwerkers Frau werde.

Nun wurde Partei genommen: Mutter und Tochter waren für Frau Salome, der Pfarrer und Professor gegen dieselbe. „Frau Salome hat durchaus Recht, sagte die Pfarrerin, sie muß auf Hausordnung halten und Sie verzeihen, Herr Professor, ich hätte gedacht, schon nach der Höflichkeit, mit der Sie sich zu benehmen wissen, hätten Sie der Wittwe entsprochen; auch ist Franz um so strafbarer, da ihn sein Bruder Karl vom Begleit zur Schule zurück schickte."

Dieß Wort hörte Eugenia gerne. „Franz ist, sagte sie, seit einiger Zeit störrisch."

„Und dieß wird, fuhr der Professor fort, wie man mir schon öfter zu verstehen gab, meinem Unterricht und meiner liberalen Erziehungsweise zugeschrieben. Da gilt es denn eben, an den Grund-

sätzen fest zu halten und die Rücksichten der Höflichkeit, die ich sonst in der That nicht gering schätze, dürfen für einmal nicht vorwalten." — „Ganz recht, sagte der Pfarrer; auch ist die Wittwe bei allen übrigen unläugbaren Vorzügen doch etwas zu streng; und Eigensinn wird mitunter für Festigkeit gehalten."

„Sonderbar, sagte die Pfarrerinn, daß wenn wir Frauen von unsrer Ueberzeugung nicht abgehen, das Eigensinn seyn soll, und wenn ihr Männer euren Grundsätzen folget, ihr das als Charakterstärke preiset. Ich zweifle aber, ob ihr der Wittwe Eigensinn überwinden werdet.

„Am Ende, sagte der Pfarrer, wünschest du mir sogar aus Freundlichkeit eine kleine Niederlage, alles zur Verherrlichung des Eigensinns."

„Das wünsche ich von Herzen, sagte die Pfarrerinn, daß unsrer Freundinn ihre schwere Aufgabe, noch so manches Kind zu erziehen, nicht erschwert werde, und daß Franz ihr weder Verdruß noch Herzeleid mache, und daß ihr, Herren Schulmänner, die brave Wittwe in ihren gewissenhaften Bemühungen unterstützet."

„Wahrlich das soll geschehen, sagte der Professor, aber unbeschadet den höhern Zwecken der Erziehung."

„Das heißt, fuhr die Pfarrerinn mit scherzendem Tone fort, nicht ohne Eigensinn."

Und so war das Gespräch wärmer geworden; beide Theile behaupteten ihre Ansichten. Der Professor kehrte in die Stadt zurück; der Pfarrer begleitete ihn noch und bestärkte ihn in dem Entschlusse, gegen die Wittwe nicht nachzugeben. „Ich werde, sagte er, wenn dieselbe es weiter triebe, Sie, Herr Professor, in der Behörde mit allen Kräften vertheidigen, und bin überzeugt, die Behörde ist jetzt ganz unsrer Ansicht."

Inzwischen war, was die Wittwe befürchtet hatte, eingetreten. Franz, da er in der Schule nicht nur nicht weiter bestraft wurde, sondern sich offenbar bevorzugt und bei gescheiden, wenn auch unbescheidenen Aeußerungen belobt sah, wurde auch zu Hause trotziger;

und Liebe und Ernst der Mutter schien immer weniger Eindruck auf ihn zu machen. Ungern hielt er sich an die Hausordnung, immer öfter kam er zu spät heim. Er entzog sich dem Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes; er gieng mit Kameraden in's Wirthshaus, er rauchte; er warf seine Arbeiten flüchtig hin; es schien ihm zu Hause immer unwohler zu werden.

Den Strafen der Mutter setzte er des Professers Lob und Zuneigung entgegen. Er ließ immer mehr Worte fallen: Die Kinder seyen nicht Sklaven der Eltern; die Alten seyen in vielen Vorurtheilen aufgewachsen; im Christenthum sey viel Aberglauben, ja es selber sey der größte; der Sonntag sey eine Priester-Erfindung so gut als der jüdische Sabbat.

„Das ist erschrecklich, sagte die Wittwe. Und woher wolltest du das haben, wenn du es nicht in der Schule hörtest? Das ist erschrecklich über alle Maßen.“

Sie schaute regelmäßig auch die schriftlichen Arbeiten ihrer Söhne nach und hielt streng auf Reinlichkeit der Hefte, Ordentlichkeit der Schrift und Sorgfalt der Arbeit. Jetzt fand sie Franzens Bücher unschön, und zwar vom Professor korrigiert ohne irgend eine Bemerkung über die Nachlässigkeit der Schrift und Arbeit; ja zu manchem unbescheidenen und absprecherischen Worte hatte der Lehrer sein „gut!“ oder „nicht übel!“ geschrieben. Und was für Aufgaben zu Aufsätzen las sie da! Daß das Christenthum die Bildung der Germanen aufgehalten und auf Abwege gebracht habe; daß die Glaubensboten: ein Winfried, Columban, Gallus den Deutschen eine neue Knechtschaft aufgelegt, daß Klopstock, Herder, Claudius, Pietisten gewesen u. s. w. Sie sah, daß der Lehrer die Schüler schon längere und die meiste Zeit auf die unverantwortlichste Weise mißbraucht dazu, daß sie ihm zu seinen Sammlungen allerlei Sagen und Mährchen und Sprichwörter in ihrem Wohnorte und der Umgegend aufspüren müssen. Sie fand, daß dabei von den Schülern auch viel Unsauberes niedergeschrieben

und dem Lehrer vorgelegt wurde und daß dieser es oft sogar mit Beifall angenommen.

Sie las die Aufsätze. Zorn und Wehmuth erfüllte sie. „Nein, dachte sie, so sollen unsre Söhne nicht verderbt werden." Sie schrieb sich die Aufgaben ab, auch einige der Absprechereien, die Franz geschrieben und der Professor eigenhändig belobt hatte. Der Sache ganz gewiß zu seyn, wußte sie sich die Aufsatzhefte einiger Mitschüler Franzens zu verschaffen; sie fand Alles übereinstimmend; und des Leichtfertigen noch mehr.

Den Besuch bei ihrer Freundinn, der Frau Pfarrerinn auf dem nächsten Dorfe, verzögerte sie nun nicht länger. Sie hatte jetzt mit dem Herrn Inspektor über mehr als jenen Straffall zu sprechen.

Lange wollte der Pfarrer nicht erscheinen, und er hätte, ohne die Wittwe zu grüßen, gerne sich fortbegeben; allein beim Kommen hatte ihn diese, wie auch er bemerkte, am Fenster seiner Studierstube erblickt und so mußte er sie grüßen.

„Wir wollen, sagte die Wittwe, sogleich mit dem Wichtigsten beginnen, Herr Pfarrer. Ich höre, die Schulpflege hat mein Ansuchen, daß vom Herrn Professor die Schulordnung gehandhabt und mein Franz durch ihn bestraft werde, berathen. Was habet ihr beschlossen?"

„Man hat gefunden, sagte der Pfarrer nicht ohne Befangenheit, Ihr mütterlicher Eifer sey zwar sehr lobenswerth, aber Sie seyen vielleicht hier etwas zu weit gegangen; der Junge wäre allerdings auch noch einigermaßen zu entschuldigen; der Herr Professor habe nicht ohne Humanität und nicht ohne pädagogischen Takt gehandelt, und auch sein Ansehen müsse aufrecht gehalten werden. Und übrigens sey jetzt bereits eine geraume Zeit darüber verstrichen, so daß es gerathener sey, die Sache fallen zu lassen."

„So? sagte die Wittwe mit dem Tone der Kränkung und des Befremdens. Und Sie, Herr Schul-Inspektor, haben, wie ich schließen muß, auch dazu gestimmt? Und doch halten Sie sonst, wie es recht ist, so streng auf Schulbesuch, und ließen, wie Sie selbst erzählten,

schon oft selber sehr arme Leute um Geld oder mit Gefangenschaft strafen, weil dieselben der Schule ihre Kinder entzogen, auch wenn sie diese zur häuslichen Arbeit irgend nothwendig hatten, oder weil die Kinder ohne Kleider waren. Und hier soll Franzens muthwillige Schulversäumniß aus höherer pädagogischer Weisheit ungestraft bleiben? Wahrlich, diese Weisheit weiß ich nicht zu fassen."

„Wären Sie, sagte der Pfarrer, roth vor Verlegenheit, wären Sie nur sogleich vor Behörde gelangt; — so mußte bei der Menge viel wichtigerer Geschäfte Ihr Gesuch als eine in der That minder bedeutende Nebensache erscheinen. Und dann war in der Behörde nur Eine Stimme, die als vortreffliche Erzieherinn allgemein bekannte Frau Salome werde sich auch ohne eine von der Schule an ihrem Franz vollzogene Strafe, gegen denselben schon zu helfen wissen."

„In der That sagte die Wittwe, ich werde mir wenigstens zu helfen uchen. Auch war mein Vorbringen wirklich eine Nebensache gegen die Sachen von der höchsten Wichtigkeit, die ich nunmehr Ihnen, Herr Schul-Inspektor, und der Behörde vorzutragen habe."

Und nun berichtete die Wittwe, in was für einem Zustand sie Franzens Schreibbücher gefunden und was für Aufgaben zu Aufsätzen vom Professor der Klasse gegeben werden; sie las die Aufgaben vor nebst den aus Franzens Aufsätzen abgeschriebenen und vom Lehrer belobten Stellen.

„Aus Einem einzigen Hefte, sagte der Pfarrer, darf aber doch nicht auf den ganzen Unterricht geschlossen werden."

„Darum, versetzte die Wittwe, habe ich mir auch aus den Heften anderer Schüler Aehnliches abgeschrieben. Freilich nur das, was sich vorlesen läßt. Denn es kommen in den Heften der Schüler Dinge vor; es schämt einen, sie nur gelesen zu haben, Frechheiten und Schamlosigkeiten unglaublicher Art. Welch eine versunkene Schule, wo dergleichen der Jüngling nicht nur denkt, spricht, in wüsten Liedern singt, sondern sogar in seine Schulhefte niederzuschreiben und sie dem Lehrer vor die Augen zu legen wagt. Welch eine abscheuliche

Schule, wo der Lehrer die Zoten der Schüler nicht nur liest, sondern sogar zum Theil mit Beifall korrigiert, durch leichtere Wendung dem unflätigen Witz noch nachhilft, statt den, der Unsauberkeiten auch nur von Ferne wagen wollte, strenge zu bestrafen. Welch eine durch und durch verdorbene Schule; es ist zum verzweifeln, ihr sein eigenes Kind hingeben, wie einen Moloch hinopfern zu müssen. Und nun hören Sie, Herr Pfarrer, was sich von Frechheiten und Albernheiten in diesen Heften vorfand, und zwar nur schon dessen, das man noch vorlesen darf."

Und Proben dessen wurden von ihr nun wirklich vorgelesen.

„Das ist entsetzlich, sagten die Frau Pfarrerinn und Eugenia. Wenn uns der Professor nur nie mehr in's Haus käme!"

„Der Professor, bemerkte der Pfarrer, ist geistreich, gelehrt, das werdet ihr nicht läugnen; seine anmuthige Gesellschaft hat euch schon oft erheitert. Er ist lebhaft und feurig, dazu jung und im Schulwesen noch weniger erfahren; da sind Mißgriffe unvermeidlich und der wenn auch noch so löbliche Eifer eines vorwärts strebenden Mannes kann vielleicht bisweilen zu weit und zu rasch gehen."

„Sonderbar, sagte die Wittwe, in dem einen Fall wird des Professors pädagogischer Takt belobt und gegenüber der Schulordnung in Schutz genommen, im andern Fall wird Unerfahrenheit, Jugendlichkeit, ungestümer Eifer und Taktlosigkeit zur Entschuldigung des Jugendverderbers."

„Erlauben Sie aber, sagte der Pfarrer, Sie zu erinnern, daß Sie durch solche Ausdrücke leicht Unannehmlichkeiten sich zuziehen könnten."

„Was sind Unannehmlichkeiten, fuhr die Wittwe fort, wenn es gilt, ein Kind, die Seele eines Kindes, ja eines ganzen aufwachsenden Geschlechtes, zu retten! Und ich werde hinfort den Professor einen Jugendverderber nennen laut und öffentlich und fort und fort."

„Sie nehmen mir es aber nicht übel, sagte der Pfarrer, wenn ich Ihnen bemerke, daß Sie es nicht ohne einen Schein thun der Empfindlichkeit, gegen den Professor nicht Gehör gefunden zu haben."

„Da haben, fuhr die Wittwe fort, Wohlehrwürden einen geringen Begriff von den Besorgnissen eines Mutterherzens. Aber ich beschwöre Sie, helfen Sie in Ihrer Stellung, dem Unwesen ein Ende machen und was das beßte und hier einzig Richtige, — entfernen Sie den Professor von der Schule; er ist ja doch nur provisorich angestellt, und ihn an der Schule zu belassen, nachdem so Unerhörtes vorliegt, wäre doch vor Gott nicht zu verantworten, und machte sich eine solche Schulpflege der nämlichen Sünden theilhaft und würde sich selber brandmarken.“

„Sie gehen weit,“ sagte der Pfarrer.

Er hatte sich erhoben und Hut und Stock genommen, um auszugehen; er habe Kranke zu besuchen. „Darf ich, fragte er, von der Wittwe Abschied nehmend, dem Professor von unserm Gespräche Etwas mittheilen?“ — „Alles, antwortete Sie, und Jegliches und meine ganze Entrüstung und Entschiedenheit.“

„Also da hinaus —, seiner Stelle entlassen soll er werden;“ so dachte der Pfarrer, indem er sich vom Hause entfernte. „Nicht genug, daß auch Frau Salome hauptsächlich Schuld ist, daß er nur provisorisch angestellt wurde. Sie wird mit der Sache Aufsehen machen, und besonders beim Frauenvolke und dem leichtgläubigen, weniger gebildeten Handwerksmanne Glauben finden. Was ist da vorzukehren?“ Er dachte hin und her. Endlich schien ihm das Beßte, zu veranstalten, daß der Professor so bald als möglich für immer angestellt werde. Die halbjährliche Schulprüfung war nahe; auch hatte die Schulpflege beschlossen, von dem Ergebniß der Prüfung die bleibende Anstellung abhängig zu machen. „Ist der Fremde nur einmal bleibend angestellt, dachte der Pfarrer, dann kann er nur auf richterlichen Spruch hin entfernt werden; er ist gegen Klatschereien und Umtriebe gesicherter; dieß Gerede wird sich verlieren; und Eugenia wird doch noch Frau Professorinn.“

Allein daran dachte Niemand weniger als Eugenia selbst. Sie saß noch bei den beiden Frauen; ihr Gespräch blieb eine Zeit lang der

Professor. Jetzt erst fiel der Frau Pfarrerinn und der Eugenia manche Aeußerung desselben auf als im gleichen Geiste, mit dem er nun, wie sie hörten, die Jugend erfüllte. „Gewisse Dichtungen, sagte die Frau Pfarrerinn, die uns vor vielen lieb sind, wie Herders Legenden oder Novalis Lieder, wollte er nie vorlesen; sprachen wir von einem Gerhard, Gellert, Lavater oder auch von einem Arndt oder Spitta, lenkte er auf andres, und Spott und Hohn spielten in seinen Zügen; selber von den herrlichen Liedern meines Lieblings Körner wollte er nichts wissen, auch nichts von Schenkendorf; von Rückert ließ er nichts gelten als den Eulenspiegel Harriri; des Bramanen Weisheit nannte er geringschätzig ein wunderliches Lehrgedicht voll ungenießbarer Verskünsteleien. Ein Lehrgedicht, sagte er, ist überhaupt ein Unding, weder Lehre noch Gedicht."

„Am Beifall dieser Leute, sagte Frau Salome, wird einem Rückert wenig gelegen seyn; im Gegentheil, er müßte darüber erschrecken."

„Sie lassen überhaupt wenige von den Schriften gelten, sagte die Frau Pfarrerinn, die uns in unsrer Jugend entzückten; vieles heißen Sie Sentimentalitäten; und Sie selber jagen nach Witz."

„Sie lassen, setzte die Wittwe hinzu, Gott selbst nicht mehr gelten und Gottes Wort; und wie dieses sagt: da Sie sich für Weise halten, sind Sie zu Narren geworden. Reden wir von Anderem! — Ich habe zum Trost in diesem Aerger und Kummer wieder erfreuliche Briefe von meinen Söhnen erhalten. Sie halten sich wacker mitten in dieser argen Welt. Auch Karl hat geschrieben; er scheint, wenn auch noch voll Reiselust, doch nicht ohne Anwandlung von Heimweh. Er hätte schon mehr als einmal in Arbeit treten können, aber die Meister scheinen ihm minder oft gefallen zu haben, denn er ihnen, und so schreibt er, wolle er für einmal noch weiter ziehen, bis er ganz deutlich die Stimme vernehme: hier ist gut wohnen. Er ist übrigens gesund, hat auch schon alte Schulkameraden angetroffen, ist mit ihnen gewandert, und weilt, wie er versichert, täglich bei uns und läßt grüßen alles, was ihn liebt."

Eugenia wurde überroth, ihr Auge naß, sie wandte sich ab.

Die Wittwe war im Begriff zu sagen: ich weiß, daß ihr euch liebet, und freue mich mit euch. Doch dachte sie alsobald wieder: gönnen wir ihnen noch das Glück der Verschwiegenheit. Auch waren ihr des Professors Bemühungen um Eugenia nicht unbekannt, und so meinte sie denn auch der Eugenia die Gelegenheit lassen zu müssen, ihre Gesinnung selbstständig zu erzeigen.

Die Frau Pfarrerinn blieb unbefangen, sie errieth ihre Freundinn, sie fragte nach Einzelnem, was deren Söhne betraf.

„Und jetzt, sagte die Wittwe sich zur Tochter wendend, die sich derweil mit ihren Blumen am Fenster zu schaffen gemacht, liebe Eugenia, lassen Sie mich Ihren Nelkenflor draußen sehen. Sie müssen ihn an einem andern Orte im Garten aufgestellt haben; ich habe mich beim Herkommen vergeblich darnach umgesehen."

So giengen die Frauen in den Garten; und Mutter und Tochter begleiteten dann noch die Freundinn auf die Höhe des Berges; dort saßen sie, bis die Kinder der Wittwe aus der Stadt ihr entgegengekommen, unter den schattigen und duftigen Linden und genossen den Abend, der in aller Pracht glühte in Wolken und Wellen durch die grünenden Thäler und das Schneegebirg.

„Ihr kommet doch bald wieder zu mir, sagte die Wittwe. Und nie wirst du deine Freundinnen besuchen, Eugenia, ohne auch mich zu grüßen." So küßte sie die blühende Tochter mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit.

Schon des andern Tags war der Pfarrer beim Professor in der Stadt. Sie lachten über die Vorurtheile der ängstlichen Seelen. „Nun, sagte der Professor, dieser Weiberkrieg soll mir ein lustiges Zwischenspiel geben in mein Schulmeisterleben. Es kann auch der ganzen Bürgerschaft nur vortheilhaft seyn, wenn sie zum Nachdenken erweckt werden über die allernächsten Dinge, über deren Grund oder Ungrund sie noch gar nie gedacht haben." Weggehend sagte der Pfarrer: „Die Geschichte wird bald abgethan und vergessen seyn; mit einem glänzenden

Examen Ihrer Schule gewinnen Sie die Mehrheit der Schulpflege und der Bürger für sich; und derweil lassen Sie sich nicht stören, uns wie bisher in unsrer Einsamkeit zu besuchen.“ Der Professor versprach dieß auf den nächsten Ferien=Tag.

Allein bei diesem Besuche fand er die Stimmung der Frau Pfarrerinn und ihrer Tochter sehr verändert. Was er beim Abendtrinken vorbringen mochte, sie blieben kalt. Endlich versuchte er's mit der Musik, er hatte Variationen mitgebrach , von deren Schönheit und Schwierigkeit er öfter schon gesprochen und wie er seit Monaten daran studiere, und jetzt glaube er sie ganz in seiner Gewalt und Hand zu haben und wollte sie ihnen vortragen.

„Es ist uns sehr leid, sagte die Frau Pfarrerinn, wir haben diesen Abend noch unaufschiebliche Garten= und Hausgeschäfte; wir müssen uns für einmal dieß Vergnügen versagen.“

„Nun, sagte der Pfarrer, so will ich für euch hören und der Freund soll die Musik nicht umsonst mitgebracht haben.“

Mutter und Tochter entfernten sich. Der Pfarrer aber holte edleren Wein und feine Cigarren und ermangelte nicht, als drauf der Herr Professor die Variationen begann, das Spiel mit Theilnahme zu begleiten und dann von einer überwundenen Schwierigkeit zur andern die Lobsprüche zu steigern.

„Das will ich der Frau und Tochter recht vorhalten, was sie versäumt haben. Aber das ist so der Frauen Art, auch wenn sie wissen, die Kunst zu genießen, so können sie eines Hausgeschäftes wegen, das auch aufgeschoben werden könnte, die unterhaltendste Vorlesung unterbrechen oder verlassen, und einer Wasche, einer Näherinn wegen setzen sie auch einen seltenen Kunstgenuß hintan. Wir müssen uns da eben gedulden. Haus= und Gartengeschäfte gehen auch vorüber und die Abende werden länger.“

Noch mehr aber als diese Trostsprüche des Pfarrers ermunterte den Professor wieder der vortreffliche Wein. Und Mutter und Tochter hörten bald darauf im Garten aus dem Wohnzimmer herab das heiterste Lachen.

Vergeblich aber wartete der Herr Professor auf das Wiedererscheinen der Eugenia; sie war, um bei seinem Weggehen nicht gegenwärtig zu seyn, noch in's Dorf hinunter. Der Pfarrer begleitete den Freund und lud ihn wieder ein, die Besuche ja nicht zu vermindern.

Allein so oft er sie wiederholte, die Gunst der Mutter und Tochter schien er nicht mehr gewinnen zu können. Und verdrießlich darüber hatte ihn der Pfarrer schon öfter auf seinem Zimmer empfangen.

Nachdem so einige Zeit verflossen, erhielt Eugenia durch die Post von unbekannter Hand und ohne Unterschrift einen Brief: Karls Kameraden schreiben aus der Fremde: es führe Karl dort ein gar lustiges Leben, auch habe er sich mit der Tochter des reichen Meisters, bei dem er seit einiger Zeit in Arbeit stehe, verlobt, werde desselben großen Gewerb übernehmen und nicht mehr in die Heimat kommen.

„Das ist boshafte Verläumdung; er soll mir gleichgültig, ja verhaßt gemacht werden;" so dachte sie alsobald; allein ohne Unruhe blieb sie doch nicht; nach Karl mochte sie bei dessen Mutter doch nicht fragen und Briefe von ihm hatte sie in der That schon längere Zeit nicht mehr erhalten.

Der Professor kam jetzt auch noch öfter zu Besuche, sann auf alles Mögliche, sich angenehm zu machen und der Pfarrer that ihm Vorschub, als sein beständiger Lobredner. „Ihr solltet schon meinetwegen, sagte er zu Frau und Tochter, ihm freundlicher seyn. Wie manchen freundlichen Abend hätte ich weniger ohne ihn; wie fördert er mich in meinen Studien schon durch seine Theilnahme, und auch ihr habt durch ihn gewonnen, ohne daß ihr es zugestehet."

Allein das verfieng wenig; der anonyme Brief hatte Eugenien noch mißtrauischer gemacht.

Aber bald darnach sollte sie aller Zweifel enthoben und innigst erfreut werden. Karl schrieb wieder und zwar voll Liebe und Sehnsucht und mit neuer Versicherung unverbrüchlicher Treue. Er meldete, wie gut es ihm gehe, bei was für einem vortrefflichen Meister er arbeite, wie viel er lerne, wie er die Tochter des Hauses hätte heiraten können,

wie er aber, da sie lange unentschlossen gewesen, einem angesehenen jungen Handwerker, seinem Freunde, die Hand zu geben, sich ihr unbefangen erklärt, daß er verlobt sey, und daß darauf dieselbe bald die Hochzeit gefeiert habe, und wie er Brautführer gewesen sey. Wie er an der Hochzeit auch seiner Eugenia gedacht und wie auch auf ihr Wohlseyn sey angeklungen worden, meldete er ausführlich.

Inzwischen wurde durch Franzens Ungezogenheit der Wittwe Aerger und Kummer täglich vermehrt. Aus der Schule vernahm und sah sie noch Kränkenderes. Es war, als wollte der Professor sie voraus und überhaupt den sogenannten gemeinen Bürger verhöhnen.

Da nun beim Schul-Inspektor kein Gehör zu finden, so gieng sie noch zum Vorsteher der Schulpflege, dem Bürgermeister des Ortes. Sie brachte ihre Klage und die schriftlichen Beweise, aus den Aufsatzheften die Auszüge vor, die sich seither noch vermehrt hatten. „Bald stellt der Professor seinen Schülern Aufgaben, sagte sie, die sie unmöglich lösen können; sie sollen Novellen schreiben, während sie noch keine gelesen, sie sollen Glossen verfertigen, Erzählungen in Terzinen bringen, Formen, die wegen ihrer Fremdartigkeit oder Schwierigkeit die größten unsrer Dichter nie gewählt; den Plan zu einem Drama sollen sogar die Schüler erfinden, oder Meisterwerke kritisieren; führt das nicht nothwendig zur flachsten Wortmacherei, zur unbescheidensten Absprecherei, führt es nicht zu Aberwitz? Ich behaupte, der Professor hat seiner Schule selten eine Aufgabe zu einem Aufsatze gegeben, die dem Alter der Jünglinge angemessen gewesen wäre, die sie mit aller Lust ergriffen und eben deßwegen glücklich gelöst hätten. Wie solche Aufgaben den Schüler sollten in ihn selber führen zur Selbstbetrachtung, zum Selbstverständniß, wie sie die Keime je des Edelsten in ihm wecken sollten, davon versteht der Professor ganz und gar nichts. Scheint eine Aufgabe noch erträglich, so ist sie gewiß so geschraubt und schief gestellt und auf Abwege führend, daß die Schüler in dem unglücklichen und unnatürlichen Haschen und Jagen nach Originalität und geistreichem Wesen das am wenigsten finden, was auf der Hand liegt. Statt nach

der Natur zeichnen zu lernen, werden sie verführt, das Schöne in der Verrenkung und Fratzenhaftigkeit zu suchen. Und was soll ich erst sagen von den in den Heften vorkommenden Zoten, überhaupt von der Leichtfertigkeit der Gesinnung und Lehre, wie aus sogenannten Klassikern auch sehr zweideutige Stellen sind in der Schule vorgelesen worden, aus Shakespeare z. B. Scenen, die der Mann mit Jünglingen unmöglich hätte lesen können, wenn er nur einiges Zartgefühl gehabt hätte; was soll ich sagen von der Impietät und Atheisterei, mit welcher der Glaube und die Sitte der Väter verhöhnt wird, das Dasein Gottes geläugnet, die Kirche verspottet, ja sogar die Geschichte des Vaterlandes, seiner Helden Treue und Tugend bezweifelt oder gar dargestellt wird als der Schergen schnödes Dienen und Buhlen um Geld und Gunst."

„Ich werde warm, sagte die Wittwe, wie sollte ich anders? zu lange leide ich, und habe ich täglich Aerger und Kummer durch diesen abscheulichen Jugendverderber. Und ich beschwöre Sie, Herr Bürgermeister, machen Sie endlich dieser Heillosigkeit ein Ende!"

„Sie sind wol, antwortete der Bürgermeister, von Allen, deren Söhne der Herr Professor unterrichtet, die einzige, die also über ihn urtheilt. Er gilt sonst allgemein für geistreich und gelehrt; seine Schüler machen Fortschritte, die Behörden, zumal der Schul-Inspektor, ist mit ihm vollkommen zufrieden; die Jünglinge sind ihm sehr zugethan und schon das spricht sehr für ihn."

„Gerade das Gegentheil, sagte sie. Es ist dieß Zugethanseyn der Schüler nicht die mit Ehrfurcht verbundene Anhänglichkeit des Sohnes an den Vater, es ist eine gewisse Kameradschaft zwischen Lehrer und Schülern, die mir zuwider ist. Und die ist gerade so leicht zu erwerben, als es schwer ist, mit Ernst und Strenge Liebe zu verbinden, und bei Wohlwollen und Freundlichkeit seiner Würde nichts zu vergeben."

„Ich denke, sagte der Herr Bürgermeister, die Jünglinge sind dem Herrn Professor hauptsächlich zugethan, weil sie das Uebergewicht seines

Geistes fühlen und es wohl einsehen, daß er sie fördern will und kann; und sie lieben ihn, weil er frei ist von schulmeisterlicher Steifheit, und ihrem jugendlichen Frohsinn Rechnung trägt."

„Die Jünglinge sind ihm zugethan, fuhr die Wittwe fort, weil er sie oft mit Witzen belustigt, mit Anekdoten unterhält, mit ihnen spasset, hauptsächlich aber, weil er ihnen schmeichelt; weil er dem jugendlichen Hang, sich über das Alte, Herkömmliche und Ehrwürdige wegzusetzen und lustig zu machen, Vorschub thut, weil er unter dem Vorgeben, sie zur Selbstständigkeit zu erziehen, ihr Selbstgefühl über alles Maß aufreizt, und sie mit dem Wahn erfüllt, Unbescheidenheit, Absprecherei, Geringschätzung des Verdienstes sey Freisinnigkeit; und darum auch lieben sie ihn, weil er, wie Sie ja wohl wissen, Herr Bürgermeister, selbst da nicht straft, wo er nach der Schulordnung sollte und hätte sollen."

„Diesen Fall, verzeihen Sie, sagte der Bürgermeister, mögen Sie vielleicht eben noch nicht verschmerzt haben; und Sie scheinen durch denselben gegen den Lehrer etwas verstimmt, während er doch gerade bei dem angesehenern Theil der Bürgerschaft sehr beliebt ist."

„Glauben Sie, erwiederte die Wittwe, ich klage wahrlich nicht, weil ich mich beleidigt fühle; ich klage, weil ich als Mutter dazu dringend verpflichtet bin; ich klage, weil sonst Niemand den Muth hat, so viele auch mit mir den Unwillen theilen. Denn ein eben so achtbarer als großer Theil der Bürgerschaft verabscheut des Lehrers Treiben."

„Da weiß ich Ihnen und derselben, sagte der Bürgermeister, nicht anders zu rathen, als Sie verklagen bei dem Oberschulrathe mitsammt dem Herrn Professor und dem Schul-Inspektor auch uns, die Schulpflege."

„Dessen werde ich mich wohl hüten, antwortete die Wittwe, denn der Herr Professor ist ein angenehmer Gesellschafter der meisten Mitglieder auch des Oberschulrathes; aber es wird wol andere Mittel geben, den gerechten Klagen bekümmerter Eltern Gehör zu verschaffen."

„Ich möchte Ihnen vielmehr rathen, sagte der Bürgermeister, sich

nicht vergeblich zu bemühen. Der Herr Professor ist in der *That* ein angenehmer Gesellschafter, aber noch mehr, er ist *als* Lehrer und Erzieher für uns und unsre Bedürfnisse wie gemacht, er lehrt und geht mit dem Geiste der Zeit, er ist ein Mann des Fortschritts und als solchen werde auch ich ihn, ich will Ihnen das offen erklären, suchen zu halten."

„Und ich, sagte die Wittwe sich erhebend und weggehend, werde diesen sogenannten Geist des Fortschritts bekämpfen. Sie mögen lachen, verehrter Herr Bürgermeister, die Sache hat allerdings ihre komische Seite, wenn eine Frau, eine verlassene Wittwe, so mit den Männern und Behörden in den Kampf tritt; aber ich bin meiner guten Sache, ja des Sieges bewußt."

Diese Zuversicht machte denn doch den Herrn Bürgermeister etwas nachdenklich. Und er schaute der ruhig und würdig weggehenden Wittwe nach und sagte für sich: „Eine sonderbare Frau das!"

Er berichtete die Geschichte der Schulpflege; allein diese Behörde schritt mit Lachen über der Wittwe Begehren als über ein „einfältiges" zur Tagesordnung.

Dem Professor wurde alles mitgetheilt; er sparte es nicht in der Schule darüber Anspielungen zu machen. Und Franz selber nahm sich heraus, der Mutter zu bemerken: sie möchte sich doch weniger in Schulsachen mischen, sie mache sich nur lächerlich. Alle Mitschüler ziehen ihn dieses Prozesses wegen auf.

Sie verbot ihm strenge, in diesem Tone zu reden, und war gegen ihn nur noch schärfer in Handhabung der Ordnung und Zucht.

Der Professor aber, des Beifalls und Schutzes der Behörden sicher, trat auch bei seinen Besuchen im Pfarrhause wieder zuversichtlicher auf; und dem Pfarrer war es erwünscht, als der Professor in einer vertraulichen Stunde förmlich die Werbung um Eugenien vorbrachte.

„Zwar, sagte der Pfarrer, scheint Frau Salome auch hier uns störend und hindernd dazwischen getreten zu seyn; doch ist es noch

gar nicht zum Verzweifeln; ich werde am Ende auch meine väterliche Autorität geltend machen."

Der Pfarrer benützte von nun an auch jede Gelegenheit, vor Frau und Tochter davon zu reden, wie der Herr Professor im Ansehen bei den Behörden und Bürgern nur noch gestiegen sey, wie sie ihn suchen festzuhalten, wie er gewiß bald werde bleibend angestellt werden, wie er sich dann zu verheiraten gedenke, wie er wol unter den vornehmsten Töchtern nur wählen könne, wie die Stellung einer Frau Professorinn eben so ausgezeichnet als angenehm und mit der einer Frau eines gewöhnlichen Handwerkers gar nicht zu vergleichen sey.

Mutter und Tochter widersprachen nicht. Es war ihnen leid genug, daß durch den Herrn Professor ohnehin schon einige Störung in ihre sonst so friedlichen häuslichen Verhältnisse getreten. Sie wußten ferner, daß ihre Freundinn in der Stadt nicht unthätig sey und hofften auf eine baldige bessere Wendung der Dinge.

Von dieser sprach aber auch der Vater. „Es wird nun, sagte er bald darnach, in einigen Tagen die halbjährliche öffentliche Prüfung der Schule des Herrn Professors abgehalten werden, und auf diese hin wird die Bürgerschaft, die über eine bleibende Anstellung zu entscheiden hat, ihn ganz gewiß auf Lebenszeit erwählen, und, wie ich höre, auch mit einer Besoldungszulage."

„Ich würde denn doch, sagte die Frau Pfarrerinn, die Sache nicht so ganz gewiß, und auch nicht für den Professor so entschieden Partei nehmen. Und eben weil die bleibende Anstellung von der gesammten Bürgerschaft und ihrer Wahl abhängt, könnten die Bürger vielleicht anders handeln als die Behörde, und hätten dann des Herrn Professors Gönner und Fürsprecher auch noch davon zu leiden."

„O wohin denkst du! sagte der Pfarrer; das sind gewiß die eiteln Hoffnungen und Siegesträume der Frau Salome. Wer zuletzt lacht, lacht am beßten; und so mögen sich auch der Frau Salome Gönnerinnen und Fürsprecherinnen etwas zurückziehen, damit ihr Eifer nicht zuletzt belächelt werde, wenn das Pochen auf die gute und gerechte Sache, mit der,

wie ich hörte, die Wittwe nicht ohne die ihr eigene *Anmaßlichkeit* und Rechthaberei sogar dem Herrn Bürgermeister entgegentrat, die verdiente Demüthigung erleben wird. Das wäre ja ein Stücklein aus Lalenburg, wenn uns Schulräthen eine gewöhnliche Bürgersfrau die Schulordnung machen würde."

„Allerdings!" sagte die Frau Pfarrerinn.

Frau Salome indeß, die bei ihrer großen Landwirthschaft in vielfachen Verkehr mit dem Handwerksstande stand, hatte öfter Gelegenheit, Bürger und Bürgerinnen auch über die Schulen reden zu hören; Erfahrungen, wie sie selber mit ihrem Franz, hatten auch andre Väter und Mütter mit ihren Söhnen gemacht, und sie klagten über den Professor. „Da könnt nur ihr helfen, sagte sie den Bürgern; ihr habt zu wählen. Kommet zahlreich in's Examen, höret selber zu und dann helft euch selber!"

In diesem Sinne sprach auch der Bäckermeister Kunz zur Bürgerschaft, wo er konnte.

Ebenso veranlaßte die Wittwe, daß die öffentliche Prüfung von vielen Müttern besucht wurde. Die Bürger hatten sich um so zahlreicher eingefunden, da unmittelbar nach dem Examen die Abstimmung angeordnet war über des Herrn Professors bleibende Anstellung. Die Behörde hatte es so festgesetzt in der zuversichtlichen Erwartung der glänzendsten Ergebnisse der Prüfung, damit der Professor unter dem günstigen Eindrucke derselben wo möglich einstimmig gewählt werde.

Die Prüfung ward wie gewöhnlich im großen Rathssaale abgehalten. Oben in demselben an der breiten Reihe der hohen Fenster saßen die Vorsteher der Stadt, die Schulpflege und der Schulinspektor, auf der rechten Seite der Wand die Frauen, gerade in ihrer Mitte Frau Salome, auf der linken die Bürger, unten im Saal standen die Bänke für die Schüler; in der Mitte des Saales an dem mit einem grünen Tuche bedeckten Rathstische ordnete noch der Herr Professor seine Bücher, Berichte und die Schriften der Schüler. Diese sammelten sich im Vorzimmer.

Als alle Mitglieder der Schulpflege gegenwärtig, die bekannt gemachte Zeit des Beginns der Prüfung bereits verflossen, fragte der Bürgermeister den Herrn Professor, ob es ihm nun gefällig wäre, das Examen zu beginnen?

„Ich stehe zu Diensten," antwortete dieser. Der Bürgermeister befahl, die Schüler zu rufen.

Sie traten ein mit Geräusch; nicht einer machte eine Verbeugung, sie drängten sich auf die hintersten Bänke, lachend über die Mitschüler, welche verdrängt auf einer vordern Bank Platz nehmen mußten, und so hatten sich alle einander schiebend und stoßend schnell gesetzt.

Die Bürger aber so wie auch die Frauen waren aufgestanden; denn nach altem Brauche wurde sonst das Examen vom Lehrer mit einem Gebete begonnen und dann mit der Prüfung im Religionsunterrichte jedesmal der Anfang gemacht.

Der Bürgermeister aber und die Mitglieder der Schulpflege waren sitzen geblieben und er sagte: „Ich denke, Herr Professor, Sie beginnen mit Ihrem Hauptfache, den Sprachen!"

Einigen Bürgern gefiel diese neue Anordnung; andere äußerten darüber unter einander ihr Mißfallen.

Der Herr Professor schlug den gelesenen Schriftsteller auf und bestimmte das zu übersetzende Kapitel, auch rief er selbst die Schüler auf, die übersetzen sollten.

Die Schüier blieben, während sie geprüft wurden, sitzen; der Herr Professor hieß sie nicht aufstehen. Den ältern Bürgern gefiel dieß nicht, doch schwiegen sie.

Der Herr Professor rief nun einen dritten und vierten Schüler auf. „Sie sind noch nicht da, sagten die Schüler; sie werden noch vor dem Rathhause seyn." Aber keiner der Schüler erhob sich, jene zu rufen. Der Professor hieß es auch keinen. Der Bürgermeister befahl, nachzusehen. Die Schüler traten ein; es waren gerade die ältesten und größten; sie mußten, da die übrigen Bänke besetzt waren, auf die vordersten sitzen und wurden von der Klasse darüber ausgelacht.

Ueber ihr späteres Erscheinen machte ihnen der Professor keine Bemerkung. Er hieß sie übersetzen und fuhr damit fort.

Die Schüler übersetzten mit großer Fertigkeit, und beantworteten die Fragen über Sprache und Sachen schnell und richtig. Des Professors Freunde nickten Beifall.

Der Bäckermeister Klaus, der seinen alten gründlichen Schulunterricht noch nicht vergessen hatte, sagte zu seinen Freunden: „Sie übersetzen und antworten nur zu gut. Es ist auch in unsern Examen nie Brauch gewesen, daß der Lehrer die zu übersetzende Stelle selbst bestimme und die Schüler selbst aufrufe. Das that von je der Bürgermeister oder der Schulinspektor oder einer der Schulpfleger. Ja zu meiner Zeit war es jedem Bürger erlaubt, dem einzelnen Schüler eine zu erklärende Stelle aufzuschlagen; und so gab sich durch Wiederholung dessen, was man in der Jugend gelesen, selbst mancher Handwerksmann noch Mühe, vor der Schuljugend nicht als unwissend zu erscheinen; das verschaffte Respekt; und damals wußte man noch etwas von Ehrerbietigkeit. Weder Lehrer noch Vorsteher hätten damals Schüler so anstandlos hereinkommen, sich setzen und sitzend antworten lassen."

Indessen schritt die Prüfung vom Uebersetzen aus Prosaikern zu dem aus Dichtern fort. Der Professor ließ wieder selbst die zu übersetzenden Stelle aufschlagen. Die Fertigkeit der Schüler war auch hierin nicht minder ausgezeichnet; zur Abwechslung übersetzten sie sogar metrisch.

„Sehr gut!" sagten Bürgermeister und Schulinspektor öfter; „recht brav!" nickte dieser und jener Schulpfleger. „Einen solchen Lehrer hatten wir noch nie," flüsterten sich des Herrn Professors Freunde zu; „auf einer so hohen Stufe ist diese Schule noch nie gestanden."

Der Professor leuchtete vor Freude, ermunterte durch Beifall die Schüler, benahm sich mit größter Freiheit, saß bald und machte sich's in seinem Lehnstuhle bequem, bald gieng er wieder an der Klasse hin und her oder den Saal auf und nieder, empfieng mit Lächeln das Zunicken der Freunde und das „recht gut!" der Schulpfleger. Auf

die Frau Salome schaute er bisweilen mit dem Blicke der Zuversicht und des Sieges und nicht ohne etwas Hohn. Nach Eugenien hatte er sich unter den Frauen umsonst umgesehen. Ihr Vater hatte sie zwar mitnehmen wollen, damit sie Zeuge sey des Triumphes seines Freundes, aber sie war nicht zu bewegen.

Frau Salome hatte indessen nach den auf dem Tische für Jedermann bereit gelegten Schriften der Schüler gegriffen und voraus nach den deutschen Stylübungen und den schriftlichen Wiederholungen des Religionsunterrichtes. Sie fand besonders hier wieder viel Neues, Verletzendes, Freches. Sie wies diese Stellen ihren Freundinnen. Die Schriften giengen so von Hand zu Hand. Auch über die Unordentlichkeit derselben sprachen sich die Mütter untereinander leise mit Mißbilligung aus.

Dadurch wurden auch die älteren Bürger nach diesen Schriften aufmerksam gemacht; als dieselben durch die Bänke der Frauen die Runde vollendet, nahmen auch jene die Hefte zu Handen; und man sah hier und dort einen Kopf sich schütteln. Den Freunden des Herrn Professors wurden die Unordentlichkeit der Schriften und so manche grelle Aeußerung vorgehalten. Sie sagten: „Es sind eben die täglichen Arbeitshefte; die Schüler haben so viel zu schreiben, daß sie dem Buchstaben nach nicht alles so schön schreiben können, zudem das Schönschreiben ja die Geistlosigkeit selber ist. Diese Schriften sind eben ein Beweis, daß in diesem Examen keinerlei Schein herrscht und nicht ein eingeübtes Schauspiel gegeben wird.“

„Das wollen wir doch sehen,“ sagte der Bäckermeister Klaus, dem diese Fertigkeit der Schüler im Uebersetzen auch aus Dichtern sehr verdächtig vorkam, und dem gar nicht gefiel, daß der Lehrer selbst die Stellen aufschlug. Der Dichter, aus welchem übersetzt wurde, war dem Meister Klaus sehr wohl bekannt, denn er hatte seit seiner Schulzeit nie aufgehört, lateinisch zu lesen und hatte mit den Jahren durch eignen Fleiß eine ungewöhnliche Leichtigkeit und Sicherheit sich erworben. Er erinnerte sich bei der Stelle, die gerade übersetzt wurde, an ein Seiten-

stück in ebendemselben Schriftsteller und sagte, als der Professor an einem andern Orte fortfahren lassen wollte: „Ich bitte Sie, Herr Professor, lassen Sie doch noch das eben so schöne, ja noch schönere Seitenstück dieser Scene lesen. Wir alten Männer, die dergleichen in der Jugend fast auswendig wußten; hören es immer wieder mit neuer Lust.“

Der Professor schaute den alten Mann, den schlichten Handwerker, mit einem Blicke an, der sagte: was untersteht ihr euch, mich und das Examen zu stören? was wolltet ihr, gemeiner Bürger, von dergleichen verstehen? was will überhaupt der Graukopf?

Der Bürger sagte, als ob ihn der Professor nicht verstanden hätte: „Ich wünsche, die Schüler übersetzten aus dem nämlichen Dichter das bekannte Seitenstück zu der eben gelesenen Stelle.“

Der Professor schaute den Herrn Bürgermeister, den Herrn Schul-Inspektor fragend an.

„Lassen Sie sich nicht stören!“ sagte der Bürgermeister.

Der Professor bezeichnete nochmals die von ihm aufgegebene Stelle und wollte dort fortfahren.

„Ich bitte nochmals, fuhr Meister Klaus fort, um die Gefälligkeit, jenes hieher so wohlpassende und ergänzende Seitenstück lesen zu lassen, sey's auch nur, um uns Alten eine Freude zu machen.“

„Wir sollen uns nicht stören lassen, befiehlt der Herr Bürgermeister,“ antwortete der Professor.

„Das ist ja keinerlei Störung, erwiederte der Greis; Uebersetzen ist Uebersetzen. Und übrigens war es bis auf heute ein alter guter und löblicher Brauch, daß irgend ein Mitglied des Rathes oder auch der Bürgerschaft die zu übersetzenden Stellen aufschlagen ließ und den zu prüfenden Schüler selbst aufrief.“

„Wir haben nun aber, sagte der Bürgermeister, eine neue Examen-Ordnung festgesetzt.“

„Davon wußten wir nichts, sagte Meister Klaus; aber ich will drum nicht fordern, wie früher jeder Bürger berechtigt war; ich bitte

nur um die Gefälligkeit, jenes Seitenstück, dessen Inhalt auch die verehrten anwesenden Frauen sehr unterhalten wird, übersetzen lassen zu wollen."

Der Bürgermeister sah die Spannung der ganzen Menge. Er glaubte, um allfällige Verdächtigungen, die sich nachher gegen den Professor und die Behörden erheben könnten, abzuwenden, des Bürgers Bitte gewähren zu müssen und sagte: „Nun denn, für einmal noch mag der Wunsch eines Bürgers berücksichtigt werden; lassen Sie denn, verehrter Herr Professor, das Seitenstück übersetzen."

Der Professor wurde roth vor Zorn und Verlegenheit. „Es giebt hieher mehr als ein Seitenstück, sagte er, welches ist denn gemeint?"

„Es giebt nur eines, antwortete der Bürger; es steht freilich im allerletzten Gesang des Dichters;" und so bezeichnete er selbst näher die Stelle.

„Der verdammte Philister!" murrten die Schüler, die jetzt den verlangten Abschnitt aufschlagen und übersetzen mußten.

Mit der Fertigkeit im Uebersetzen hatte es nun ein Ende. Der Lehrer entschuldigte: die Stelle sey noch gar nie gelesen worden.

Es gieng oft eine Weile, bis die Schüler nur die Fügung des Satzes verstanden; der Lehrer half, so viel er konnte; bisweilen ließ er aber den Schüler suchen, offenbar, weil er selbst noch suchen mußte. Es kam ein Satz, der nicht in den Zusammenhang passen wollte, weil der Lehrer ein seltenes Wort verwechseln ließ. Der Meister Klaus selber half endlich aus.

In einem andern Satz zuletzt blieben Professor und Lehrer gänzlich stecken. Der Professor suchte sich am Ende zu helfen, indem er über den Dichter und dessen Sprache im Allgemeinen allerlei vorbrachte.

„Aber, sagte der Bürger, die Stelle ist noch nicht übersetzt."

„Ich sehe, fuhr der Bürgermeister drein, indem er mit Geräusch die goldene Uhr hervor zog, die für die Prüfung in den Sprachen eingeräumte Zeit ist bereits verflossen; beginnen Sie, verehrter Herr Professor, das Examen über den Geschichts-Unterricht." Die Schüler

haben in den Sprachen gewiß zu allgemeiner beßter Zufriedenheit auch über den Fleiß und die Gelehrsamkeit ihres vortrefflichen Lehrers das rühmlichste Zeugniß abgelegt."

„Und die letzte Stelle, die weder Lehrer noch Schüler übersetzen konnten, heißt so," sagte Meister Klaus, und verdeutschte sie genau und klar.

„Haben wir sie nicht auch so übersetzt?" hatte der Professor die Stirne, die Schüler zu fragen. „Freilich!" riefen sie im Chor.

Der Meister Klaus aber sagte ruhig: „Ihr werdet zeitlebens euch dieser Stelle erinnern, und nicht vergessen, daß sie euch ein schlichter Handwerksmann, einer freilich vom alten Schlage, übersetzt hat."

Zornig begann nun der Professor die Prüfung über den Unterricht in der Geschichte. Auch hier antworteten die Schüler schnell und richtig; sie wußten viele Sachen, Namen und Zahlen. Sie brachten aber auch über Begebenheiten und vorige Zustände solche Ansichten des Lehrers vor, die gänzlich von den bisherigen abwichen. Der Professor ergriff jede Gelegenheit, über die Vorurtheile, die Stabilität und Philisterhaftigkeit der Alten loszuziehen, und über den Aberglauben und knechtischen Sinn des Zeitalters der Zöpfe zu spotten.

Mit Vergnügen strichen sich dabei etliche der jüngsten Bürger die Schnäuze.

Zum Schlusse wurde von Lehrern und Schülern noch die französische Revolution als das Heil der Welt dargestellt und die Kämpfe der Deutschen gegen Napoleon als eine Thorheit der gutmüthigen und von den Fürsten verführten deutschen Nation, indem diese, statt die Throne zu stürzen und die Republik zu verkünden, für ihre Unterdrücker Ströme Blutes vergossen habe.

„Richtig, sagte der Lehrer, Aberglauben ist Aberglauben, opfere er die Kinder dem Moloch oder dem Huiz'lopochtli."

Meister Klaus sagte mit Unwillen und laut: „Es heißt: Fürchtet Gott; ehret den König!"

„Die Zeit der Prüfung, fiel der Bürgermeister ein, ist bereits ver-

flossen, und das Examen über den Religions-Unterricht könnte füglich dießmal erlassen werden."

„Ich wünsche es aber," sagte der Professor. Hier bot sich ihm noch besonders Gelegenheit, seinem Zorn gegen den alten Bürger und dessen Anhang Luft zu machen.

Auf die allgemeinen Fragen: was Religion sey, antworteten die Schüler: Religion sey Gottesbewußtseyn; insoweit der Geist sich selbst verstehe, erschaffe er selbst die Welt, und Gott werde im Menschengeiste seiner selber bewußt; daher heiße der Menschensohn ein Abglanz der Gottheit.

Auf die Frage: wo die Lehre des Menschensohns rein vorhanden? ward geantwortet: einzig in der Vernunft des Menschen; in dem Trümmerhaufen der neutestamentlichen Schriften seyen nur sehr wenige Ueberreste der echten Lehre geblieben; das andre sey Schutt unverstandener Ueberlieferung oder absichtliche Verunstaltung, Machwerke herrschsüchtiger Priester.

„Giebt es überhaupt einen geschichtlichen Beweis der Wahrheit?" fragte der Lehrer weiter; „keineswegs," war die Antwort. „Was haben daher Wunder für einen Werth?" — „Gar keinen! Sie sind Mythen."

„Was ist denn die Auferstehung?" — „Das Symbol der Vereinigung mit dem Weltgeiste und des Fortlebens in demselben." — „Glaubten die Menschen von Anfang her eine Auferstehung der Todten? ist sie eine Gottes- d. h. Vernunft-, oder eine Menschen- d. h. Priester-Lehre und bloße Satzung?"

Die Schüler antworteten: „Im alten Testamente ist der Glaube an Unsterblichkeit nirgends ausgesprochen!" — „Ganz richtig!" sagte der Professor.

„Gott ist nicht ein Gott der Todten, entgegnete Meister Klaus; er ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs."

„Sind denn dergleichen Stellen, fragte der Lehrer, Beweise, daß die Israeliten eine Auferstehung der Todten geglaubt?" — „Keines-

wegs," antworteten die Schüler. „Richtig, sagte der Lehrer; wer wird dir in der Hölle, im Scheol, in der Schattenwelt danken? so sprach resigniert der alte, erlauchte, in seinem einfachen Natursinn von Priestern noch nicht getrübte Israelit; oder: die Todten werden den Herrn nicht loben, noch die hinunterfahren in die Stille; oder: wirst du an den Todten Wunder thun? Also spricht der alte „rechte" Israelit von des Menschen endlichem Ausgang."

„Und das sieben und dreißigste Kapitel des Propheten Hesekiel? sagte Meister Klaus, jenes Thal der Todtengebeine — und Gottes Odem kam in sie und sie wurden wieder lebendig, und richteten sich auf ihre Füße, und ihrer war ein sehr, sehr großes Heer!"

„Nun, fuhr der Professor fort, was saget ihr zu dieser Stelle?" Die Schüler antworteten im Tone des Uebermuthes: „Das ist poetische Darstellung, das ist lediglich eine Allegorie, die sich im Fortgang selber als solche erklärt, wenn es heißt: ich will meinen Geist in euch geben, daß ihr wieder leben sollt und will euch in euer Land setzen." — „Richtig," sagte der Lehrer; es ist von einer politischen Auferstehung, von der Wiedergeburt des Staates die Rede, von einer neuen Verfassung desselben, da der Prophet sehr treffend das Wohlhergebrachte, das todt und ruhig und still und daher zufrieden Daliegende, das Stabile, das sich in Staub Auflösende mit Todtenbeinen vergleicht, mit den Gerippen einer in der Wüste umgekommenen Karawane, die das Weiterziehen vergessen hat, mit den weißgebleichten Knochen, die an der Sonne des Lebens blinken, und sich gegenüber der an der Mittagsgluth gereiften purpurdunkeln Frucht, ihrer Reinheit gleißend überheben. Ja alle die Zeiten der Verknöcherung, des Herkommens, der Meinung, des Aberglaubens hat der Prophet, der selber ein Agitator, ein Wiederbeleber und Reformer war, vortrefflich mit dem Thale voll Todtengebeine geschildert. Aber von je hat in solche Niederungen der göttliche Odem der Vernunft wieder geweht, und hat neues Leben die Thale mit Wohlseyn und Freude durchrauscht; wenn auch nicht gerade alle alten Knochen und übertünchten Todtengräber wieder belebt wurden."

Des Professors Freunde lachten über diese Wendung. Er selbst fühlte sich wieder gänzlich ermuthigt. Er fragte daher weiter: „Ueberhaupt was ist gerade bei Erklärung jener politischen Stelle Hesekiels betreffend die Auffassung der Bibel gelehrt worden?“ Der Schüler antwortete: „Das Allermeiste muß als Symbol und Allegorie gefaßt werden; diese Figur ist der exegetische Schlüssel.“ „Richtig, fuhr der Lehrer fort; der Hauptschlüssel, mit dem das Himmelreich der Vernunft aufgeschlossen wird; und es aufzuschließen, ist eben das Schlüsselamt. Und sind wir eben durch diesen Schlüssel zum Aufschluß, zur Einsicht gekommen, daß der Israelite von einer Auferstehung Nichts wußte.“

Meister Klaus schüttelte den Kopf; aber, sey es, daß er durch diese ihm noch nie vorgekommene Art der Auslegung übernommen war, oder daß er auf eine Stelle sann, die nicht allegorisch könnte gefaßt werden, und daß ihm nicht gerade eine solche einfiel, — er schwieg und der Professor schaute umher, als habe er alle Einwürfe widerlegt und jeden Gegner besiegt.

Die Frau Salome war im innersten empört; sie wurde blaß; sie schaute auf den Meister Klaus, ob er nichts erwiedern werde, sie schaute auf andre, ob sie des Professors Behauptung wollen gelten lassen. Alles schwieg. Die Behörde schien sich über des Herrn Professors Sieg zu freuen.

„Weil denn Niemand der Wahrheit Zeugniß geben mag oder kann, sagte sie, so muß ich reden, obschon ich weiß, daß es heißt: „euere Weiber lasset schweigen in der Gemeinde.“ Allein ich rede als Mutter und Wittwe an des Vaters Stelle, und nicht in der Kirche, sondern in der Schule, wo, so Gott will, auch jede Mutter noch ein Wort mit zu reden haben wird. Es ist Unwahrheit, wenn der Herr Professor behauptet, der Auferstehungsglaube sey im alten Testamente nicht gelehrt, heißt es denn nicht dort: „Gott hat den Menschen geschaffen zum ewigen Leben und hat ihn gemacht zum Bilde seines eigenen Wesens; der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und ihre Hoffnung ist der Unsterblichkeit voll. Gott führet uns auch über den Tod;

er leitet auf ewigen Weg; er wird meine Seele erlösen aus der Hölle Gewalt. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt; er wird der Letzte über dem Staube stehen; außer meinem Körper werde ich ihn sehen, meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder. Herr, mein Gott, ich will dir danken in Ewigkeit." Und dieses sind keine Allegorien! Aber zu den Saduzäern sagte der Herr: Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes. Und wer nicht in der Lehre Christi bleibet, lehrt Johannes, den nehmet nicht in euer Haus auf und grüßet ihn nicht!"

Der Professor und seine Freunde waren betroffen. Die Miene und ganze Haltung der Frau Salome aber schien zu sagen: Was wollet ihr dagegen vorbringen? und: ich bin bereit, meinen Glauben zu vertheidigen.

„Sie hat uns aus der Seele gesprochen, sagten viele Bürger unter sich. Es geht doch nichts über eine gescheide Frau."

Der Bürgermeister aber bemerkte: „Ich denke, wir sind nicht da, um eine theologische Disputation zu halten. Auch hat die Prüfung bereits eine Stunde länger gedauert als gewöhnlich; jedoch hatten gewiß die meisten der Anwesenden bei den so löblichen Leistungen der Schule, die kürzeste und angenehmste Zeit. Ich erkläre die Prüfung für geschlossen und wünsche nur, der verdiente Herr Professor möge die Freude, die er mit Recht an dem gelungenen Examen haben kann und unsre Beglückwünschung durch etliche gefallene schiefe Bemerkungen nicht des geringsten sich verkümmern lassen."

Und so drückte der Herr Bürgermeister dem Herrn Professor die Hand, desgleichen auch der Herr Schul-Inspektor.

Die Schüler warteten nicht lange, standen auf und drängten sich zur Thür hinaus.

Der Professor und der Schul-Inspektor und die Frauen entfernten sich.

Franz war wüthend vor Zorn über seine Mutter; doch wagte er nicht zu widerreden, als sie zu Hause ihm sagte: „Wie ungezogene Leute

seyd ihr in den Saal gekommen und niedergesessen, und so habt ihr euch fort und fort benommen; kein Einziger ist zum Antworten aufgestanden und den alten ehrwürdigen Bürger habt ihr verhöhnt, und deine Miene verstehe ich gar wohl. Allein das soll und wird nun, so Gott will, anders werden."

Die Bürger waren im Rathhause geblieben, um, wie der Rath angeordnet hatte, jetzt über die bleibende Anstellung des Professors abzustimmen. Beim Hinausgehen war noch manche Mutter und Tochter zu ihrem Gatten und Vater getreten mit dem Worte: Ihr werdet doch um Gottes willen den Professor nicht wählen! Auch ohne dieß war ein großer Theil der Bürger bereits umgestimmt.

Der Bürgermeister mochte dieß merken und hätte gerne Zeit gewonnen und den Unwillen über den Professor sich etwas abkühlen lassen; er fragte daher: ob die Bürger bei so weit vorgerückter Zeit die Abstimmung nicht lieber wollten verschieben. „Sie wird nicht lange währen, sagten sehr viele; wir sind nun einmal hier und versäumen so weniger."

Der Bürgermeister mußte die Abstimmung vor sich gehen lassen. Er leitete sie ein mit Hervorhebung des glänzenden Examens und der außerordentlichen Leistungen des Professors. Seine Freunde unterstützten ihn.

Die, welche den Herrn Professor seit längerer Zeit oder eben jetzt näher kennen gelernt, schwiegen.

Die Abstimmung aber, offen, wie sie verlangt wurde, zeigte eine nicht geringe Mehrheit, die den Professor nicht bleibend anstellen wollte.

Meister Klaus sagte: „Diese Abstimmung beweist offenbar, daß die größere Zahl der Bürger diesen Menschen nicht mehr will, und sie spricht ganz gewiß zugleich den Willen aus, daß er alsobald von der Schule entfernt werde, und daß er nach Verfluß der nun eintretenden Ferien den Unterricht nicht mehr beginne."

„Das ist unser Wille!" rief die Mehrheit. „Und daß, setzte Meister

Klaus hinzu, ein würdiger Mann angestellt werde, *der vor allem aus im Stande ist, die Jugend zur Bescheidenheit und Ehrerbietigkeit und zum Gehorsam gegen die Eltern zurückzubringen und in Zucht zu halten.*"

„Auch das ist unser Wille!" rief nochmals die Mehrheit.

„Und daß einmal, setzte Meister Klaus noch hinzu, die Behörden klug und gerecht werden und den hergelaufenen Fremdling nicht dem bewährten Landeskinde vorziehen."

„Das ist unser Wille!" sagte die Mehrheit.

Und so giengen sie auseinander.

Der Herr Bürgermeister nebst seinem sogenannten freisinnigen Anhange meinte, bei der nächsten Verfassungsrevision müsse das Recht, die Lehrer der Gemeinde zu erwählen, der Bürgerschaft genommen und ausschließlich der Schulpflege gegeben werden.

Der Schulinspektor, als er das Ergebniß der Abstimmung vernommen, zog sich in die Einsamkeit seines Dorfes zurück, ohne den Herrn Professor zu sich einzuladen.

Bei der Anstellung eines neuen Lehrers war das Ansehen der Frau Salome nicht ohne Einfluß; und die Schule kam wieder in Ordnung.

Als der Professor dann verreiste, ohne im Pfarrhause des Dorfes einen Abschiedsbesuch zu machen, war Eugenia darüber nicht des mindesten betrübt.

---



# Der Kinderball.

Eine Gesellschaft wandernder Musiker ruhte an einem warmen Frühlingstage im Walde, auf den Höhen ob ihrem vaterländischen Rheine. Hugo, ihr Führer, hatte sich schon lange wieder nach Deutschland zurückgesehnt; er suchte, wenn er den Winter in Süden oder Norden zugebracht, den Mai in deutschen Gauen zu feiern. Vergnüglich lagen die Freunde im Schatten und Blumen auf einer Waldwiese, neben der einsamen Schenke, wo sie einen Schatz alten Weines gefunden, dessen Pracht sie nun an der Sonne leuchten ließen. Die linden Zweige der sich über ihnen wölbenden Buchen, die durch den Wald glitzernden, rothen Lichter, die Maien-Wolken und der blaue Himmel spiegelten sich im dunkeln Purpur, der die Flaschen füllte. Es war den Fröhlichen, als sögen sie aus demselben den ganzen Frühling mit all seiner Kraft und Fülle in sich. Sie ließen sich von ihrem Diener aus dem Wagen, der ihnen die Instrumente nachführte, die Geigen reichen und sangen, sich selbst begleitend, folgendes Lied:

„Wir fahrenden Sänger sind arm und reich;
Ja Vögel der Lüfte, die sind uns gleich:
Sie wohnen in Halmen,
Sie thronen auf Palmen,
Sie suchen das grünende Schattendach,
Sie ziehen dem Frühling und Sommer nach.

Wir ziehen dem Frühling und Sommer nach,
Und allwärts und nirgend ist unser Dach:
Wir fiedeln uns wieder
Und fiedeln die Lieder;
Wer jung noch und lustig, der ladt uns ein,
Da funkelt der Saal und der goldne Wein.

Wir singen und fiebeln, dann schlägt das Herz,
Wie wann sich verkündigt der laue März:
Man grüßt sich in Reigen,
Man küßt sich zu eigen.
Wir haben der Weisen, ihr Zaubersang
Vergisset sich nimmer das Leben lang.

Die prangenden Gärten, die Waldesblum'
Sind nur der Genießenden Eigenthum:
Mit Singen erheben
Und bringen wir Leben;
Wie Frühling, so Purpur und Gold und Wein
Erblühen und glühen im Lied allein.

Auch Reiche verlassen ihr Marmorhaus,
Nur ziehn sie nicht freudig wie wir daraus:
Beisammen im Grabe
Liegt Namen und Habe;
Der wandernde Sänger, muß er auch fort,
Lang wandert sein Lied noch von Ort zu Ort.

„Das ist wohl schön, Johannes, sagte Hugo, indem er sich zu dem schon ergrauten Violoncellisten wandte. Dein muntres Lied hat uns schon oft bei allen Demüthigungen, die uns Menschen und Umstände zudachten, wieder zum heitern Selbstgefühl verholfen, zu einem glänzenden Contrapunkt, mit dem wir das abgeleierte Thema des Alltagslebens erfrischten und in Schwung brachten und merken ließen, daß auch wir etwas zu bedeuten und zu sagen haben. Aber gestehen wir nur auch, es gelingt uns nicht immer, ab der holperigen Prosa unsers Wanderlebens in die Poesie einzulenken; und — Ihr werdet es launenhaft finden — gerade in diesen lieblichen Gegenden, in die ich mich so lange zurückgewünscht hatte, will mir unser Beruf immer mehr verleiden. Wahrlich, wenn ich heute irgendwo auch nur Dorfschulmeister werden könnte, ich sagte Euch Lebewohl." Johannes, um darauf zu antworten, griff arpeggierend, wie zu einem Recitativ-Akkorde, und sang:

„Ja, wieder weht durch's Land des Weines Blüthe,
Da trübt sich mit dem Wein des Freunds Gemüthe,

Da fühlet wie der Wein er sich gefangen;
Nach Heimath-Hügeln treibt ihn ein Verlangen,
Wo er mit seinem Schatze einst gegangen.
Cäcilia war dorten ihm erschienen,
Die Göttliche, in eines Mädchens Mienen,
Und er verlobte sich, ihr treu zu dienen.
Doch als er sie zur Hausfrau wollte haben,
Wandt' sie sich ab vom ungestümen Knaben,
Hat ihren Stand und Namen umgewandelt.
Ist weit mit einem andern weggewandelt,
Und Heimweh ist Dir, Hugo, nur geblieben,
Ihr stets zu folgen, ewig sie zu lieben,
Sie aufzusuchen in den Landen allen.
Und wir, die länger schon so mit Dir wallen,
Wir helfen Dir getreulich suchen, fragen,
Und hoffen stets und wollen nicht verzagen.
In deutschen Gauen, hier bei deutschen Frauen,
Ist sie gewiß noch endlich zu erschauen;
D'rum fühlest Du so bang Dein Herze schlagen:
Auf! sey getrost, wir wollen weiter fragen.
Sie wandelt sich in jenes Mädchen wieder
Und dankt mit Küssen Dir der Treue Lieder.
Derhalben gieb dem Gram dich nicht zu eigen,
Laß aufwärts nicht die alten Hefen steigen
Und trübe nicht der Melodieen Quelle;
Hell rinne sie wie dieses Purpurs Welle!"

„Hell rinne sie wie dieses Purpurs Welle!" sangen die andern im Chor, daß der Wald widerhallte; auch Hugo's Mienen erheiterten sich und sein Glas erklang. „Ja wohl, sagte er, ist Geben seliger denn Empfangen; wir bereiten überall Freuden, und bringen Sonnenschein in die düstern Tage und gehen wie der Sonnenschein von dannen, wo wir geholfen, Blüthen erwecken und Früchte reifen und treten auch oft aus dem Himmelblau der Freude in Nebel und Wolkenblau hinein. Aber unsre Poesie will mir wie Leichtsinn vorkommen. Ja wenn man wie die Sonne da oben den Staub nicht berühren müßte und den Fuß nicht näßen, da ließe sich wohl ein Leben so durchwandern. Und doch

hatten auch die Götter ihre Begleiterinnen, und wir feiern Hochzeiten auf Hochzeiten, singen für den Bräutigam Lust und Wonne und keiner von uns führet die Braut heim. In die Länge geht das doch nicht mehr. Meine Cäcilia finde ich freilich nimmer, trotz der Prophezeiung des Johannes; aber öffnet sich mir irgendwo eine freundliche Hütte unter deutschen Bäumen, so müßt Ihr Euch einen andern ersten Geiger suchen, und wie sollte sich der nicht finden?"

„Bist Du denn ein bloßer Geiger, sagte Viktor, der zweite Violonist; wodurch ist denn unser Quartett zu Namen gekommen? Nicht einzig durch unser Spiel; es sind Deine Compositionen, Hugo, und Johannes Lieder, die uns überall willkommen machen; durch Euch können wir immerdar eigenthümliche und neue Gaben reichen, die alltägliche Gelegenheit zum Feste erhöhen, die stummen Zuhörer zu frohem Selbstbewußtseyn erheben, oder ihren Gefühlen Ton und Wort verleihen und eine andre Würze zu ihren Feierlichkeiten bringen; als das bloße Essen und Trinken ist. Man verlangt ja eher von uns unsre eigenthümlichen Compositionen und Lieder, als daß wir ihnen Quartette vortragen von Haydn oder Beethoven oder Onslow; so tief Ihr Beide uns auch in den Geist dieser Künstler eingeführt habt; ohne Dich, Hugo, bin ich ein todtes Instrument. Gehst Du von uns, so müssen wir die Sklavendienste suchen beim Sultan einer Kapelle oder eines Theaters und da den Launen eines Hofes dienen. Lieber wollte ich von Schenke zu Schenke wandern! So aber sind wir eine fürstliche Kapelle und sind die Fürsten selber, und musizieren, wann und wie es uns gefällt. Führst Du uns eine Fürstinn her, wie sollten wir derselben nicht auch willig dienen?"

„Und was würde aus mir werden, sagte der Bratschist, der stille, alternde Gottfried; recht was im Wesen die einzeln spielende Bratsche ist, eine einsam klagende; auf keiner Seite, weder oben noch unten, findet sie allein den Widerklang; ja sie ist selber nur ferne und dumpfe Erinnerung verschwundener Reigen, ein verlassenes Echo, dem kein Hirtenknabe mehr entgegenjauchzt."

„Ich lasse Dich nie, Du lieber Gottfried, entgegnete Johannes. Werden wir verlassen, so durchziehen wir das Land als zwei Invaliden, spielen Komödie und singen grausame Geschichten, und so lang mir für Tauf- und Leichenmahl, für Hochzeit und Fastnacht die Verse nicht ausgehen, wird es auch der Trunk nicht. Hilft alles nicht, so lasse ich den weißen Bart wachsen, schlage einen Purpurmantel um, stelle mich blind und lerne empfindsame Stücke auf der Harfe klimpern, gewöhne meinen Mund noch an etwelche gemeine Witze, studiere das Ueberraschungs-Handwerk bei unsern neuesten Schriftstellern, und setze mit allerlei Zauber die Leute in Erstaunen. — Doch ehe wir uns trennen und ich solch neuen Lebens- und Glückslauf beginne, wollen wir heute noch jenes Schloß besuchen, das so stattlich über den Wald her glänzt. Die vergoldeten Thürmchen sind ja recht wie hinaufwinkende, mit Brillanten gezierte Finger."

„Und welch eine Fülle von Sonnenschein und Kraft muß von den breiten und langen Rebhalden in die Keller des Schlosses gequollen seyn, sagte Viktor, es selber schimmert und glitzert in der Runde über dem Hügel, wie ein bekränzter Becher!"

„Herrlich muß es in der Halle dort klingen, die mit ihren großen Bogenfenstern gegen das Thal schaut," meinte Gottfried.

„Ja, rief Hugo, wir wollen den rechten Duft in die Schattengänge und Gärten hinauftragen."

Johannes aber harfenierte noch auf seinem Instrument und sang dazu:

„Und wohnen schöne Töchterlein
Im Schloß und edle Frauen:
Die leuchten uns noch besser ein
Als selber Wald und Auen.
Zu sehen kann doch Greis und Knab'
Nichts herrlicheres wählen,
Als durch ein schönes Aug' hinab
Zum Grunde schöner Seelen."

Je näher sie nun dem Schlosse kamen, desto mehr verkündete sich

Reichthum und Geschmack. Der in sanften Windungen hinaufsteigende Weg führte durch Buchenwäldchen und Rebenlauben, und unter schattigen Bäumen, bei Brunnen und Quellen, öffneten sich lachende Durchsichten bald in dieses, bald in jenes der Thäler, in welche alle das Schloß als von einem Mittelpunkte aus hineinschaute. Im Hause des Pächters der Schloßgüter fanden die Freunde Gelegenheit, ihren Wagen einzustellen und sich zum Auftreten bereit zu machen. Sie vernahmen auch, daß die Herrschaft anzutreffen sey.

Ein Gang duftender Linden führte sie nun in den großen Garten. Hier sprudelten und sprangen unter den kühlen Schatten reiche und klare Quellen, und thaute die üppigste Blumenwelt; Wohlgeruch von Zitronen und Orangen wehte ihnen wie Luft aus den ihnen bekannten südlichen Ländern; die Reize der im Hinaufsteigen genossenen einzelnen Aussichten waren hier zu Einem großen Gemälde vereinigt. Aber wie zur Nachtstunde war's stille im Garten, nur hin und wieder zeigte sich ein Diener mit der Pflege von Blumen und Bäumen beschäftigt. Auch an den Fenstern, zu denen die Freunde empor schauten, erschien kein Gesicht.

Da thut's Noth, Leben hineinzubringen, sagte Johannes. Das sieht ja aus wie eine herrlich geschriebene und köstlich gebundene Partitur und ist niemand da, der den Geist der Zauberschrift erschließt und laut werden läßt."

So traten sie die große Treppe hinan und kamen in die Vorhalle, aus der links und rechts hohe Gänge in die Gemächer führten und breite Treppen in die obern Theile des Schlosses. Vor ihnen aber in der Mitte der Halle standen die Flügelthüren eines halbgeöffnet gewölbten Marmorsaales mit den großen Bogenfenstern, die ihnen zum Thal hinab geschimmert hatten.

„Wir sind am rechten Ort!" sagten sie mit einander. Denn ein Quartett-Pult stand in der Mitte des Saals unter einem Leuchter. Büsten von Tonkünstlern waren an den Wänden aufgestellt. Ein Flügel stand offen; köstliche Geigen lagen umher. Sie traten ein. Niemand aus dem Schlosse ließ sich sehen. Ein Manuskript war aufgelegt; für den ersten Geiger die Partitur selber. „Das scheint

gute Arbeit," sagte Hugo, der die ersten Linien gelesen hatte. „Wo das gefällt, meinte Johannes, da gefallen auch wir. Wohlan, wir wollen es spielen; dieß ist so anständig, als wenn wir die Klingel ziehen."

Sogleich setzten sie sich in Bereitschaft und überschauten ihre Stimmen. Als auch Hugo mit schnell fassendem Blick den ersten Satz gelesen, gab er das Tempo, und in einem Zuge ohne Stottern und Anstoß spielten sie das Allegro, wie der fertige Vorleser auch ein noch nie gesehenes Werk während des Lesens geistig erfaßt und richtig, selber seelenvoll, vorträgt und die Kunst versteht gleich dem Orchesterleiter mehrere Linien zugleich anzusehen, schon aus dem Anfange der Perioden ihren Bau und Schluß erkennt und seine Stimme moduliert, Licht und Schatten, An- und Abspannung ermißt.

Sie horchten. Niemand im Hause wollte sich regen, niemand erschien. Ihr an der Thür stehender Diener berichtete: er habe bloß zwei Thüren öffnen hören.

„Spielen wir weiter, sagte Hugo, auch das Adagio überlesend, die Arbeit ist interessant." „Sie ist die eines Verliebten," meinte Johannes, der in die Partitur schaute und im Ueberblick einen Begriff der Fügung des Ganzen zu erhalten suchte. Das Thema des Allegro war eine Liebeserklärung; nachdem sie der Freier mit froher Zuversicht und Innigkeit vorgetragen und dann von lang genährter Sehnsucht redete, unterstützten auch wir, seine Freunde, einer nach dem andern, als Brautwerber die Liebesbitte, und halfen in die Wette von alter Ergebenheit und Treue erzählen."

„Du bist doch unverbesserlich, sagte Hugo, daß Dir die Musik nur gefällt, ja daß Du sie nur dann zu verstehen scheinst, wenn Deine Phantasie ihr einen Text zu unterlegen weiß, statt Dich rein nur am neuen Gedanken und seiner Fügung, an der Größe oder Anmuth, Reinheit und Symmetrie des Bau's zu erfreuen. Es ist ja fast, als ob Dir die Inschrift am Gebäude erst die Freude an demselben gäbe." „Nein," erwiederte Johannes, aber ich sehe gern Menschengesichter in

den Fenstern und Hallen, und aus denen dieses Allegro schaut ein Verliebter. Im Adagio wird er nach seiner Bitte wohl auf Antwort warten."

Sie spielten auch diesen Satz. „Ja, ja, sagte Johannes, als sich noch niemand aus dem Schlosse wollte sehen lassen, der Liebhaber wandelt in diesem Adagio, während er auf Antwort harret, durch seinen Garten; die Amsel singt in heller Freude, die Nachtigall in banger Wehmuth." „Es ist, meinte Gottfried, ein andächtiges Gebet um Ergebung." Ein unendliches Flehen, ein Umfassen von Knie und Hand wollte Viktor darin vernommen haben. „Es ist das alles und ist es auch nicht, sagte Hugo, es ist ein aus zwei Elementen meisterhaft gewobenes Adagio."

„Nun fang' ich das Scherzo an, fuhr Johannes fort; das Thema ist Erhörung, Wonne und Jubel. Ich mit der Baßstimme habe, wie es scheint, als Mann überall die Hauptstimme und führe als Bräutigam den Reigen, ihr werdet die sich mitfreuenden Hochzeitleute seyn." Als sie es gespielt hatten, sagte er: „Hatte ich nicht recht, und hast Du Gottfried nicht die Rolle der Braut gespielt? Die Braut muß eine Altstimme seyn; das ist ja ein Lieben und Kosen zwischen uns beiden, während die andern uns mit Glückwünschen, als mit Blumen und Kränzen überschütten."

Der Diener meldete, es seyen ein Herr und eine Dame in den Gang getreten."

Es war der Gutsherr und seine Schwester Adelheid. Beide hatten beim Beginn der Musik die Thüren ihrer Zimmer geöffnet. Jedes glaubte, das andere habe ihm diese Ueberraschung bereitet und Virtuosen bestellt, um einmal dieß Quartett, eine Composition des Gutsherrn, vollkommen zu hören. Beide eilten sich nach dem Schlusse desselben entgegen, um sich zu danken. Kaum hatten sie sich erklärt und die gegenseitige Täuschung erkannt, als die Musik wieder begann.

Hugo hatte Beethovens letztes Quartett aus Cis-moll aufgelegt: „denn, sagte er, wo man ein solches Manuskript versteht und uns

nun wirklich Gehör geschenkt wird, da kann man sich auch an dieser Apokalypsis des Meisters erbauen."

Die Geschwister horchten zu in tiefer Andacht, denn bisher hatten sie das ihnen bekannte Werk nur theilweise und unvollständig genossen und jetzt hörten sie es mit klarem Verstande, mit Fertigkeit und Uebereinstimmung vortragen. Erst mit dem Schlusse desselben traten sie in den Saal und waren nicht weniger überrascht, vier ihnen ganz unbekannte Künstler anzutreffen.

Bald hatten sich aber diese leicht und geistreich nach Künstler Weise entschuldigt, und sahen sich als willkommene Gäste begrüßt. „Aus der benachbarten Stadt, sagte der Gutsherr, kann ich nur bisweilen und auf kurze Zeit einige Liebhaber bei mir sehen. Ich verlasse meine Wohnung ungern und doch ist mir Musik ein tägliches Bedürfniß, daß mir sogar Lückenbüßer wie gerufen kommen, und ich das vorliegende Quartett schon seit geraumer Zeit mit meinem Pfarrer und Kaplan einstudierte, wobei dann meine Schwester am Flügel Aushülfe leistet. Ueberdieß könnten Sie nicht gelegener hier eingetroffen seyn, meine Herren, denn dieses Quartett, für eine festliche Gelegenheit geschrieben, hätten wir auch nach monatelanger Uebung nicht mit der Fertigkeit vorgetragen, wie Sie jetzt vom Blatte weg."

Bald waren die Künstler in dem Schlosse einheimisch. Die mannigfaltigsten Musikgenüsse füllten ihre Morgen und Abende. Hugo fand im Gutsherrn einen geistreichen Componisten und gelehrten Kunstkenner und in dessen Schränken eine reiche Sammlung der beßten bekannten Werke und seltener Handschriften auch aus früheren Zeiten. Johannes erfreute sich der in der Bibliothek aufgestellten Dichter und durch Vorlesen auch eigener Arbeiten, die ihm hier wieder reichlich geriethen, brachte er neuen Reiz in die Musik. Gottfried fühlte sich selig in dieser Behaglichkeit, und während die andern studierten und sangen, saß er in der Hauskapelle oder lag unter Bäumen im Schatten, bei Blumen und Quellen an der Sonne, oder spielte mit den Kindern der Nachbarn. Viktor aber mit seiner süßen Geige und seinem klang-

reichen Tenor fand sich am öftersten mit Adelheid singend und spielend am Flügel.

Die Anwesenheit der Adelheid erhielt überhaupt bei den Männern jene Aufmerksamkeit, jenes Bestreben, stets wohlgefällig zu erscheinen und zum allgemeinen Genusse Eigenthümliches beizutragen, es anzuerkennen, hervorzuheben, durch Wiederholen, tieferes Eindringen, milde Kritik zum Gesellschaftsgute zu machen, was jeden freundschaftlichen und künstlerischen Verein erst zu einem solchen macht. Es war so nicht leicht zu entscheiden, ob sich der graulockige Johannes oder der blühende Viktor eifriger um Adelheidens Gunst bewarben.

Auch der Gutsherr fühlte sich zumal in der Freundschaft Hugo's beglückt, und ans Abreisen sollten nun die Künstler für einmal gar nicht denken.

Jenes Fest, für das der Gutsherr das Quartett geschrieben, wurde veranstaltet. Er wollte es einer Freundinn seiner Schwester geben, einer jungen Nachbarinn, die jüngst den Wittwenschleier abgelegt hatte, und eben zur Feier dieses Ereignisses. Denn auch sie war Kennerinn der Musik, und die Kunst sollte, wie Johannes das errathen, des Gutsherrn Brautwerberinn seyn.

Er hatte in jüngster Zeit noch mancherlei auf diese Gelegenheit componiert, auch eine Reihe von Tänzen, die ihm in der glücklichen Stimmung seiner musikalischen Genüsse besonders gelungen waren. Denn auch ein Ball sollte das Fest beleben und zwar ein Kinderball; der Gäste waren viele geladen, und die Frauen sollten ihre Knaben und Mädchen mitbringen als Gespielen des Mädchens der Wittwe. Es war dem Gutsherrn dieß überhaupt ein großes Vergnügen, Kindern Freude zu bereiten und oft lud er die seiner Freunde in der Umgegend zu sich, zumal sein Schloß Raum genug bot, eine beträchtliche Gesellschaft bequem zu beherbergen.

Auch Johannes freute sich auf die Kinderwelt und auf das regere Leben, das nun einige Tage auf dem Schlosse walten sollte. Er war auf seinem Wanderleben zu sehr daran gewöhnt, täglich viele Menschen

und die verschiedensten Leute um sich zu sehen, die Feste des Landes mitzumachen, sich an fröhlichen Augen zu vergnügen und durch Witz und Laune, durch Spiel und Sang große Kreise zu erheitern, als daß er sich sobald in eine beschränktere Einsamkeit hätte finden können. Am Morgen, an welchem die Gäste erwartet wurden, war er schon bei Zeiten mit Gottfried den Berg hinunter und den Heranfahrenden entgegen gegangen und hatte es übernommen, die, welche Lust hatten, die Höhe hinaufzusteigen, auf Nebenwegen durch neue Anlagen zu führen.

Die Kinder voraus waren bereit, aus den beengenden Wagen zu springen und dem lustigen Alten zu folgen. Noch ehe sie in's Schloß traten, waren schon alle mit ihm vertraut, und nach der Mahlzeit suchten sie ihn wieder zu ihren Spielen.

Es sollte nach derselben als Gruß und Einleitung zu musikalischen Genüssen eine Composition des Gutsherrn aufgeführt werden, aber noch war die Fürstinn des Festes nicht angekommen, und ließ sich erst auf den Abend erwarten; andre Musik und Kurzweil war nun das Vergnügen des schnell vorübergegangenen Mittags.

Am Abend versammelte sich die ansehnliche Gesellschaft Väter und Mütter, die erwachsenen Söhne und Töchter, auch etliche Matronen und Großväter, heiter gestimmt, dem Kindertanze zuzusehen im kühlen Gartensaale.

Es war ein schöner Raum in den reinsten Verhältnissen gebaut; rings an den Wänden Freskomalereien, die Landestrachten darstellend, in zierlichen Gruppen den Verhältnissen des Landlebens enthoben und dasselbe in reizenden Erscheinungen schildernd: eine Ruhestunde der Feldarbeiter, eine Bergfahrt, ein Ernte- und Winzerfest. Die Musik war in eine Laube hinter Zweige und Blumen versteckt. Der Gutsherr mochte die Kunstfreunde nicht wie gewöhnliche Geiger auf einem Gerüste erscheinen lassen und durch dieses auch nicht den Saal verunstalten. Sie hatten übrigens, selber verhüllt, doch durch Laub und Blatt einen Blick in den Saal und auf die Vorüberschwebenden.

Der Tanz hatte begonnen. Unbefangen hüpften die Paare der

kleineren Kinder dahin; viele, auch ohne tanzen gelernt zu haben, schon im richtigen Gefühle des Taktes, sich selber eines das andere leitend oder auch bisweilen irrend und aus der Bahn führend; andere, nur des Drehens und Springens froh, ohne auf die übrigen zu schauen oder auf die Töne zu horchen, durchschwärmten den Saal und die geordneten Reihen, in denen sie sich noch nicht erhalten konnten, und umspielten zwanglos den Reigen; etliche thaten sich etwas darauf zu gut, mit den Größeren Schritt zu halten, setzten nach dem Maße ihre Füßchen und schwangen sich lustig wie Genien, oder wie man sich Feen und Sylphen denken mag: ein reizender Anblick, diese leichten und niedlichen Formen, die Lockenköpfe und runden Gesichter, der lachende kleine Mund, alle Anmuth der Kunst und doch die sich selber unbewußte, unbefangne Natur! Dann die etwas älteren Knaben und Mädchen, schon in den künstlichen Formen und Wendungen des Tanzens geübt, aber dem Vergnügen ganz hingegeben und der unschuldigsten Freude gegenseitigen Wohlgefallens, die Regel oft vergessend, über den einfachen und schlichten Tanz am meisten erfreut und noch unbekümmert um Lob oder Tadel, nur hin und wieder eines auf Mutter oder Schwester hinblickend, der Mahnungen, auf Haltung und Bewegung zu achten, Unschönes zu vermeiden, wieder eingedenk, alle in unermüdlicher Munterkeit. Endlich die Jünglinge und Töchter, wie sie schon Zuneigung sich zeigten, daß sich die nämlichen Paare öfter wieder fanden, oder die Knaben um ein besonders blühend Mädchen sich drängten und mit demselben zu prangen schienen. Die Töchter selber schon mehr gemessen, sich und die Tänzer beobachtend und nicht gleichgültig um das Urtheil der Zuschauer und von jungen Männern, an denen sie vorüber tanzten, nicht ungerne angeredet. Doch wurde Steifheit und Gefallsucht bei der jugendlichen Fröhlichkeit und dem leichten und raschen Sinne der meisten übersehen. Und wollten die Kleinen öfter unzufrieden seyn, daß diese Erwachsenen lieber künstlerische Tänze vorschlugen, in denen sie ihre Fertigkeit und jeder einzelne sich besonders zeigen konnte, der Raum war groß genug, daß auch dann die Kinder

7*

nach Lust sich drehen und schwingen konnten, ohne die älteren Gespielen zu stören, und daß sich die gruppenreichen Tanzfiguren leicht und bequem entwickelten, das Ganze und Einzelne sich wohlthuend auseinanderhalten konnte.

Das immerhin reizvolle Schauspiel eines Kindertanzes war hier um so lieblicher durch die Schönheit der auserlesenen Jugend, ihr wohlgefälliges Benehmen, ihren sorgfältigen Putz. Als Hirtinnen waren die Mädchen gekleidet, als Hirtenbursche die Knaben in ein weißes, kurzes und faltenreiches Hirtenhemd, und der abscheulichen Cravatte und des unschönen Fracks entledigt, in dieser luftigen Tracht doppelt munter und jugendlich. Ein zufriednes Lächeln schwebte auf aller Angesicht; die Augen und Wangen glühten, die Locken flogen; wie die luftigen Gewande der Tänzerinnen, wie die Bänder und Schleifen bewegten sich die zarten und runden Glieder; die Mannigfaltigkeit, wie die weißen Gewande alle geziert waren, der bunte Wechsel der Kränze und Maiensträuße gewährte das lustigste Gemälde. Der üppige Frühling ist nicht so bezaubernd, wie der Anblick einer schönen Kinderwelt, dieser Fülle von Gesundheit und Anmuth, dieser Unendlichkeit von Anlagen und Kräften in ihrer mannigfaltigen Verschiedenheit und Entwickelung, wo alles sich so frisch und ungestört und neidlos entfaltet, das Einzelne sich schon so bestimmt unterscheidet und alles wieder durch Jugend und Freude so innig verbunden ist.

Und wie vergnügt saßen die Eltern in der Runde! Ihre Blicke folgten den Lieblingen im Kreise herum, bald den Schwung und Sprung der Füßchen betrachtend, bald die Haltung des Kopfes, die Bewegung von Arm und Hand. Man belobte der Freundinn Kind, um auch auf das eigene aufmerksam zu machen, und freute sich neidlos des schöneren und anmuthigeren Kindes, wie über das eigene. Auf's lebhafteste empfanden die Eltern ihr ganzes Lebensglück; die Mütter priesen im Herzen überstandene Mühen und Gefahren, aus denen so gesunde Blüthen emporgewachsen, noch inniger erfreut als der Gärtner, dem

nun sein Flor in der Sonne prangt zu allgemeinem Ergötzen, den er in der Stille gepflegt mit aller Geduld und Sorgfalt.

Und in wie liebliche Träume wiegte der Tanz der Kleinen ihre Eltern. Neigungen sahen diese schon entstanden oder in zarten Keimen sprossen. Wie die Tänze selber wanden und verbanden sich ihre Hoffnungen und Pläne.

Und wenn stiller, empfanden doch nicht weniger innig auch die Großältern im Enkelgeschlechte ihre eigene Verjüngung. Aus der Kühle ihres ruhigen Abends sahen sie in das Morgenroth ihrer Kindheit, das auf den Wangen der Kleinen glänzte, ihr dahingeschwundenes Leben neu erblüht in den Träumen der Enkel, bei diesen ihre Fortdauer und ihr Andenken gesichert und durch die zarten Hände der in die Welt getretenen Unschuld mit der Engelwelt hier und dort sich verbunden.

Zur Lebendigkeit so mannigfaltiger Gefühle trug auch die Schönheit der Musik vieles bei. Wie sie denn nicht umsonst mit Wellen und Strömen verglichen wird, die uns tragen und wiegen und mit sich reißen, in denen man der Schwere und Schwüle des Staubes entledigt ist, wie auf Flügeln im reinen Elemente schwebt und an Leib und Seele erfrischt und neu geboren wird.

Während des Tanzes hatte auch der Gutsherr die längst ersehnte Nachbarinn in den Saal geführt. Alles erfreute sich, die anmuthige Gestalt wieder im weißen Gewande erscheinen zu sehen und ihre Gegenwart erhöhte sichtlich aller Freude. Sie saß unter den älteren Frauen, aber bei ihrer frischen Schönheit hätte auch unter der Reihe der Jungfrauen niemand in ihr die Mutter erblickt.

Jetzt bat der Gutsherr die Kunstfreunde seine neuen Tänze zu spielen. Sie thaten es mit ihrer erprobten Kunstfertigkeit. Wer Musik auffassen konnte, verstand die neue Sprache, war von ihren Gefühlen ergriffen und lobte die reiche Fügung.

Es waren reizende Einladungen, sich freundlichem Geleite anzuvertrauen, und der Ausdruck der Seligkeit, Gesuchtes gefunden zu

haben, neu verbunden sich gegenseitiger Hingebung zu erfreuen und sich auf sanften Wellen der Wonne zu wiegen. Durch Weisen, welche wie aus dunkeln Schatten noch zu klagen, aus der Einsamkeit zu flehen schienen, gewannen die Schilderungen des Genusses lebendigeres Licht. Mitunter klangen von jenen Melodien, die auch dem großen Componisten nicht immer gelingen, die, ungeachtet ihrer Neuheit, wie unserem eigenen Herzen entquollen sind, die reinsten Saiten in uns tief und mächtig in Schwingung bringen und sich nimmer wieder vergessen lassen.

Die kunstgebildete Nachbarinn hatte bald das Eigenthümliche und Ansprechende, ja Ergreifende dieser Tanzweisen empfunden und nach ihrem Erfinder fragend durch Adelheid ihn erfahren. Andere Aufmerksamkeiten wurden ihr nicht undeutliche Worte zu den Melodien und der sie beobachtende Gutsherr glaubte freudige Ueberraschung aus ihren schönen Augen leuchten zu sehen. Ja sie bat um Wiederholung der gelungenen und gemüthlichen Weisen.

Als er hierbei weniger mehr die Noten anzusehen hatte, wurde Hugo auf ein noch kleines anmuthiges Mädchen aufmerksam, das gerade vor ihrer Laube stehen geblieben war und zu ihnen hereinguckte. Das ist ja leibhaftig meine Cäcilia, dachte er, wie ich sie als Kind kannte und liebte, gerade so trug sie die schwarzen Locken; das war ihr Blick und ihr kleiner Mund und das Grübchen in der Wange. Das Mädchen begann wieder zu tanzen, es war auch Cäciliens Haltung und Bewegung. Hugo, von den Erscheinungen des Tanzes sonst schon gerührt, ward erschüttert; unwillkührlich wandte er sich gegen die Zuschauer, auf die er bisher weniger geachtet hatte, und von deren einem Theil er der Musik wegen abgewandt sitzen mußte. Und siehe! da saß in der Reihe, die er eben bisher nicht im Auge hatte, seine Cäcilia selbst, blühend wie er sie als Jungfrau geliebt und geküßt.

Ihre Eltern hatten sie ihm, einem armen Jüngling, nicht lassen wollen, verließen unversehens ihren damaligen Aufenthalt, Hugo's Heimat. Die Trauernde wußte man nachwärts von dem Tode ihres

Geliebten zu versichern. In der Nähe dieses Schlosses verheiratete sie sich später an einen reichen Mann, lebte auf dem Lande in stiller Zurückgezogenheit und war nach kurzer Zeit wieder Wittwe geworden.

Alle Freuden in ihrem ehemaligen Besitze, alle Leiden nach ihrem Verluste, die Wonne des Wiederfindens, der neue Schmerz, sie Gattinn zu sehen, durchstürmten ihn. Sein bisheriges Leben war ein Sehnen und Suchen nach ihr. Er hätte jetzt plötzlich aus seiner Verhüllung hervorspringen, sie mit Namen rufen, ihre Hand ergreifen, sie umarmen und herzen mögen. Zwar saß jetzt nur der Gutsherr neben ihr und sie war ganz in die Unterhaltung mit ihm vertieft. Aber Hugo wußte sie nicht als Wittwe und hatte natürlich auch die Gegenwart ihres Gatten vorauszusetzen.

Die Freunde bemerkten Hugo's außerordentliche Bewegung, und wie er unverwandt durch die Zweige nach der neben dem Gutsherrn sitzenden Schönheit hinblickte.

„Ist meine Prophezeihung schon in Erfüllung gegangen?" fragte Johannes nach Beendigung des Tonstückes. „Ja, sagte Hugo, dort sitzt meine Cäcilia; aber das Kind, das jetzt neben ihr steht, ist ihr Ebenbild; sie ist verheiratet!" Viktor, durch Adelheid von der Absicht des Festes unterrichtet, gab Kunde von den Verhältnissen. „Nun so frage durch Töne an, sagte Johannes, ob sie Dich noch kenne, ob sie Dich liebe. Wir wollen, bis Du dessen gewiß bist, nicht aus unserm Verstecke hervortreten."

„Nun, erwiederte Hugo, ich will von jenen alten Tänzen einige spielen, die wir als Kinder hörten, von jenen Melodieen, die ich als Knabe ihr für's Klavier setzte und mit der Geige begleitete, und auch die Lieder unsrer Kindheit zu Tänzen umgestalten; haltet das Thema und die Harmonie fest, wenn ich mich in Variationen und Phantasieen ergehe."

Sie hatten jetzt die Tänze des Gutsherrn wiederholt durchgespielt. Er dankte ihnen für die Liebe, die sie denselben gewidmet, schien über ihren Erfolg vergnügt und ahnete nicht, welch einen Wettkampf sie

nun zu bestehen haben. Hugo stellte sich tiefer in die Laube und so, daß er Cäcilien im Auge behalten konnte.

Er begann mit einer einfachen alten Volksweise. Sie wurde von den Zuhörern und auch von Cäcilia als Scherz aufgenommen. Die älteren Männer und Frauen nickten dazu vergnüglich den Takt. Längst entschlafene Erinnerungen wurden durch diese Töne wieder mit aller Innigkeit in's Leben gerufen. „Dergleichen Tänze waren doch die bessern, sagte man sich, so still und gemächlich sind sie!" Der Himmel ihrer Jugend, die Freudenfeste, das erste Lieben und Hoffen, die Seligkeit des ersten Genusses tauchte ihnen aus diesem ungetrübten Spiegel. Diese Weisen gaukelten selber wieder vor ihnen, wie eine Kinderschaar mit allem Zauber. Sie fühlten sich selbst wieder Kinder unter den Kleinen, und besser gefiel ihnen der Tanz, der nach der alten Weise sich bewegte. Jetzt begannen die Freunde Variationen derselben in der Reihe herum zu spielen, wie sie der Augenblick jedem eingab. Ueber den geist= und kunstreichen Wechsel schien Cäcilia vergnügt: denn die Freunde hatten darin durch lange Uebungen eine außerordentliche Fertigkeit gewonnen, mannigfaltig eigenthümliches Leben ein und demselben melodischen Gedanken zu verleihen, auch ihr Begleit nach der jedesmaligen Gestaltung zu verändern und verständigten sich während des Spiels schnell durch flüchtige Winke über Rythmus und Tonart; auch kannten sie ihr gegenseitiges Vermögen und ihre Manier so, daß sie Eine Künstlerseele zu seyn schienen.

Jetzt hob Hugo eine Melodie an, die in seiner Kindheit vorzüglich gerne gehört wurde, die auch zu seiner Zeit im Munde der Jugend lebte. Cäcilia faßte sie mit heiterem Lächeln auf, und Hugo überließ sich im Fortgange des Tanzes seinen Phantasieen und sein Spiel bewegte sich in leichten tändelnden Weisen, in Anklängen an Kinder- und Hirtengesänge, selbst an Kirchenlieder. Er wollte seine Cäcilia in die alte Heimat zurückführen, in die Wiese, wo sie Blumen pflückten und Kränze wanden, Häuser und Mühlen bauten an dem kleinen Bach, sich schaukelten unter den Obstbäumen, auf dem Hügel sich sonnten,

in selbst geflochtenen Hütten Wohnung machten, die Gegend durchstreiften, den Vögeln nachzogen, Pfeifen sich schnitten im Wald und all das idyllische Leben genossen, auf dem so, wie auf jungem Grün der Saaten und dem ersten weichen Laube der Buchen und Birken der milde Sonnenschein glänzt, und aus welchem auch das künftige Hoffen und Glauben sich nährt. Bei der Unmittelbarkeit, mit welcher dem Ton die Seele verbunden zu seyn scheint, mit der sie auf den Tonströmen in die Seele des andern gleitet, gelang es dem in Erinnerungen Versunkenen, diese ebenso in Cäcilia's Gemüthe zu erwecken. Auch der Gutsherr und Adelheid und andre selbst weniger Kunstgebildete waren von den Weisen ergriffen.

Hugo sah, wie Cäcilia nachdenkend geworden war, wie sie bisweilen mit fragenden Blicken zur Laube schaute und dann wieder das Auge senkte. Nun stimmte er ihren Lieblingstanz an, den er in seliger Zeit gedichtet und den dann eine freudenreiche Jugend mit allen Wohlgerüchen der Erinnerung durchwürzte. Sie erkannte die Weise in den ersten Takten und erröthete, als ob ihr ein Geheimniß verrathen worden wäre. Sie war in jenen Saal hingezaubert, wo in ihrem frühern Aufenthaltsort alle Vereinigungen zu Freuden und Festlichkeiten gehalten worden waren. Alle Genossen der Kindheit sah sie um sich, auch die vielen, die seither aus dem Wechseltanze des Lebens zur Ruhe getreten waren. Die einzelnen Paare tanzten wieder an ihr vorüber, alle die Scherze alter Freunde erneuerten sich ihr. Und dann sah sie in der Wirklichkeit ihr Kind und eine andere Welt vor sich, als man sich damals geträumt. Sie dachte Freundinnen, die unglücklich geworden, einst Hochgefeierte, jetzt vergessen in Entsagung und Mangel, Edle verkannt, Gesunde verblüht. Und weit hinter diesen Erfahrungen, in düftevoller, blauer Ferne desto wonnevoller die Freude des Kindes, das Sehnen und Hoffen der Jungfrau und diese Empfindung wieder mit der tiefen Wehmuth gemischt über so viel und so schnell Entschwundenes. Und in allen diesen Erinnerungen erblickte sie nur ihn, ihren Jugendfreund. Er hatte alle Spiele der Kinder, alle Festlichkeiten der Jugend

geordnet, ohne ihn hatten sie nichts genossen, er war ihre Lust und ihr Stolz. Seine Liebe hatte sie nachwärts nicht wieder gefunden, so das Leben nie mehr gefühlt, wie mit ihm. Bei jeder Wiederholung des Tanzes wurde sie bewegter, mit der Melodie umwogten sie auch die Düfte und Gerüche jener Feste; die Kränze und Sträuße ihrer Jugend hauchten ihr entgegen in den durch den Garten und in den Saal ziehenden Gerüchen der Nelken und Lilien, der Rosen-, Jasmin- und Orangenbäume; die Springbrunnen im Garten rauschten ihr wie der Fluß, in den sie einst aus jenem Saale hinunterschauten, an dem sie sich erkühlten unterm Sternen- und Mondenschein.

Der Gedanke, den sie sonst unterdrückt, wenn auch nicht beschwichtigt hatte, seinen Tod verschuldet zu haben, trat da wieder mit neuem Ungestüm wie eine Sünde vor die Seele. Aber schon hörte sie aus der räthselhaften Laube eine neue Weise. Niemand in der Welt konnte diese kennen, als nur er; sie selber hatte sie ja erfunden und sie ihm mitgetheilt.

„Lebt er denn noch, sagte sie, ist er selber da? Ja, es ist sein Geigenspiel; auf diesen Tönen schwebten wir einst in Seligkeit; es ist sein schmelzender Ton!" Sie verbarg ihre Thränen und eilte an die freie Luft.

„Sie liebt mich noch!" sagte Hugo, gieng hinaus und suchte sie in den Schattengängen. „Cäcilia!" rief er, und auf den bekannten, sie freudig durchschütternden Ton wandte sie sich, und mit dem Rufe: „mein Hugo!" stürzte auch sie ihm entgegen.

Der Gutsherr hatte Cäcilien erst nur in seinen Tönen um Liebe angefragt. Jetzt war er zu edel, um bei der so überraschend lösenden und lohnenden Fügung noch störend zwischen hinein zu treten. Er erfuhr Hugo's Treue, er sah Cäciliens unverwelkte Liebe und empfand mit Rührung und herzlicher Theilnahme ihr Glück.

Im Saal aber hatte der Tanz neues Leben gewonnen. Johannes saß nun, von den Kindern umstanden, außerhalb der Laube und sang zu seinem volltönenden Instrumente mit seiner kräftigen Stimme, die

alle Sylben wohl verstehen ließ, seine Tanzlieder. Das bewegte auch die Jünglinge, sich mit den Jungfrauen unter die Kinder zu mischen, selber ältere Männer und Mütter wagten zum hellen Jubel der Kleinen noch einen gemächlicheren Tanz. Johannes, in Seligkeit über das Glück seiner Freunde, endigte sein Singen und Spielen mit diesem Tanzreigen:

Ja wahrlich ist auf dieser Welt
Nichts Schöneres zu sehen,
Als Menschen, die, in Lust gesellt,
An uns vorübergehen:
Ein Feierzug,
Ein Geisterflug,
So viel vorüberwallten,
Unendlich an Gestalten.

Voran der Jüngling mit der Maid,
Herzinniglich umfangen.
Aus hellen Augen glüht die Freud'
Und blüht auf Lipp' und Wangen;
Es weht der Kranz
Im leichten Tanz:
Wie Sterne sich erheben,
So schweben sie in's Leben.

Und festen Tritt's und Hand in Hand
Kömmt Mann und Frau gegangen;
Sie sehn, was ihnen auch verschwand,
In Kindern wieder prangen.
In Maienluft,
In Gartenduft
Sind wie von Engelschaaren
Umspielt sie von den Paaren.

Und leichter wird dem Ahn der Sinn,
Die Augen wieder heiter:
Er lehnt sich auf den Enkel hin,
Den rüstigen Begleiter;
Zurück die Bahn
Und ihm voran,

Ein wogendes Gewimmel
Vom Himmel und zum Himmel,

Gleichwie da wogt der Strom in's Meer
Mit seiner Wellen Volke,
Unzählig wie das Sternenheer,
Und Wolke schwebt an Wolke:
Ein Feierzug,
Ein Geisterflug,
So viel vorüberwallten,
Unendlich an Gestalten.

Und dem, der hell die Saiten rührt,
Unh weiß im Lied zu scherzen,
Den Tanz mit seinem Bogen führt,
Beflügelnd Fuß und Herzen,
Wer schenket hold
Ihm jetzt den Sold,
Den Becher für das Geigen,
Den Kuß für diesen Reigen?

Alle Kinder flogen herbei, ihrem lieben Johannes zu danken.

---

# Der Kirchenbau.

Adelgunde, die Tochter des Stadtpräsidenten, war in Hackbretts Musikhandlung gekommen, um Novitäten zu durchsehen, und verlangte jetzt noch, um sie mitzunehmen, einige Werke Sebastian Bachs. Hackbrett suchte, konnte aber, da er heute schon öfter in diesen Fall gekommen war, die verlangten Partituren nicht finden. Er rief seine Frau Sibille zu Hülfe. „Sie müssen verzeihen, Fräulein, sagte sie, die Stöße durchstöbernd, mein Mann ist gerade wieder mit vielem Componieren beschäftigt, und ich hatte neben Küche und Keller noch die Druckerei zu besorgen, Noten zu korrigieren und neue Werke zu durchlesen, und da reut einen die Zeit, all diese Haufen zu ordnen, die morgen doch wieder durcheinander geworfen werden." Adelgunde meinte, irgend eine Ordnung nach Fächern oder Meistern könnte ja doch wie in andern Leih-Bibliotheken erhalten werden. „Ganz recht, erwiederte Hackbrett, meine Bibliothek ist nach der beßten Theorie eingerichtet; aber habe ich sie wieder einmal eingeräumt und muß da meine Frau in meiner Abwesenheit vom Kaffe oder einem Roman weg hier wieder Bescheid geben, nimmt sie ganze Zeitalter aus den Gestellen heraus, und verschiebt sie unter andre und läßt es so liegen" — „läßt es so liegen, Fräulein Adelgunde, wenn gerade eines der Kleinen nach mir schreit, und wer wieder andre Lagen herausnimmt, und in alle Räume des Hauses und des Gartens sogar verschleppt, das ist er." „Das ist sie, fiel er ein, die mir erst heute wieder eine nasse Windel zum Trocknen an die frisch gestimmte Harfe gehängt hat." „Sie sollten eben einen Gehülfen anstellen, sagte Adelgunde, indem sie suchen half; Sie, Herr Hackbrett, können nicht

ungestört Ihrer Kunst, und einem solchen Geschäfte leben.“ „Wohl könnte er's, fiel Frau Sibille ein, kann ich doch auch kochen und Partituren lesen, nun ist komponieren auch nur eine Art kochen; und wie ich die Kinder, könnte er die Bücher in Ordnung halten. Indessen wollten sich die Werke nicht finden. „Ich kann übrigens nicht begreifen, Fräulein, sagte Hackbrett, wie Sie an diesen alten Werken Gefallen finden, sie haben im Grunde doch nur einen antiquarischen Werth, und zumal die Singwerke sind schlecht, denn von der Theorie des Wortausdrucks wußte man damals noch nichts und weiß davon auch jetzt noch sehr wenig.“ „Gar nichts, fuhr Frau Sibille fort, aber wenn die Theorie der Deklamation von meinem Mann erscheint, da wird man erstaunen, wie schülerhaft in diesem Punkt selber die größten Meister geschrieben haben.“ „Du mußt noch nicht aus der Schule schwatzen, sagte Hackbrett; aber wissen Sie, Fräulein, was für ein fast vergeßner Componist ganz besonders den Dilettanten zu empfehlen ist, leicht unterhaltend und reizvoll?“ „O Sie meinen, sagte Adelgunde, gewiß unsern Mozart, und allerdings, wenn ich aus Bachs und Händels Münstern komme, ergehe ich mich gern in Mozarts Zauberwald und Rosengarten.“ „Weit gefehlt, sagte Hackbrett, Mozart ist der allerstyllosеste, sein Stylunfug ist leicht nachzuweisen, er komponierte leichtfertig, eben wie er war.“ „Ach Sie spassen, sagte Adelgunde, er ist einer meiner Seelenfreunde, und da müßte ich ja erschrecken, wenn er leichtfertig wäre.“ „Sie sündigen mit ihm eben in aller Unschuld, sagte Hackbrett, aber der Componist, den ich allen Dilettanten empfehlen möchte, ist Pleyel, er ist ein Mann nicht nur des deutschen Volks, er ist ein Held der Kunstgeschichte.“ „Das ist lustig, sagte Adelgunde, Sie wollen mir statt Bach den Pleyel mitgeben, der da in unzähligen Exemplaren umher liegt. Ich denke, der gute Pleyel war von einer geldsüchtigen Frau geplagt, täglich sein Pensum für die Bedürfnisse eines sich langweilenden Publikums zu liefern.“ „O, meinte Frau Sibille, es schadet mitunter gar nichts wenn die Frau ans Tagwerk mahnt; denn sonst können die Künstler

wochenlang hindämmern, und wie sie sagen, auf den guten Augenblick passen; es ist aber bloß ein poetisches Faullenzen; dem war mein Mann in frühern Jahren auch sehr ergeben, und wollte mich dann damit beschwichtigen, er suche die vollkommenste Form; aber sehen Sie, Fräulein, je mehr ich drängte, desto eher fand er sie, und wahrlich die Noth ist eine der sinnreichsten Musen." „Wobei dann freilich nicht zu vergessen, sagte Hackbrett, daß in meinem Fach die schwere Kunst, leicht zu schreiben nur durch Vielschreiben errungen wird." „Ich habe mir, erwiederte Adelgunde, dies wundervolle Produzieren des Künstlers immer anders vorgestellt, ich dachte dem Genius mit den Gedanken die Form schon gegeben, wie ich denn auch das eine vom andern nicht zu trennen weiß." „Das sind, sagte Hackbrett, naturalistische Kunstansichten, es ist ein großer Unterschied zwischen einem subjektiven Gefühl und seiner Objektivierung, zwischen einem glücklichen Einfall und Naturgenuß, und einem styl- und schulgerechten auch den Theoretiker befriedigenden Werke." „Ja, fuhr Frau Sibille fort, die Theorie ist was unser Kochbuch, die genialen Schüsseln sind nicht immer die schmackhaften, und Pleyel hat nun einmal gute Hausmannskost, und bei einem Mozart und Beethoven ist oft zu viel Gewürz" — „und auch Brühe, sagte Hackbrett, man könnte bei Mozart und zwar zur Verschönerung der Werke öfter streichen, so den 36. und 197. Takt im Allegro der Ouvertüre zum Don Juan." „Demnach ließe sich, bemerkte Adelgunde ein emendierter Mozart herausgeben." „Richtig, sagte Frau Sibille, das ist ein guter Gedanke, gerade wie die Philologen die Alten mit Hinzu- und Davonthun zurecht machen; was meinst du, Hackbrett, wäre das nicht ein gutes Unternehmen?" „Verdienstlich auf jeden Fall, sagte er, aber ob's auch Zug bekäme? Die Welt ist einmal in gewisse Namen und Autoritäten verliebt." Ja, sagte Frau Sibille, ich wollte fast errathen, wer Ihnen, Fräulein, Ihre Vorliebe für die altväterische Musik beigebracht hat; Sie scheinen erst recht viel nach solchen Werken zu fragen, seit des Pfarrers Arnold als ein altgothi-

scher Baumeister von seinen Reisen heimgekehrt ist.“ „Dem ist nicht so, erwiederte Adelgunde, meine selige Mutter machte mich mit diesen Werken bekannt; und wie sie das wohl temporierte Klavier zu spielen wußte, ist Ihnen vielleicht noch in Erinnerung; solche Uebergänge aber heißt man, wenn ich nicht irre, unvermittelt und hart; und die Bach'schen Werke finden sich doch nicht, ich nehme darum hier Marzellos Psalmen.“

Und so wollte sie eben die Bibliothek verlassen, als der junge Banquier mit einer Rolle Musik unterm Arme eintrat. Es waren eben die gesuchten Werke, welche, ohne daß man es aufzeichnete, ausgeliehen waren. „Das freut mich ungemein, sagte der Banquier, die Musik Adelgunden überreichend, Ihnen in den gleichen Studien zu begegnen.“ „Studien sind nicht meine Sache, sagte sie, ich genieße bloß.“ „Nun da werden sie genug zu lachen finden, erwiederte er, wie steif diese alten Herrn ihre Andacht verrichten, und sich mit den schwierigsten, abenteuerlichsten Aufgaben des Contrapunktes gleichsam kasteien. Wahrlich solche Musik muß unter Ihren schönen Fingern, Fräulein, und aus Ihrem süßen Munde fast komisch klingen; ich kann mir sie nicht anders recht vorgetragen denken, als von frommen Mütterchen im steifen Sonntagsputze; ja Sie und solche Musik mir zusammenstellen muß ich Sie, Fräulein, mindestens sieben und zwanzig jährig denken, klein und schmächtig, die Locken wohlverhüllt unter das kleine knappanliegende Herrnhutter-Häubchen; oder denken Sie sich eine Rossinische Arie von einem Tantchen des vorigen Jahrhunderts in jener Kleidung vorgetragen, müßte sich das nicht lächerlich machen?“ „Vieles der neuen gepriesenen Musik, sagte Adelgunde, kommt mir an sich lächerlich vor; hingegen ist mir jeder Ausdruck einer wahrhaft frommen Stimmung ehrwürdig, erhebend und geschmackvoll; die wirkliche Andacht, wenn sie sich in den unmittelbar aus der Seele quellenden Tönen kund giebt, klingt mir aus verschiedenen Zeitaltern und Confessionen erbaulich; und dieser Theil der Musik scheint, weil er Gott geweiht ist, über dem Wechsel der Mode zu

stehen, und weniger als selber Mahlerei und Baukunst von dem Einflusse der Zeit gelitten zu haben. Auch sehen die Porträts der Erfinder jener alten Werke, das eines Bach und Händel gar nicht winzig und schmächtig aus, sondern im Gegentheil heldenhaft. Ihre Musik müßte aus meinem Munde wohl das Lächeln so großer Kenner erregen, daher ich denn auch solche Werke nur für mich genieße, und nun bei diesen Freunden wieder angenehme Stunden in meiner Einsamkeit zu finden hoffe." „So ganz einsam werden Sie denn doch nicht immer genießen, sagte Frau Sibille zu der Weggehenden, die erbauenden Künste haben ja Verwandtschaft." Richtig, fuhr Hackbrett fort, beide gründen sich auf ein Zahlen-Fundament." „Und Beide sollen sich um die Welt nicht bekümmern;" sagte Adelgunde, die Bibliothek verlassend.

„Schade, bemerkte der Banquier, daß die Tochter den freien Ansichten ihres Vaters so fremd ist, und so frühe von jener fatalen Frömmigkeit ihrer verstorbenen Mutter befangen ward," „und daß, fügte Hackbrett bei, unser Pfarrer mit seiner mystischen Theologie und seiner Salbung ihr fast ein Heiliger ist," „und daß sein Sohn Arnold, setzte Frau Sibille hinzu, mit seiner altdeutschen Kunst sie wie ummauert hat." „Es ist überhaupt merkwürdig, fuhr der Banquier fort, daß die Fabeln der Kirche heut zu Tage noch Glauben finden." „Das macht die Autorität, sagte Hackbrett, die ganze Erziehung und zumal die religiöse ist ein Ersticken des Selbstdenkens." „Und doch, entgegnete der Banquier, mangelt es in Beziehung auf die zum Zeitbedürfniß gewordene Beseitigung der Kirche nicht an den bedeutendsten und sonst allgemein verehrten Autoritäten; es brauchten sich nur die Verehrer Lessings, Wielands, Schillers, Göthes, Heines zusammenzustellen, so hätten wir bald den einzig echten Cultus, nämlich den Naturdienst." „Aber, sagte Frau Sibille, hat sich denn Schiller in seiner Maria Stuart und Jungfrau von Orleans nicht wieder zur Kirche bekannt, wie sogar Göthe am Ende des zweiten Theils seines Fausts?" „Schillers Glaubensbekenntniß, erwiederte der Banquier,

sind und bleiben die Götter Griechenlands; mit jenen beiden Dramen aber huldigte er der damals Glück machenden romantischen Schule und wurde Tiecks Nachtreter; und Göthe schrieb noch etwa ein Jahr vor seinem Tode: „„das leidige Marterholz, das Widerwärtigste unter der Sonne sollte kein vernünftiger Mensch auszugraben und aufzupflanzen bemüht seyn““ und da hat Göthe wohl Recht auch aus geschichtlichen Gründen, widerstreitet sich ja doch die Geschichte jenes Holzes innerlich so, daß sie unmöglich jemals kann Statt gefunden haben.“ „Was braucht man aber auch, sagte Hackbrett, eine Geschichte für die Wahrheit, warum brauchte ich eine für die Gesetze der Harmonie, die ja in der Natur der Schwingungen liegen; um wie viele Jahrhundert ist die Menschheit nicht in ihrer Produktionskraft gelähmt worden, bloß durch die Autorität?“ „Und wie gehts denn mit Ihren Produktionen, Herr Hackbrett? fragte der Banquier, wie ich höre machen Ihre letzten Compositionen Glück, und da werden sie es natürlich finden, daß ich nach Abrede für die Ihnen zum Unternehmen geliehenen Capitalien Wechsel auf Sie ausgestellt habe.“ Die Sachen, setzte Frau Sibille hinzu, sind etwas ins Stocken gerathen seit jener verwünschten Rezension, die gewiß unser Pfarrer verfaßt hat,“ „der, sagte Hackbrett, von Styl und Theorie kein Jota versteht, und in seinem Fache die Manier selber ist.“ „Um so weniger wird Ihnen ein solcher Gegner schaden, sagte der Banquier; schreiben Sie nur ein neues Werk, so wird es auch die frühern vorwärts treiben.“

„Aber Frau, wo sind denn die Summen hingekommen? fragte Hackbrett, nachdem der Banquier weggegangen; du hattest sie ja, ihm zuzustellen, zu deinen Handen genommen.“ „Ei, der kann eher warten, sagte sie, als Schneider und Bäcker und die drängten auch; solches verschweige ich dir oft, um dich in deinen Arbeiten nicht zu stören.“ Und nun erhoben sich wieder gegenseitige Vorwürfe über Unordnung. Der Mann verschnupfte im Eifer seinen Tabak, und langte nach der Dose seiner Frau, sie aber verweigerte ihm, die Sache

endlich spaßhaft wendend, die Prise, wenn er nicht einlenke. „Die Theorie sollte nicht nachgeben“ sagte er, die bewilligte Prise mit Vergnügen genießend. „Aber denke, sagte sie, daß die Wechsel laufen; jetzt laß neue Noten prestissimo abgehen, die Wechsel damit zu überholen!“ „Ich wüßte ein Werk, sagte er, sinnend auf und abgehend, das wieder großen Gewinn bringen könnte. Die Gesänge unsrer Kirche gelten allgemein für veraltet, ich schreibe darüber eine Geschichte und Theorie und komponiere zugleich den nöthigen Bedarf stimm- und zeitgemäß,“ „und gewinnst dir Einfluß, sagte Frau Sibille, in den Kirchen- und Schulbehörden, und erwirbst unserm Verlag das Privilegium; Männchen, zu diesem Gedanken hat dich meine Versöhnungs-Prise begeistert; das ist herrlich, ein solches Werk muß auf höhern Befehl in Jedermanns Händen seyn, geht in die Tausende und führt zu Tausenden. Rasch an die Arbeit, ich siede dir sogleich Kaffe!“

In ihrem Hause hatte Adelgunde den alten Christian angetroffen, einen Prediger der Brüdergemeinde, der alljährlich aus seinem entlegenen Bergdorfe in die Stadt kam, um dem Präsidenten den Zins für eine Summe zu bringen, welche ihnen dieser als Vormund einer reichen Waise geliehen hatte, als Christian mehrere Alpenweiden kaufte. Der Präsident war noch abwesend. „Ich bringe diesmal, sagte Christian, Zins und Kapital.“ „Wie ist das möglich, fragte Adelgunde, wie könnt ihr nach so wenigen Jahren die Kaufsumme schon verdient haben?“ „Bei Gott ist alles möglich, erwiederte Christian, wir haben sichtlich seinen Segen; Weiden und Herden sind doppelt fruchtbar, seit wir uns von der Welt abgesondert haben, auf Gottes Berge gezogen sind und nichts Unreines unter uns leiden.“ „Aber ihr müßt ja doch mit der Welt in Verkehr kommen,“ bemerkte Adelgunde. „Nur die Alten treiben Handel, sagte der Greis, nur im Begleit der Eltern lernen die Jungen den Verkehr.“ „Da ist es Euch wohl, Ihr steiget in ein Sodom hinunter?“ sprach Adelgunde. „Einmal gefällt es mir da unten nicht,

erwiederte er; diese Ueppigkeit, Schenken an Schenken größer als Kirchen, Gewölb an Gewölb voll Tand, dessen Namen wir nicht einmal kennen; ein gutes Ende kann das nicht nehmen." „Alles aber ist doch nicht so verdorben," sagte Adelgunde. „Das wollen wir auch gerne glauben, fuhr er fort, aber so einfach wie Du, gute Adelgunde, sind mir hier noch wenig Leute vorgekommen, auch schien es mir schon lange, Du solltest uns etwas näher angehen; deine selige Mutter stimmte auch in Vielem mit uns überein, und suchte immer wieder aufs Bessere zu lenken, wenn dein Vater nach seiner Weise mit mir spassen wollte; ja sie las sogar von unsern Büchern, und hat mir mehr als einmal von unsern Liedern gesungen. Es würde dir bei uns gewiß besser gefallen, als hier; aber es ist freilich manche Tagreise zu uns, der Weg zumal in dieses Thal hinunter beschwerlich und nicht zu fahren; es können auch, und das ist gerade unser Glück, Jahre vergehen, ehe wir wieder einen Fremden auf unsern Höfen erblicken, daher läuft denn einem da unten Alt und Jung nach." „Wahrlich, sagte Adelgunde, auch ich würde Euch nachschauen; Eure hohe, vom Alter noch nicht gebeugte Gestalt, Euer feste Gang, Euer helles Aug' und muntres Antlitz, Euer wallende silberweiße Bart machen Euch uns zu einer seltenen Erscheinung; Ihr kommt mir vor wie ein Patriarch." „Der soll ich auch unter den Meinen seyn, sagte er, ich bin nun der Aelteste der Gemeine."

Der Pfarrer und sein Sohn Arnold traten ein. Der Präsident hatte sie zu sich beschieden, um ihnen das Ergebniß der heutigen Rathssitzung mitzutheilen. Diese war aber noch nicht zu Ende, und er ließ sagen: auch Christian möge warten oder sein Geld der Adelgunde übergeben. Der Greis wollte, um doch die Rechnung mit dem Präsidenten abzuschließen, sich noch etwas verweilen; Adelgunde drängte ihn, bei ihnen den Tag wenigstens zu bleiben; allein er stellte vor, daß er um einen entlegenen Viehmarkt nicht zu versäumen, ohne anders schon in einer Stunde mit dem abfahrenden Marktschiffe als der einzigen Gelegenheit verreisen müsse. Der Pfarrer und

er unterhielten sich noch mit gegenseitigem Wohlgefallen. Adelgunde und Arnold, deren enges Verhältniß Frau Sibille mehr nur vermuthete, und das auch niemanden bekannt war, freuten sich des Augenblicks, sich sagen zu können, wie unendlich lang ihnen die wenigen Tage, da sie sich nicht sehen konnten, geworden seyen. Indessen war Christian auch auf ihre Andachtsbücher und Lieder zu reden gekommen, und bat die Adelgunde, sie möchte ihm noch einen jener Psalmen singen, die er einst von ihrer Mutter gehört. Adelgunde setzte sich an die Harfe, auch Arnold und der Pfarrer stimmten ein. Der Greis faltete die Hände, und schien innig gerührt. „Wahrlich, sagte er, Ihr seyd nicht ferne vom Himmelreich. Wärest du bei uns, Adelgunde, so müßtest du in unsern Versammlungen immer vorsingen und den Psalter spielen, das tönt ja wie auf Zion. Wie gerne wollte ich noch bei euch bleiben, aber die Zeit ist verflossen.“ Er übergab die Summe Adelgunden. „Du wärest mir, sagte er, auch ohne diese Zeugen mehr als Siegel und Unterschrift, wenn ich den Meinigen diese nicht der weltlichen Ordnung wegen schuldig wäre, aber erinnere doch deinen Vater, mir den Empfangsschein unverzüglich nachzuschicken.“

Bald nach dem Weggang Christians war der Präsident aus der Sitzung gekommen. „Ich habe Ihnen, Herr Pfarrer, sagte er, einen unerwartet erfreulichen und fast einstimmigen Beschluß des Magistrats mitzutheilen. Es ist nun ausgemacht, daß wir, statt die alte Kirche auszubessern, eine neue in modernem Style aufbauen, und Ihnen, Herr Arnold, wird der Bau übertragen werden.“ Der Jüngling erglühte vor Freude. „Nicht nur, fuhr der Präsident fort, Sie erhalten auch den Auftrag, die alte Kirche zu einem Theater einzurichten.“ „Wohin denken Sie! sagte der Pfarrer, die alte Kirche ist schön, und bedarf nur einer mit ihrem reinen Style übereinstimmenden Erweiterung, im Style jetziger Mode wird sich dann besser ein neues Theater errichten lassen.“ Die Entschiedenheit seines Vaters kam Arnolden ungelegen, er meinte, es ließe sich hier gar wohl vermit-

teln; viele Theile der alten Kirche könnten in eine neue auch im deutschen Style zu erbauenden Kirche verpflanzt, und der Raum dann der alten Kirche zu einem Theater modernisiert werden. „Nimmermehr, sagte sein Vater, wie möchtest du dich zu einer solchen Entweihung des Heiligen hergeben?“ „Auch wäre uns damit nicht gedient, entgegnete der Präsident, man will an der neuen Kirche nichts altväterisches, mystisches.“ „Das begreife ich wohl, sagte der Pfarrer, man will eigentlich zwei Theater, aber eines wäre ja hinreichend; bauen Sie dieses und lassen Sie die Kirche der Gemeine; denn diese hat darüber einzig zu entscheiden.“ „Das hat sie schon, sagte der Präsident, da sie dem Magistrat zum Kirchenbau unbedingte Vollmacht gegeben.“ „Sie sind jetzt von der Neuheit des Plans überrascht, lieber Herr Pfarrer, sagte der Präsident, er wird Ihnen bei näherer Betrachtung weniger mißfallen; daß Sie nicht wider den Magistrat auftreten, davon bin ich sowohl überzeugt, als daß Sie auch einer rühmlichen Anstellung Ihres Sohnes nicht in den Weg stehen werden.“ „Es folge jeder seiner Ueberzeugung,“ sagte der Pfarrer.

Er brachte es durch die Kraft seiner Beredtsamkeit und seine persönliche Würde bald dahin, daß ein großer Theil der Gemeine in der alten Kirche verbleiben und sich dem Bau einer neuen widersetzen wollte. Dagegen benützte auch der Präsident seine Mittel und die Abhängigkeit vieler Bürger von ihm und dem Magistrat zu seinem Plane. Mit noch mehr Aufwand, als in welchem er sonst lebte, hatten bei dem Präsidenten Festlichkeiten Statt, Conzerte, Bälle, Mahlzeiten; er gab damit einem großen Theil des Handwerks zu verdienen und wollte sich auch Frauen und Töchter einflußreicher Männer verbindlich machen.

Wie gerne hätten sich Arnold und Adelgunde solchen Gesellschaften entzogen; allein er suchte noch immer zu vermitteln und sie konnte ihrem Vater, der sich stets zärtlich gegen sie erwies, auch nicht ungefällig sein. Als sich bei einer solchen Mahlzeit, an welcher auch

der Banquier saßen, der Pfarrhelfer, der Arzt, Hackbrett u. a., das Gespräch bald wieder auf den Kirchenbau gewandt hatte, sagte der Präsident: „Warum sollte sich jede mündig gewordene Gemeinde ihren Cultus nicht selber bestimmen dürfen, so gut als die Brüdergemeinden und Methodisten?“ „Allerdings, fuhr der Pfarrhelfer fort, und so gut sich in einer finstern Gemeine der Geistliche an die strengen Dogmen seiner Altgläubigen wenigstens äußerlich zu halten hat und, wenn er klug ist, auch halten wird, so soll er an einem aufgeklärten Orte den freiern Ideen huldigen und durch Altväterisches nicht ärgern.“ „Ganz recht, sagte der Arzt, man ärgre den guten Kranken, der lieber Süßigkeiten genöße, nicht mit Bitterm, man richte sich klug nach seinen Gelüsten und behandle seine Patienten, wie sie es am besten verstehen, heute allöopathisch und morgen homöopathisch.“ „Es ist schon anmaßend genug, bemerkte Hackbrett, wenn man die Kirche für ein Spital ansieht und auch die Gesunden und Lebensfrohen als Kranke und alle nach Einem hinabstimmenden Verfahren behandelt.“ „Aber nach Einer Leyer sollen doch alle tanzen?“ fragte der Arzt. „Das ist gewiß, fuhr der Banquier fort, daß bisher die Gemeine durchaus allöopathisch, das heißt, wider die menschliche Natur von den Seelenärzten ist behandelt worden; alle Ketzereien waren nur Anstrengungen der nie zu unterjochenden Natur, sich der eingeimpften Krankheit zu entledigen. Der Mohamedaner war in der Beziehung von je stets viel gesunder; und auf den Eisenbahnen und Telegraphen-Linien, die nun bald auch sein Land durchkreuzen, wie die Dampfschiffe jetzt schon seine Meere, wird der Occident sich neues Licht im Orient holen, und sich im Morgenroth und Morgenthau einer frischen Naturpoesie und Naturreligion von jener gutmüthigen aber engherzigen galiläischen Schwärmerei reinigen. Das Zauberbuch, das den im Kampfe erstarkten Genius der Menschheit bannen wollte, ist unwiderleglich als Träumerei erwiesen. Ja wie aus einem Jahrhundert langen gespensterhaften Traum ist die Menschheit erwacht; der Alpdruck ist gehoben, die entschlafenen Glieder fühlen sich wieder, man

sieht sich gesund und im Besitz unendlicher der Natur abgelauschten Kräfte und will in diesem Bewußtseyn nicht mehr als krank und schwach und nicht mehr allöopathisch behandelt seyn.“ „Ich kenne diese Dinge, sagte der Arzt, aber was sind das für wissenschaftliche Begründungen? Die tiefste Umgestaltung der Welt, lange Reihen begeisterter Helden und Kämpfe, unermeßliche Schätze und Werke einer neuen Weltansicht und Kunst will man aus einigen rabbinischen Sprüchen herleiten, die herrlichste Geschichte zu einer Mythe machen auf eine Weise, daß auch die Mythe nichts anders wäre, denn ein geschmackloses Flickwerk altjüdischer Theologie und rabbinischen Witzes. In solchen Hirngespinnsten erblicken sie den Faden des Schicksals! Giebt es irgend eine Thatsache, so ist es die Unvergleichlichkeit unsers Glaubens, aber hier hinauf reichen die mikroskopischen Untersuchungen dieser kleinsten aller Propheten nicht. Aus zufälligen Widersprüchen der Urkunden läugnen sie die Thatsachen. Auf eine ähnliche Weise hat man einst aus äußern Widersprüchen auf die Unechtheit von Mozarts Requiem schließen wollen, und ist doch die Originalität, die Höhe und Tiefe jedes einzelnen Theiles dieses großen Kunstwerkes ein hinlänglicher Ursprungsschein. Wie widersprechend sind unter sich die Zeugnisse für die Echtheit raphaelischer Gemälde! Aber wer wird aus einem den Gemälden angehefteten Zettel auf die Echtheit derselben schließen, ohne irgend eine Rücksicht auf die Darstellung, Idee und Form? Und wenn einer aus den Widersprüchen dieser Ursprungszeugnisse und aus dem Streite der größten Kenner über Echtheit oder Unechtheit der Gemälde schließen wollte: es hat nie ein Raphael existiert, wohl aber ein Pietro Perugino, es ist auch nicht menschenmöglich, daß ein Künstler, der schon in seinen Dreißiger-Jahren starb, so viele vollendete und große Werke der verschiedensten Art habe zu Stande bringen können, und lehrte: diese Werke sind eben aus den Ideen jener Zeit, aus einer Begeisterung für eine damalige Mythologie hervorgegangen, und was Viele gleichzeitig schufen, wurde Einem Meister zugeschrieben, dem man daher nach den

Meinungen jener Zeit den Namen eines Erzengels beilegte — was würdet ihr von einem solchen Urtheil halten? Und würdet ihr diesen Magister **liberalium artium**, diesen Meister in liberalen Kunstgriffen als einen Kunstkenner gelten lassen, als einen Meister vom Stuhle, tüchtig, einer raphaelischen Schule vorzustehen, wenn es eine solche gäbe?" „Warum das nicht, sagte Hackbrett, er könnte gleichwohl raphaelische Ideen vortragen, er könnte sogar psychologisch nachweisen, wie diese Ideen entstehen, er könnte die ganze Kunstschöpfung jener Zeiten, die freilich etwas anders ist als Mozarts baroke Fuge, mit der er die Unruhe seines Requiems beginnt, wieder frei aus sich organisieren und sie rein und unabhängig von aller Geschichte **a priori** gestalten," „wobei er noch die Freiheit sich vorbehielte, sagte der Pfarrhelfer, selbst an diese Ideen zu glauben oder sie blos für eine historische und psychologische Merkwürdigkeit zu halten." „O ich kenne dieses Construieren **a priori**, entgegnete der Arzt; echtes, gediegenes, herrlich geprägtes Gold der Wahrheit, das diese Herren aus der Hand der Vorzeit, und wenn sie's schon nicht zugestehen und oft auch nicht im Einzelnen wissen, aus der Hand der Kirche erhalten haben, schmelzen sie, versetzen es und prägen es anders und meist sehr unschön, und zahlen die Welt mit einer Scheide-Münze, die Niemand kennt; und was noch das Erbaulichste; einer verruft die Münze des andern." „Sie scheinen etwas ungerecht, sagte der Präsident, Sie übersehen die geistreichen an Feinheit, Witz und Phantasie gleich ausgezeichneten Kunstleistungen unsrer Tage, und dagegen verschweigen Sie, daß man bisher auch in vielen Beziehungen Kraßheiten als alleinseligmachende Lehren festhielt." „Solche verabscheue ich eben so sehr, antwortete der Arzt." „Da erscheint aber, fuhr der Banquier fort, die Kunst als heitere Vermittlerinn; sie stellt die geläuterten Ideen in neuen Werken und Symbolen dar; so sind Gallerie, Conzertsaal, Kirche und Theater eins. So war es bei den Alten, so suchte sich die neue Welt an die alte anzuschließen; daher war der alte Cultus zeremonienreich, der Chorus der Priester bewegt sich im schönen Rhyth-

mus des Gesanges um den Altar, in den Agapen wurden die fröhlichen Opfermahlzeiten fortgesetzt. Aber die Zeit blieb in dieser ihrer Entwicklung bis auf heute gestört.“ „Also, sagte der Arzt, wären wir nach der Irrfahrt von bald zwei Jahrtausenden wieder in Aphrodites Haine zurückgekehrt. Ihr, werdet ihr und den übrigen Göttern neue Altäre aufrichten wollen, und ich werde wieder dem Aeskulapus opfern müssen. Denn eine vollendetere Sinnlichkeit als jene könnet ihr doch nicht erschaffen; nur Schade, daß ihr den Glauben jener Zeiten nicht mehr habt, und so eure Kunst, wenn auch noch so reizende, doch gehaltlose Form seyn wird; denn ich einmal kann mir ohne Mysterien, ohne Glauben und Geschichte, ohne Wunder und Geheimniß keine Kunst denken.“ „Die Kunst ist nichts als Form, sagte Hackbrett, lediglich ein Spiel zur Befriedigung des Spieltriebes, der sich z. B. an den Tonformen erfreut, ohne daß diese einen Inhalt haben, und so wäre ich mit meiner Kunst in dem neuen Cultus weit weniger in Verlegenheit, als wenn die Kirche von mir das Unnatürliche verlangt.“ „An Stoff zur Kunst, sagte der Banquier, fehlt es uns nicht; die Geschichte der Natur ist ein ewig unerschöpflicher Stoff zu den reichsten Allegorien.“ „Ja, sagte der Arzt, da könnt ihr den heiligen Sauer- und Wasserstoff personifizieren, und aus den bereits bekannten und noch aufzufindenden Elementarkörpern und Kräften einen neuen Olympus bevölkern, und der Dampf wird eine euerer obersten Gottheiten.“ „Spassen Sie immerhin, entgegnete der Präsident, unsere Zeit hat unabweisbare Bedürfnisse und die Menschheit ist zum Verstande gekommen, sich ihrer Menschlichkeit nicht zu schämen, sondern sie zu verehren.“ „Wisset, sagte der Arzt, da braucht ihr keine neuen Tempel zu bauen, in jeder Kneipe findet ihr diesen Cultus.“ „So ist's nicht gemeint, erwiederte der Präsident, unseren Cultus soll die Kunst vergeistigen;“ „oder vielmehr verfeinern, sagte der Arzt, da ihr euch aber nur an das Begreifliche und Greifbare haltet und rein geistige Genüsse für unnatürlich erklärt, die innigsten, einfachen und unerschöpflichen der

Andacht, als mönchische Dummheit bewitzelt, so werdet ihr in eurer ausschließlichen Verehrung der so gepriesenen, verklärten, schönen Sinnlichkeit von den feinern Genüssen alsbald an die minder feinen gerathen, wie unser Theater. Es sind aber unabweisliche Bedürfnisse der Menschheit gewaltiger, als die sogenannten längstgefühlten des Tages; es sind mir in meinem Berufsleben genug starke Geister vorgekommen, bei denen schon ein etwas heftiger Krankheitsanfall hinreichend war, das Gebäude ihrer Philosophie zu erschüttern; ich habe so geheißene Freigeister in auszehrenden Krankheiten und auf dem Sterbelager gesehen, die sich die strengsten Bußen auflegten und zu wirklich krassen Dingen ihre Zuflucht nahmen; bei andern verliert sich der Uebermuth der Jugend, des Witzes und Glückes gar bald im Unwetter des Lebens." „Da fehlte es an Theorie, sagte Hackbrett, solche hatten die Wahrheit nicht in sich erzeugt und sich bloß an Autoritäten gehalten." „Ja, es giebt solche, fuhr der Arzt fort, die sich zu den Ungläubigen halten, weil sich der Gläubiger an sie hält, und in der neuen Kirche schon deßwegen Heil finden, weil nach dem obersten Grundsatz der schönen Sinnlichkeit, Lebensgenuß sey das höchste Gut zur Vermeidung des Faustrechts, die Gütergemeinschaft eingeführt werden muß. Und da wird es an Glaubensgenossen nicht mangeln und an Verehrern der schönen Natur, wie sich im Glanz der edeln Metalle offenbart. Man scheint auch den Vorschlag, die großen Kirchengüter zu vertheilen, nicht ohne Absicht unter unsere Bürger gebracht zu haben." „Lieber Herr Doktor, sagte der Präsident, wir wollen die Stiftungen auch der Kirche ehren; ihre Gründer wollten, was wir, nämlich Bildung der Menschheit; nun handeln wir ganz im Geiste der Vorfahren, die auch im Sinne ihrer Zeit ihre Vermächtnisse stifteten, wenn wir nach dem höhern Standpunkte unsrer Tage noch höhere Bildung in erweiterten Kreisen suchen." „Es ist damit, sagte der Banquier, wie mit einer Krankenanstalt; wenn in frühern Zeiten zur Anschaffung gewisser Heilmittel und Instrumente, zum Studium und zur Beförderung des damals besten

Heilverfahrens Stiftungen gemacht worden wären, so würde es ja thöricht sein, in der Gegenwart am Worte der Stifter zu kleben, selbst in dem Falle, da jene alten Heilmittel und Instrumente längst durch bessere ersetzt, jene Theorie aber sogar als schädlich erwiesen wäre; und so sind wir unwillkührlich wieder auf das zurückgekommen, von wo wir ausgegangen, wir wollen nicht mehr allöophatisch behandelt seyn, noch behandeln." „Nein, Ihr wollet, entgegnete der Arzt, daß ich es nur ganz kurz sage, eine Heilanstalt für die Menschen in eine Zuchtanstalt fürs liebe Vieh umwandeln." „Nun da werden Sie sich dann bedanken, sagte der Banquier, uns auch in unserer Metamorphose zu behandeln." „O, sagte der Arzt, unsereiner ist ohnehin dazu bestimmt, sich mehr mit dem Animalischen im Menschen zu befassen, und wir haben überhaupt den Beruf, gegen Dämone zu kämpfen; und daß unsere Zeit sich von lauter Genien geleitet wähnt, während sie mehr von Dämonen besessen scheint, ist eben ihre Krankheit, und so werde ich zu kurieren auch mit Messer, Feuer und Höllenstein nicht nachlassen, bis ich den Kranken gänzlich aufgeben muß." „Das war bei allen Wendepunkten der Geschichte so, bemerkte der Präsident, neue Ideen finden Widerstand, der seichte, ruhige und fast sumpfig gewordene Fluß des gewöhnlichen Lebens erhält aus den Höhen frische Zuflüsse, er steigt, trübt sich, überschwillt und sucht den Widerstand zu brechen, dem Lande aber bringt er Segen; lassen wir der Sache nur ihren Verlauf!" „Nun ja, versetzte der Arzt, damit tröste ich mich auch, daß diese neuen, keineswegs vom Himmel thauenden Wasser der sogenanten höhern Ideen wieder verlaufen; da ich aber an die Fruchtbarkeit ihres Schlammes und Geschiebes nicht glaube, so will ich und mit mir noch viele, wenigstens unser fruchtbares Acker- und Gartenland vor dem sich allzustark aufdrängenden Segen bestens verwahren."

Indessen, so das Gespräch noch lange und immer lebhafter fortgesetzt wurde, hatte sich ein Theil der Gesellschaft in den Garten begeben. Der Präsident wohnte in einer der gegen Abend gelegenen

Vorstädte. Sein Garten war groß und die Schattengänge zogen sich dem Fluß entlang und boten einen reichen Blick gegen Morgen auf die Stadt, gegen Abend und Mittag in das offene Land und Gebirg; vor dem Garten senkte sich jenseits der grüne Hügel, an welchen sich die Stadt und viele Landhäuser lehnten, zum Fluß. Arnold und Adelgunde wandelten den Schattengang hinunter. Ein Frühlingsregen hatte das erste Grün in Saat und Baum verklärt; die Waldung des Berges schimmerte bis zu seinen Gipfeln, die Erlen und Weiden des Flusses rauschten wieder mit demselben und wogten im Wechsel mannigfaltiger Formen und Farben. „Man kann doch, sagte Arnold, diesen Hauch all der tausend Blumenseelen in Feld und Wald nicht tief genug einathmen,“ „und sich nicht satt ersehen, sagte Adelgunde, an dem reinen Himmelblau und dem Glanz der Wolke, die von Freude zu strahlen scheint über den Segen, den sie wie eine Königinn durch's Land gezogen, ausgestreut.“ Und so waren ihre Gemüther von der Pein, die sie in der Gesellschaft empfunden, bald befreit, ihre Blicke giengen mit dem Fluß wieder heiter in's Land der Hoffnungen. „So oft ich diesen Hügel jenseits betrachte, sagte Arnold, erblicke ich auf seinem jetzt noch bewaldeten Ende eine stolze Kirche, wie sie in die Stadt hinunter und weit in's ganze Land leuchtet. Gott! wenn ich dort meinen beßten Gedanken für Jahrhundert Dauer geben und im Schutze eines Heiligthums meinem Vater und unserm stillen Glücke ein Haus bauen könnte, das ohne Pracht groß wäre wie unsere Liebe, ein kleiner Tempel aber unendlich in Anmuth, eine Vorkapelle des prangenden Münsters!“ „Dann gewönne, sagte Adelgunde, durch den neuen Reiz der Aussicht auch unser Haus, und zumal dieser Garten und Schattengang, und wohl würde sich durch die Macht der Schönheit besiegt auch der Vater mit der neuen Kirche versöhnen. Fertige du nur immerhin einen Plan, denn der Vater hängt an diesem Garten mit aller Liebe, und eine solche Vermehrung der Reize desselben wäre gewiß für ihn nicht unbedeutend.“

So träumten die Liebenden fort, allein die gute Adelgunde wußte

nicht, daß Haus und Garten längst dem Banquier verpfändet war, daß der Vater, zumal seit dem Tode ihrer Mutter einen Aufwand weit über sein Vermögen machte, daß er sogar ihr eigenes mütterliches Erbe nicht geschont hatte, und daß sie selber der Zins sey, auf welchen der Banquier bei seinen Darleihen rechnete. Darum hatte sich diese ihrem Vater auch bis dahin stets gefällig erzeigt, und um so eher konnte der Präsident den Schein des Reichthums behaupten. Bei dem vermehrten Aufwande aber in der letzten Zeit, war ihm das vom Prediger der Brüdergemeinde eingehändigte Kapital ganz willkomm erschienen, und andere Gläubiger waren bald mit den Summen befriedigt. Ueber noch größere hoffte er bei den neuen Bauten verfügen zu können.

Eifriger betrieb er nun, durch den Banquier und andere Freunde noch unterstützt, den Theater-Bau und den eines neuen Tempels. Anderseits boten auch der Pfarrer und Arzt alle ihre Kräfte zum Widerstande auf, und ihr Anhang war immer noch ansehnlich. Für den neuen Tempeldienst war dem Hackbrett die Composition und der Druck angemessener Musik bereits zugesagt, und auch die Frau Sibille warb Priesterinnen für die Altäre der Aufklärung.

„Es ist eben nur alter eitler Äberglauben, daß wir in der Gemeinde schweigen sollen, lehrte sie an den Theetischen. „Wir, ohne welche überhaupt keine Gemeine bestünde, sollen unsere Stimme nur im Chorgesang hören lassen. Da sollen wir sitzen und uns in unsern Pflichten unterweisen lassen, die wir besser erfüllen, als jene Männer davon reden. Kaum, daß etwa noch ein schönes Lied einer weiblichen Seele in unsre Gesangbücher namenlos aufgenommen worden ist. Warum soll die gebildete Frau nicht selbst eine ihr gelungene Hymne oder Composition in der Gemeine vortragen zu allgemeiner Erbauung, warum sollen nicht die Bekenntnisse einer schönen Seele durch sie selber laut werden, wie dieß in den Versammlungen der Quäker geschieht? warum nicht Wahrheit und Schönheit in einer Novelle oder andern Dichtung, wie sie auch unserm Geiste auf eigenthümliche Weise gelingt,

in dem Chore, der sich vereint, um sich am Schönen zu erfreuen, aus dem Munde des süßern Wohllauts alle erheben? Warum sollen nur einzelne Begünstigte auf der Bühne und im Concertsaale entzücken und hinreißen, wie sie sagen? Nein! wie wir uns an den Kunstleistungen unsrer Männer und Söhne erfreuen, so erhalten dann auch sie öfter Gelegenheit auf uns stolz zu seyn. Das wird die Eintracht erheben, wie an einem Musikfeste sich alles über die Leistungen der Sänger und Sängerinnen erfreut, alles Eine Seele und Ein Lob geworden ist, dieß und noch vielmehr kann uns ein neuer Tempeldienst gewähren, und jede Woche soll er uns solchen Genuß bereiten."

Hackbrett trieb nicht weniger eifrig das Bekehrungsgeschäft in den Trinkstuben, denen er überhaupt nicht abhold war, und wo man ihn fast alle Abende antraf. Er schlich da an den Tischen oft stundenlang auf und nieder, belauschte die Gespräche der Gäste, und mischte sich, wie es ihn gerade gut dünkte, in Alles, und die Gäste waren dessen gewohnt. „Warum, sagte er jetzt, da die Handwerker von Kirche und Theater sprachen, warum geht ihr lieber in's Schauspiel, obschon es euch Geld kostet, und versäumt die Kirche, wo ihr auch die ersten Plätze umsonst habet, und meist unbesetzt finden würdet? Antwort: Es ist im Theater kurzweiliger." „Eben, eben!" wiederholte in schallendem Gelächter das Handwerk. „Warum entschlaft ihr in der Kirche am hellen Morgen und am Feiertag, und im Theater seyd ihr Abends nach einem ermüdenden Tagwerke, und selbst in die Nacht hinein noch munter? Es ist kurzweiliger, man hört Neues. Warum, wenn sogar das Nämliche, was in der Kirche auch auf der Bühne vorkömmt, ein Priester betet, ein Priesterchor oder eine einzelne Priesterinn fleht und singt: warum gefällt es euch im Theater besser als in der Kirche? weil es dort natürlich, einfach und edel erscheint. Also nicht der ernsten Rede und Andacht an sich seyd ihr abgeneigt, sondern der unnatürlichen, erheuchelten und zur leeren Form gewordnen? Warum kann aber der Schauspieler, mit wenigen Worten zu Thränen rühren und erschüttern, und die Sängerinn in den Tönen ihrer Andacht entzücken? Weil sie

Geist und Form auf's tiefste mit aller Anstrengung studiert und sich zu eigen gemacht haben, und so oft sie auftreten mit ganzer Seele und mit dem Aufwand aller ihrer Kraft dabei sind. Ihr Meister Tischler, Schlosser, Klempner, Töpfer müßt euch nach schönen Formen umschauen, ihr müßt darinn neu, zierlich, vollkommen seyn, sonst verdientet ihr nicht das Wasser. Warum ergreifen die Mährchen auf den Bühnen unvergleichlich mächtiger als die gepredigten Wahrheiten? Ist etwa die Seele jener Mährchen und Fabeln Wahrheit, die Seele aber, zumal jener geschichtlichen Wahrheiten Mährchen und Fabel? Warum denn habt ihr bei fortschreitender Bildung die Einrichtung euer alten Zünfte abgeschafft, und die freie Kunst des Handwerks frei gegeben? Wird jetzt schlechter oder weniger gearbeitet? Im Gegentheil, der allseitige Wetteifer vermehrt die Kräfte und den Verdienst gerade der Meister. Und warum liefern die Geistlichen meist noch so schlechte Geistesarbeit? Weil es Zunftarbeit ist. Und warum habt ihr euere Zunftgüter theils unter euch selbst vertheilt, theils besser angewendet als nach dem Wortlaute der alten Stiftungen zu bloßen Gelagen; weil ihr es nicht für billig hieltet, daß die Zunftmeister als Vorsitzer bei den Mahlzeiten die einzigen Fruchtnießer seyen eines Gemeingutes, und weil ihr durch Förderung des Handwerks überzeugt waret, auch für den Enkel besser zu sorgen, als durch Aeuffnung eines todten Kapitals. So sollte jetzt ein Theil des Kirchenguts verwendet werden, um die Kunst in den Dienst der Kirche zu nehmen, ich meine nicht etwa bloß meine Kunst, die Musik, von der es sich freilich von selbst versteht, daß sie in die Kirche gehört, ich meine alle andere Kunst, und selbst viele Handwerke, in wie fern sie den Künsten dienen. Ein andrer Theil des Kirchengutes sollte an den Theater-Bau verwendet werden, denn Kirche und Theater, eines soll das andere heben und ergänzen, und auch bei diesem Bau käme das Handwerk, das denn doch dem Theater am meisten zu verdienen giebt, auch wieder zu Verdienst und Ehren. Es wäre nichts als billig, aus dem einen Theil des großen Kirchengutes die Schauspieler als Priester der Kunst zu besol-

den; und so würde zur Erleichterung der Handwerker, zur Beförderung der Bildung dieses ehrenwerthesten Standes, auch das Theatergeld bedeutend ermäßigt. Und wolltet ihr nicht die Ehre haben, zu so nothwendigen als heilsamen Veränderungen Hand zu biethen? Die Geschichte wird es melden, daß unsere Bürgerschaft zuerst im ganzen Lande den Muth hatte, mit dem Lichte des Verstandes das dunkle Vorurtheil bekämpft und verdrängt zu haben; ihr werdet durch Siege des Friedens nicht weniger berühmt, als jene Helden des Kriegs. Und so werdet ihr doch bei der nächsten Gemeinde mit vereinter Kraft auf den Bau eines neuen Tempels, auf die Erweiterung unsers Theaters, das den beßten Raum in der alten Kirche fände, so wie auf eine verständigere Verwendung des Kirchengutes dringen?" „Das soll seyn!" tönte es von den Tischen.

Inzwischen verheiratete sich jene reiche Waise, die Mündel des Präsidenten, und er mußte ihre Capitalien ausliefern. Dies kam ihm um so ungelegener, da er selber noch Hoffnungen auf diese reiche Waise bauend, um so leichtsinniger mit ihrem Vermögen umgegangen war. Der Banquier half zum Theil wieder für den Augenblick, und andern Theils wußte der Präsident durch gewohnte Ränke, Verzögerungen, und sogar durch Unterschieben unechter Schuldbriefe sich aus der Noth zu winden; das Capital der Brudergemeinde verzeichnete er als nicht abgelöst. Es wurde daher dieser abgefordert. Nun entstand ein Prozeß; Christian, der keinen Empfangschein vorweisen konnte, berief sich auf die Zeugen der Uebergabe, auf Adelgunden, den Pfarrer und dessen Arnold. Das Gericht, dessen erkäufliche Mehrheit der Präsident für sich gewonnen hatte, erklärte diese Zeugen für parteiisch, und da Christian sich widersetzte, daß dem Präsidenten wider ihn der Eid gestattet werde, wurde er selbst verurtheilt, das Kapital abzubezahlen. Er überschickte auch die Summe sogleich; der Pfarrer aber, weil er seine Aussage über den Präsidenten fort und fort behauptete, sogar darüber predigte, wurde als der Obrigkeit ungehorsam in seinem Amte eingestellt.

Der Präsident schien sich seines Sieges nicht zu überheben, und behielt seine milde und freundliche Weise auch gegen den Pfarrer. Er versicherte, daß er diesen, als einen Mann von vielen nicht gewöhnlichen Geistesgaben stets geschätzt habe, ihn jetzt als einen von Leidenschaft und Orthodoxie befangenen nur bedauern könne, zumal auch Arnolds wegen, den der Vater nun so in seine eigene Händel verstricke, daß die Gemeinde die schönen Talente dieses jungen Künstlers wol nicht berücksichtigen werde.

Konnte der Präsident sich so immerfort noch in den Augen vieler als einen Reichen, und eben so als einen gerechten Mann behaupten, doch nicht mehr vor seiner eigenen Tochter, ungeachtet er sich gegen sie wo möglich noch zärtlicher erzeigte. Mit einem Mal erblickte sie sich in ihrem väterlichen Hause als in einer Räuberhöhle, es wurde ihr klar, daß ihre Mutter aus Gram gestorben, und daß sie selber wol nur wie ein Schlachtopfer aufbewahrt werde. Sie hatte Bitten und Thränen an den Vater gewandt, ihn zur Gerechtigkeit gegen Christian und den Pfarrer zu bewegen, sie lag vor ihm auf den Knieen; er behandelte sie mit der gleichen Milde als gemüthskrank, und durch diese Leute für den Augenblick bethört, so daß sie selber sich fragen mußte, ob sie wache oder träume. Aber sie hatte am Ende nur einen Wunsch, den immer noch fortdauernden Glanz ihres Hauses zu verlassen, und mit ihrem Arnold, wenn auch in der Hütte der Armuth zu leben. Er aber war auf jene Vorfälle hin wieder ins Ausland gewandert, um für sich und seinen nun auch brodlosen Vater ein Auskommen zu finden; der Pfarrer aber mußte bald nachher unvermuthet eine Reise nach einer Seestadt antreten, um dort, wie es hieß, ein Erbe seines in Ostindien gestorbenen Bruders zu besorgen.

Und eben in jenen Tagen hätte Adelgunde beider Gegenwart so sehr bedurft, denn der Banquier, der, so weit er sich auch nach Schönheit umgesehen, dennoch keine glänzendere gefunden, bewarb sich um Adelgunde. Sie sah alsobald das Gewebe, das sie umstrickte, unauflösbar, und erklärte daher mit einer den Präsidenten und seinen Freund

überraschenden Bereitwilligkeit, sie sey zur Heirat entschlossen, wenn ihr eine Bedingung erfüllt werde, daß nämlich der Banquier ihr Haus nicht betrete, bis am Hochzeittage selbst, und daß man sie bis dorthin durchaus ungestört gewähren lasse, damit sie sich auf die neuen Verhältnisse fasse und vorbereite. Es wurde um so eher entsprochen, da man sich schon auf Widerstand vorgesehen hatte, und der Adelgunde war es eine erwünschte Gelegenheit, sich von den Gesellschaften des Präsidenten und der Führung des Hauswesens gänzlich zurück zu ziehen. Sie lebte im abgelegensten Theile des Hauses unter Büchern und Musik; die Bäume der schattigen Gartenecke umgaben ihre Fenster, und der öfter um den Garten wandelnde Banquier vernahm nur bei günstigem Winde ihre seelenvolle Stimme und die Harfentöne, wenn sie in der duftigen Sommernacht die Psalmen ihrer Mutter sang, und nach Süden hin dem fernen Arnold ein Lied des Heimwehs und der Treue.

Um so mehr suchte der Banquier das Hochzeitfest zu beschleunigen, es sollte aber auf die bedeutsamste Weise bei und zur Eröffnung des neuen Cultus gefeiert werden. Die Mehrheit der Gemeine hatte die Errichtung eines neuen Tempels beschlossen, so wie auch einen beträchtlichen Theil des Kirchengutes dafür angewiesen. Nun aber reichte dieser zu einem einigermaßen großartigen Bau nicht hin, man wurde daher einig, für einmal gleichsam als ein Modell den Tempel bloß von Holz aufzuführen. Die junge Kirche, wie sie genannt wurde, hielt nun Baurath, in welchem, nach neuen Grundsätzen, auch Frauen Sitz und Stimme hatten. Jedes Mitglied hielt sich für einen Baukünstler, man versuchte sich selbst in Zeichnungen, die einen copierten ein griechisches Tempelchen im Styl der Gartenhäuschen, die andern den Eßsaal eines Badehauses sammt dessen Trinkhalle; der Präsident suchte alle Andeutungen an bisherige Kirchenformen fern zu halten; Hackbrett las eine Theorie der Akustik und wollte einen wohlklingenden Singsaal. Dabei war nach der Idee der Frau Sibille ein Anbau für eine Wohnung des Musikdirektors nicht zu vergessen, noch andere

wollten ein Amphitheater, und in seiner Mitte einen weiten Raum, geeignet, wie sie meinten, für festliche Umzüge, plastische Gemälde-Darstellungen, Pantomimen und heilige Tänze der Priester und Priesterinnen, dabei wurden Strophen aus Schillers Kranichen deklamiert.

Nur mit Mühe gelang es dem Banquier, hauptsächlich weil er noch einen beträchtlichen Geldzuschuß steuerte, seinen Plan, den ihm ein französischer Dekorationsmaler gefertigt hatte, durchzusetzen, doch nicht ohne in Nebensachen dem Geschmacke einiger Damen und Herrn nachgeben zu müssen. So wurde auf einem der öffentlichen Spaziergänge eine Rotunde erbaut, die in ihrer Ausdehnung und Höhe nicht kleinlich aussah: mächtige Säulen umgaben die Zelle, trugen das Gewölbe des Daches und das Gibelfeld, und bildeten in wohlthuenden Verhältnissen den Portikus und die hohe Halle um das Haus. Das Innere desselben war von Oben erleuchtet; der Pforte gegenüber erhob sich die Bühne für Sänger und Redner; links und rechts vom Eingang stiegen die Sitze sanft hinan, in der Mitte der Rotunde stand umgeben von vier Bildsäulen der Altar. Die Bilder waren freilich nur noch Gipsabgüsse, sie versinnlichten die vier Elemente. Das Ganze sah man schnell wie aufwachsen, die kolossalen Säulen waren aber eher aufgerichtet, denn eine einzige aus Granit im Steinbruch auch nur theilweise ausgehauen gewesen wäre; dennoch erhielt das Aeußere durch Ueberwurf einer Masse das Aussehen von festem Gestein, und dem Innern mangelte sogar Pracht nicht; alles war mit weißem Stuck bekleidet, Pilaster mit vergoldeten Capitälen trugen das himmelblaue mit goldnen Sternen besäete Gewölbe, die Räume zwischen den Pilastern füllten reizende Gemälde und Arabesken. Im heitern Raume nahm der erste Blick die hin und wieder an den Geländern angebrachten Urnen und Schnörkel, auf deren Anbringung einige Dilettanten bestanden hatten, nicht gewahr. Die verschiedenen Gewerke schon zufrieden durch den reichen Verdienst, den ihnen der Bau gewährte, waren nicht minder froh über das Gelingen ihres Baues, und die junge Kirche that stolz auf ihren schönen Tempel.

Der Tag zu seiner Einweihung wurde festgesetzt; der Pfarrhelfer war als Deklamator des Tempels angestellt; Hackbrett hatte eine große Cantate fürs ganze Orchester sammt etlichen Harfen componiert; die Proben waren gehalten, und obschon Hackbrett mehrere Male von einzelnen Instrumenten zurecht gewiesen wurde, weil er nicht fingerrecht und den Geigen sogar unter ihren Tonumfang hinunter geschrieben hatte, erfreute doch das Ganze, weil es leicht war und einen gewaltigen Lärm machte, auch die Eitelkeit der Singenden und Spielenden hinlänglich befriedigte, so daß bei diesen der Eifer für den neuen Tempeldienst aufs Höchste gesteigert war. Mit bunten Kränzen waren am Tage der Eröffnung die Säulen umschlungen, und da die um die Rotunde angelegten Pflanzungen noch klein waren, liehen die Gärten der Stadt ihre Blumengefässe, und ein Reichthum blühender Granaten, Jasminen und Orangen erfüllten mit Farben und Düften die Hallen. Statt Glockengeläute verkündete das am Tempel aufgestellte Geschütz den Beginn der Feierlichkeit, der Tempel füllte sich; alles trug bunte Gewande, Kränze oder Sträuße. Die Musikbühne war zum Beginnen bereit; die schönsten Jungfrauen erhoben sich und umwandelten den Altar und entzündeten das feinste Rauchwerk, die blauen Wolken stiegen empor; jetzt sollte Adelgunde von ihrem Bräutigam eingeführt werden. Er war vorgefahren, wollte an der Hand des Präsidenten die Ersehnte auf ihrem Zimmer abholen, aber das stand leer, auf dem Tische lag das reiche Hochzeitgewand, Schmuck und Kranz unberührt, und Adelgunde war verschwunden.

Der Versammlung wurde angezeigt, die Braut sey erkrankt. Da denn die studierten Festreden und Gedichte alle Bezug hatten auf die Hochzeit, so bestand die Feierlichkeit einzig in der Aufführung von Hackbretts Cantate; der Präsident und der Banquier wohnten nun der Einweihung nicht bei.

Alle Nachforschungen nach Adelgunden waren vergeblich; eben so zeigte sich jeder Verdacht, den man sogleich auf den Pfarrer und Arnold geworfen, grundlos. Arnold selbst wußte nicht, wohin sich seine

Adelgunde geflüchtet; ihr letzter Brief hatte ihm bloß im Allgemeinen Muth und Hoffnung eingesprochen. Vater und Sohn waren auch einige Zeit darnach wieder in die Stadt zurückgekehrt und lebten still und eingeschränkt, so daß ihre Gegner die Schadenfreude nicht unterdrücken konnten: beide seyen bei ihren großen Erwartungen einer reichen Erbschaft und Anstellung leer ausgegangen. Die Heiterkeit aber und Zuversicht des Vaters ermunterte auch den Arnold, zumal nun der Pfarrer bei seiner Muße sich eifrigst mit der Kunst seines Sohnes beschäftigte und vorzüglich die kirchliche Architektur studierte, und so den Arnold bestimmte, den Plan zu einer neuen Kirche auszuarbeiten, so wie er sie selber aufbauen würde, wenn er in allen Mitteln dazu durchaus unbeschränkt wäre. Dem Wunsch des Sohnes, doch auch das Nöthige zur Fristung ihrer künftigen Tage zu verdienen, entgegnete der Vater: er habe bei seiner bisherigen Sparsamkeit wenigstens so viel erübrigt, daß sie bei gehöriger Einschränkung einstweilen ohne Sorgen so ihren Studien leben können; er habe auch die Hoffnung, wenn sich die Leidenschaften abgekühlt, werde er wieder bei seiner alten Kirche predigen können, und die Theaterlust werde nun die junge Kirche zur Genüge in ihrem Tempel befriedigen können.

Allein hierin täuschte er sich. Denn der Banquier und der Präsident ließen ihren Grimm über Adelgundens Verschwinden und die Vereitlung ihres Planes nun gegen den Rest der von ihnen gehaßten alten Gemeine los, und trugen in der Bürgerversammlung darauf an, die alte Kirche sofort in ein Theater umzuwandeln. Eine Mehrheit der sogenannten Aufgeklärten der höhern Stände, die jungen Kaufleute und Handwerker, so wie die große Zahl der Lumpen sahen sie wieder auf ihrer Seite; theaterlustige Frauen und Töchter hatten die noch wankenden Gatten und Väter auch fürs Theater gestimmt und die Gegenbemühungen des Arztes und Pfarrers vereitelt. Dieser war auch in der Versammlung erschienen. Vor der endlichen Abstimmung ergriff er noch einmal das Wort und sprach mit seiner kräftigen Stimme: „Ich heiße euch zwar Dunkelmann, obschon ich mein Leben lang suchte

durch das ewige Licht mich und euch zu erleuchten. Aber es war von jeher Feindschaft zwischen diesem Licht und den Werken der Finsterniß. Es leuchtet uns auf den Weg zur Pflicht, daher meiden es viele. Diese einzig sind die Dunkelmänner. Und daß dies Licht, das, wenn es auch gedämpft wird, dennoch aus unserm Innersten wieder aufblitzt, ihnen nicht unbequem werde, so zerstreuen und belustigen sie sich und andere mit einem selbst gemachten Feuerwerk, das, wenn es mit seinen Raketen, Sonnen, Palmen und Garben für den Augenblick noch so sehr bezaubert, dennoch bald abgebrannt seyn und nichts zurücklassen wird, als das leere schwarze Gerüst und die Papierkapseln, und dann ist die Nacht ringsum noch dunkler und am Himmel steht das Gewitter. Dem Licht aber der Welt ist unsere Kirche gewidmet, sein Licht soll auf seinem Altar als Opfer und Wohlgeruch, als Quell ewiger Klarheit, Wärme und Schönheit brennen. Ich beschwöre euch bei euern frommen Vorvätern, welche diesen Altar errichteten, ich beschwöre euch bei euern eigenen Kindern, die ich aus euern eigenen Händen empfieng, und sie auch am Altar dem ewigen Lichte widmete, ich beschwöre euch bei euerer letzten Stunde, wo euch in der einbrechenden Nacht nichts bleibt und rettet als ein dem ewigen Lichte geweihtes Leben; ich beschwöre euch, laßt euch nicht verführen zu Lust und Gewinn durch Männer, denen in angestammter Feindschaft gegen unsre Religion das Kreuz ein Aergerniß ist, nicht durch die, welche Räuberhände nach Kirchengut ausstrecken, wie nach dem Gut der Waisen, und die den Frevelmuth haben, selber ihr Kind dem Mammon zu opfern." Es erhob sich ein gewaltiger Lärm, der Präsident, seine Leute beschwichtigend, sagte mit scheinbarer Milde: „Ich bedaure, Herr Pfarrer, daß Sie sich von Ihrem Eifer zu weit hinreißen lassen; wer sind diese Verführer, vor denen Sie die Gemeinde warnen, diese Frevler an allem Heiligen?" „Sie sinds zunächst, Herr Präsident, entgegnete der Pfarrer unerschrocken; Sie besitzen und begehren ungerechtes Gut. Damit aber die Gemeine nicht vermuthe, ich rede blos für ein Pfarreinkommen, so verpflichte ich mich hiemit feierlich, mein Amt von

nun an wieder fortzuführen, ohne irgend eine Besoldung, wenn nur die Kirche und ihr Gut nicht entheiligt wird?"

Aber das half nichts; die so oder anders Bestochenen waren die Mehrheit, und nach dem nähern Gewinn lüstern; die Verwandlung der Kirche in ein Theater ward beschlossen.

Der Präsident aber zog seinen Gegner aufs neue vor Gericht, und das entschied: der Pfarrer solle dem Präsidenten vor der ganzen Gemeinde Abbitte und Genugthuung leisten, ihn um Verzeihung anflehen und als Buße ihm alsobald eine große Summe zahlen. Der Pfarrer erklärte, das erste könne er nicht, denn was er mit eigenen Augen gesehen, dürfe er nicht als Unwahrheit widerrufen, das letztere aber wolle er um so weniger, da der Präsident eben Geld nöthig habe, und so ziehe er der Abbitte und Buße die Folge seiner Weigerung vor, und gehe die hiefür bestimmte Zeit in die Verbannung. Er that dieß in der Gewißheit, noch in den Besitz von Beweismitteln gegen den Präsidenten zu kommen, die ihm jetzt mangelten, und die, wie er wußte, sein Recht und des Präsidenten Schuld in das hellste Licht setzen würden.

Arnold war innigst betrübt. Der Vater aber sprach: Zuletzt müssen wir uns doch trennen, jetzt geschieht es nicht ohne Hoffnung, uns bald wieder zu sehen, aber dieß mag geschehen oder nicht, vernimm mein Vermächtniß. Du bist mein alleiniger Erbe; diese Papiere hier machen dich zum Besitzer großer Reichthümer, die mein Bruder in Ostindien sich erworben hatte, und von denen außer dem Freunde, der das Geldgeschäft vermittelte und verschwiegen bleiben wird, niemand etwas weiß oder bei unserer Zurückgezogenheit auch nur vermuthet. Nicht umsonst habe ich mit dir Baukunst studiert und dich bei dem Plane der altdeutschen Kirche bis ins Einzelne begleitet. Es ist nun mein Wille, daß du diese Kirche erbauest. Den Hügel, den du dir zu einem solchen Bau erkoren, bestimme auch ich dazu, und bereits ist durch ein Handelshaus der Kauf der Waldungen und Wiesen dort abgeschlossen; eben so habe ich, ohne daß jemand mich als Käufer

erfahren hat, den dir bekannten mächtigen Steinbruch oben am Flusse, zunächst außer unserer Landesgrenze, an mich gebracht. Ich ziehe nun vorerst in bekannte Bauhütten, um dir erfahrene Arbeiter anzuwerben, ich bereise dann die ersten Werkstätten der Bildhauer, Maler, Orgelbauer, Bildschnitzer und Glasmaler, um das Beßte zu finden und zu bestellen; ich besuche die Städte, wo ähnliche große Bauten im Werke sind, weil sich da noch manches lernen läßt. So stehe ich mit dir in ununterbrochener Verbindung, dann werde ich wieder einen Theil der Zeit in den Steinbrüchen ordnend und leitend zubringen, und auch dich wohl öfter dort treffen. Dergestalt widmen wir unsere Zeit aufs beßte der Kirche und führen ein Werk auf zu Gottes Ehren, das uns und Geschlechter überleben soll, und so Gott will kehre ich dann zur Kirchweihe in die Heimat zurück, die dann wol auch wieder ein Land des Friedens geworden ist.

Arnold in Thränen der Freude und Trauer umarmte seinen Vater; „und endlich, sagte er, findet sich auch Adelgunde wieder, und ich baue uns noch die Hütte der Ruhe."

Bald nach des Pfarrers Abreise machte das Handelshaus, das für ihn den Bauplatz und dessen Umgebung gekauft, der Vorsteherschaft der Stadt die Anzeige, daß es dort einen größern Bau aufzuführen wünsche, und erhielt dazu auch unbedingte Einwilligung. Dem weniger verfolgten Arnold mochte es auch die junge Kirche noch gönnen, daß er als Aufseher bei dem Bau angestellt sey. Man meinte allgemein, es werde ein großes Fabrikgebäude geben, und da es nicht an das Wasser zu stehen komme, so werde es, sagten die Bürger, vielleicht eine Windmühle, andere wollten vernommen haben, es gebe ein Gasthaus für Sommerkuren.

Arnold fühlte sich jetzt doppelt ein unumschränkter Fürst, gebietend über großen Reichthum und noch größere Schätze der Erfindung, So stand er jetzt oft auf seinem Hügel und prüfte seinen Plan, ergriffen von dem Gedanken, was du jetzt baust, steht nach Jahrhunderten noch und soll wie die Stürme der Zeit so das wechselnde Urtheil des Ge-

schmacks bestehen; wie ein Stein den andern tragen, so soll jeder vom Ganzen zeugen, wie es mir in den heiligsten Stunden der Erhebung und des Traumes anzuschauen vergönnt war. Er war der Schönheit seines Planes vollkommen bewußt, denn er hatte die Idee in seltner Lust und Begeisterung empfangen und durch dieselben getragen auch die Lösung der verwickeltesten Schwierigkeiten mit Leichtigkeit erreicht. Der Grundgedanke war ihm ein unerschöpflicher Born von Erfindungen gewesen. Um aber nichts zu versäumen, begehrte er noch das Urtheil der ersten Meister. Die bezeugten freudig Beifall; über einzelnes zog er Freunde zu Rath und Hülfe und so begann denn das Werk. Eine Menge Arbeiter lichteten und ebneten den Hügel, gruben die Tiefen der Fundamente, leiteten sorgfältig die Quellen ab; die ersten Schiffe behauener Quader kamen den Fluß herunter.

In der Zeit war auch die alte Kirche zum Theater, das Chor zur Bühne, der Raum der Seitengänge zu Logen umgewandelt worden; das ehrwürdige Grau der alten Steine übertünchte man mit lustigen Farben, die Bilder und Schnitzwerke der Orgel, die gemalten Fenster und die Glocken wurden vertrödelt. Den neuen Tempel aus Granit aufzubauen, dafür wollten sich die Capitalien noch nicht zusammenfinden, und so hatte der neue Cultus in dem hölzernen Hause seinen Fortgang. Von Hackbrett war schon im ersten Halbjahr ein Werk von hundert neuen Gesängen gefertigt und bei ihrer Leichtigkeit von der Gemeine auch schnell eingeübt worden. Die Lieder waren großentheils von der jungen Kirche selbst gedichtet, und besangen die Natur, das Nützliche und Angenehme.

Meist aus Schiller, Göthe, Heine war die neue Tempel-Agende zusammengeschrieben, aus welcher der Pfarrhelfer als Priester vorzudeklamiren hatte; eigene Gedichte, wie sie eben entstanden, trugen die Herren und Damen vor; Gelehrte hielten naturwissenschaftliche Vorträge; einige Damen, und unter denen am öftersten Frau Sibille, theilten Abhandlungen über die Würde der Frauen und die weibliche Erziehung mit; der Banquier las ästhetische Kritiken; der Präsident

hielt bisweilen einen Vortrag über den Geist der Milde und Versöhnlichkeit, und zeigte, wie sich durch die junge Kirche eine neue Aera erschließe, die Geistesblüthen aller Völker und Zeiten ein Gemeingut werden, wobei er dann Stellen aus dem Koran, aus indischen und chinesischen Dichtern vorlas; Hackbrett übernahm die Belehrung der arbeitenden Klassen und las Theorien über Verfassung, über Rechtspflege, über Landwirthschaft u. drgl. Der Vorsteher einer Erziehungsanstalt unterhielt sie mit vergleichenden Lebensbeschreibungen von Männern, die sich um die Bildung des Menschengeschlechts durch Schulen besonders verdient gemacht haben, und zeigte ein Mal, wie ein Sokrates, Rousseau, Pestalozzi noch über dem von jüdischen Ideen befangenen galiläischen Weisen stehen. Jedermann hatte Zutritt und freies Wort, und da es an Neuem und Sonderbarem nicht mangelte, auch für Aug und Ohr immer gesorgt wurde, blieb die junge Kirche an Zahl nicht gering. Auch der Arzt schien nun, nachdem sein Widerstreben vergeblich gewesen, sich zu bekehren, und machte dem Tempel bisweilen einen Besuch.

Indessen so der Tempeldienst seinen Fortgang hatte, wuchs Arnolds Kirche sehr schnell empor bei der Menge trefflicher Arbeiter und Aufseher, die ihm der Vater zuschickte, bei dem Ueberfluß aller Mittel und der Genauigkeit des Plans, in welchem der kleinste Theil gezeichnet war, und wonach jetzt unter des Vaters Anordnung schon in den Steinbrüchen gearbeitet wurde; bereits erhoben sich die Pforten und die mächtigen Strebepfeiler, und im Innern die Säulenbündel, die hohen Gewölbe zu tragen; auch an den Bildsäulen, welche in den Hallen und auf den Zinnen als eine heilige Schaar erscheinen sollten, wurde gearbeitet. Der Vater setzte seine Reisen fort, und hielt die Werkstätten der Künstler in Thätigkeit.

Auf diesen Reisen besuchte er auch einmal jene Berggegend der Brüdergemeinde. Es war Sonntag, als er in ihr Dorf kam; lange stand er auf der Anhöhe ob dem Orte; eine unendliche Ruhe waltete durchs Gebirg, das in majestätischer Größe und Klarheit prangte;

man sah nur den Glanz der Gießbäche im tiefen Thal, nur den Staubnebel der fallenden Lauinen, ihr Donner war wie ein ferner Orgelton; solche reinen Düfte der Tannenwälder und Blumenwiesen hatte er noch nie geathmet. Seine Stimmung war, hinzuknieen vor dem Geiste der Herrlichkeit, und wie auf dem Fittig des ob ihm kreisenden Adlers schwebte seine Seele im Reiche des Lichts. Jetzt hätte er predigen mögen und können.

Er blieb ungestört, niemand begegnete ihm; die Heerden sah er in obern Gegenden; auch im Dorf ließ sich niemand erblicken; aber alle Häuser waren wie festlich geschmückt, so blank und geordnet im Aeußern, die Fenster und Laubengeländer wie die Gartenhäge voll Sommerblumen, durch die lautern Fenster sah er Kinder um den Tisch sitzen; sonst regte sich nichts. Da tönte ihm auf einmal lieblicher Chorgesang entgegen, der ihn um so mehr bewegte, da es einer der alten überall bekannten Choräle war. Er gieng dem Tone nach, und trat vor eine breite Halle, und fand in dem geräumigen und heitern Betsaal die Gemeine versammelt, die im Singen fortfuhr, eine Strofe im vollen Chor, dann wieder einzelne Stimmen mit dem Begleit einer Harfe. Er hörte Adelgundens Stimme, und auch das Instrument ließ ihn nicht zweifeln. Nachdem der alte Christian noch eine väterliche Ermahnung und ein Schlußgebet vorgetragen, war der Gottesdienst vollendet und die Gemeine zog still und gesenkten Blickes an ihm vorüber. Er erkannte Adelgunden, sie trug wie die übrigen Jungfrauen das einfache Berggewand, ihr schönes Haar, jetzt ohne Locken, fiel in langen Flechten über den edeln Nacken, aber auch so war sie nicht minder reizend, nur konnte ihre blühende Farbe einen Zug stiller Bekümmerniß nicht bergen. Christian hielt mit den Aeltesten noch Berathung; als auch er heraustrat, grüßte ihn der Pfarrer und ward herzlich zu Gaste geladen.

Adelgunde erkannte ihren alten Lehrer und Freund alsobald; mit Thränen und nicht ohne Furcht erkundigte sie sich nach Arnold; sie hatte nämlich seit ihrer Flucht ins Gebirg, um nicht entdeckt zu

werden, alle Verbindungen mit der Stadt abgeschnitten, und war jetzt durch die seltsame Wendung der Dinge um so erfreuter, da die Zeit der Verbannung des Pfarrers auch zu Ende lief. Er deutete ihr an, daß auch sie dann in die Heimat zurückkehren könne, ohne irgend einen Zwang befürchten zu müssen, indem er jetzt erst in den Besitz von Schriften gekommen sey, mit denen er den letzten Versuch der Widersacher besiegen werde.

Es freute ihn außerordentlich zu sehen, wie allgemein Adelgunde in Christians Hause und der ganzen Gemeine geachtet war, und wie frei sie ihren Geist unter den Eigenthümlichkeiten dieser Gemeine bewahrt hatte. „Ich konnte es um so eher, sagte sie, da ich voraus ihre Innigkeit und Rechtschaffenheit empfand, und bei allem übrigen vorwalten ließ; auch schätzte ich mich glücklich, durch angestrengte Mithülfe in ihrer Wirthschaft, nicht nur volle Beschäftigung zu finden, sondern auch einen, wenn freilich nur sehr geringen Theil jener von ihnen zwei Mal bezahlten Summe zu vergüten."

Darüber konnte sie sich nun beruhigen, denn der Pfarrer zahlte, als hätte er dazu von der Behörde, die den Irrthum eingesehen, den Auftrag, die Summe zurück, da unter einer andern Form Christian sie nicht angenommen hätte. Ueber Adelgundens Rückkehr traf er mit ihm Abrede, von ihr nahm er Abschied auf Wiedersehen.

Dem Arnold trug er auf, bis zu seiner Heimkehr mit der Enthüllung des nun bald vollendeten Baues zu warten, damit er selber, wenn auch nichts mehr zu ändern finde, doch bei der Feierlichkeit gegenwärtig sey. Allein Arnold vermochte es nicht über sich, diesem Wunsche zu entsprechen, er beschleunigte um so schneller die Vollendung des Ganzen, und auch der Anlagen um das Münster herum, wo er vor Anfang des Baues beim Ausreuten des Waldes in abgemessenen Räumen die schönsten Eichen, Buchen und Linden hatte stehen lassen.

Er hatte nun durch Freunde die Zeit der Ankunft seines Vaters erfahren, und das große Tagwerk der Zeit der Abwesenheit desselben

stand da, in seinen erhabenen und doch so leicht aufsteigenden Massen und in der Pracht des weißen glänzenden Gesteines.

Beim ersten Blick in das Thal, wo man schon von mehreren Stunden her die Stadt sieht, leuchtete dem Heimkehrenden das Münster entgegen, und er vernahm den in dieser Gegend zum ersten Mal erschallenden Ton der mächtigsten Glocke, der das ganze Thal, von Berg zu Berg erfüllte, und mit der Ruhe tiefster Andacht alles beherrschte. Er blickte durchs Fernrohr, und sah den Bau vollendet, und ließ rascher fahren, bis ihm die Formen klar entgegen traten; dann näherte er sich langsamer; über alles sein Erwarten groß fühlte er den Eindruck. Das ganze Land sah er durch die Kirche verklärt, die Stadt hinter derselben verschwand beinahe, so weit überragten Thurm und Dach nicht nur die umherstehenden hohen Bäume, und zog die stolze Masse die Augen der Gegend nur auf sich. Dem Kommenden bot sich die reichste Seite des Thurmes dar, Alles, was ihm hier hoch herab entgegenglänzte, das große, ein ganzes Land einladende Thor mit seinen Nebenthoren, die prächtige Rose über demselben, die Zinne und ihre reichen Geländer, die ob der Zinne aufsteigenden Riesenfenster des Thurmes, durch die, weil alles aus Stein licht und luftig gebaut war, der blaue Himmel schien: Alles war ein großer die ganze Seele freudigst ergreifender und aufschwingender Gedanke. Wie der Pfarrer entzückt über das gelungene Werk an den Fuß des Hügels gekommen war, erscholl das ganze majestätische Geläut, und Arnold eilte den sanften Weg, der unter Bäumen den Hügel hinanführte, mit seinen Freunden entgegen. So war der Angekommene nicht genöthigt, zuerst in die Stadt zu fahren; auch blieb das Volk, das sich versammelt hatte, als nahete ein Fürst, noch durch das eiserne Geländer, das sich in weiter Ausdehnung um den Vorraum erhob, von der Kirche abgehalten; nur die Bauleute standen vor dem Haupteingange und begrüßten den Vater ihres Meisters. Die beiden traten allein ins Heiligthum, noch mehr war auch hier der Vater erstaunt über die Höhe der Gewölbe, über die Majestät des in das Schiff und in die Seitengänge

herunterleuchtenden Chors, über die Mächtigkeit der Säulen, die reinen Verhältnisse der durch bloße Begränzungen zu bedeutenden Formen erhobenen Räume, und über die Fülle aller Schönheiten.

Sie traten stille an die Stufen des Altars, und brachten das erste Opfer stiller Andacht. Jetzt wurde das Einzelne betrachtet. Der Chor stand auf breiten Stufen über dem Schiff, sein Gewölbe noch über die des Hauses emporgeschwungen, auch höhere Fenster mit Glasgemälden erfüllten den länglichten Halbkreis des Chores, in den Zwischenräumen standen der Herr und die Zwölfe in großen Marmorbildern, in der Mitte des Chores, der mit erhabener Arbeit geschmückte Altar; dem Chor gegenüber hoch über der Rose am Eingang schwebte auf luftigem Gewölbe die Orgel und Sängerbühne; durch die Bogen des Schiffes leuchteten die breiten gemahlten Spitzfenster, und in den Zwischenräumen derselben standen die Gestalten der alten Propheten; an beiden vordern Wänden der Seitengänge, um welche das Chor schmäler war als die Kirche, prangten zwei große Gemälde, die Geburt des Herrn und seine Auferstehung. Der bläuliche Stein, aus welchem das Innere bestand, und von welchem sich die Marmorbilder lebendig abhoben, das durch die Glasgemälde geweihte Dämmerlicht, die hohen und herrlichen Räume; alles nöthigte mit leiser Macht eben so zur Demuth als hinwieder zur freudigen Erhebung.

Wieder hinausgetreten dankte der Pfarrer in großer Bewegung den noch in der Halle versammelten Meistern und Bauleuten. „Der Enkel wird noch sagen, sprach er, auch mein Großvater hat an diesem Münster gebaut; ihr habt an einem heiligen Werk in einer Zeit des Uebermuths gearbeitet, und das ist eine große Gnade, ein gesegnetes Denkmal, und so haben auch wir hier Steine gefügt zu jenem ewigen Bau, dessen Grund und Krone der ist, der Alles zusammenhält."

Jetzt betrachtete er auch das Aeußere, die große Eingangshalle, die in und an derselben stehenden Bilder; es waren die großen Kir-

chenlehrer aller Zeiten, die hier in würdigen Gestalten sich zum Volke zu wenden schienen, es in das Heiligthum einzuladen.

Der weite Raum um die Kirche war auf's schönste eingetheilt, und bot erhebende Aussichten, und unter dem Schatten der alten Bäume einladende Plätze zu stiller Betrachtung, und Stätten zu Grabmälern, daß sie einst nicht störend und gedrängt an einander, sondern ihrem Bau entsprechend, an den geeigneten Stellen besonderen Raum fänden.

Wie der Pfarrer nun sich nach Arnolds Wohnung begab, wurde er von vielem Volk mit Freuden begrüßt; alte Liebe und Achtung, wie auch Erhebung seines Reichthums und seiner Uneigennützigkeit thaten sich kund.

Um so mehr strengten sich nun die Genossen des Tempels zur Aufrechthaltung ihres Cultus an. Hackbretts Musik hatte schon geraume Zeit den Leuten Langweile gemacht, man nahm daher seine Zuflucht zu der neuesten Opern-Musik, stellte auch reisende Virtuosen an, und suchte in den Vorträgen durch tragische und rührende Darstellungen, so wie durch witzvolle Aufsätze sich selbst zu übertreffen. Denen, welche wankend zu werden schienen, versprach man neue Vortheile bei dem nun alsobald vorzunehmenden Bau aus Granit. Und allerdings wurde ein festeres Gebäude der jungen Kirche täglich nöthiger, denn in kurzer Zeit war das Bretterhaus sehr baufällig geworden; allein die großen Güter des alten Kirchenschatzes waren für den Bau und die Erhaltung des Theaters, und für anderes der Art aufgebraucht. Unter diesen Umständen hielt selbst der Arzt einmal einen Vortrag im Tempel, er sprach: „Einen neuen Tempel hätten wir allerdings nöthig, ihr Freunde des Schönen; und zwar schon der Neuheit wegen; und eben deßwegen werden die alten jugendlichen Völker so viel Tempel erbaut haben, um im wechselnden Besuch derselben einen immer neuen Reiz zu ihrer schönen Religion zu finden; wer trüge gern stets dasselbe Kleid? Und daß nun dasjenige unsers Tempels, ungeachtet man es wiederholt frisch angestrichen hat, dennoch in etwas verblichen und ältlich geworden, fällt in die Augen. Die

zusammengenagelten Riesensäulen des Portikus und der Halle sind von oben bis unten gespalten, die polierte Mormorkleidung fällt täglich mehr von den Schäften und Capitälen, die Quaderstücke von der Mauer der Zelle und überall kommen wir auf Holz; aus den am Gibelfeld angebrachten Füllhörnern sind bereits alle Blumen und Früchte herunter gefallen, die einst dort in Gold strahlende Inschrift: zur Verklärung der Sinnlichkeit ist schwarz geworden, und durch einen Witz des Zufalls sind bloß die Buchstaben, die zusammen Unsinn machen, golden geblieben. Dagegen nimmt die Aufklärung im Innern, nämlich der Bretter von Tag zu Tag mehr überhand, wir sind jetzt nicht nur bloß von oben erleuchtet; das heiße Sonnenlicht ist selber durch die mächtigen Pilaster gebrochen. Allein da auch der Zugwind, den wir freilich ebenfalls verehren, und im Bilde der Luft am Altar personifiziert sehen, nunmehr, als hätten wir ihm und allen andern Winden, ungeachtet unsrer Anstrengungen nicht genug gehuldigt, durch diese neuen Fenster streicht, so mußten wir zur Erhaltung des Göttlichen, nämlich der edeln Schönheit und Gesundheit schon zu allerlei Verkleisterungen unsre Zuflucht nehmen. So bereitwillig ich nun wäre, zu fernern Verkleibungen selber die köstlichen Manuscripte aller da gehaltenen Reden zum Opfer allhier auf den Altar zu legen, so würde es dennoch nicht ausreichen. Denn der Riß wird täglich größer. Die Gottheiten, die wir verehren, geben uns deutliche Zeichen, daß wir ihnen ein neues Haus bauen müssen. Das Wasser träufelt zum Ueberfluß sogar auf die Notenblätter der Hackbrett'schen Compositionen herunter und löst ihr Löschpapier auf; und wir müssen bald unter dem Dach dieses hehren Tempels die Regenschirme ausspannen, um darunter unsre Andacht zu verrichten; die Erde greift mit den bösen Geistern und Zwergen der Pilze das Holzwerk unsers Fundamentes an, und ihre Erd- und Deckfarben löst sie von den Wänden; das Feuer sprengt Riegel und Thor, wie manchmal fuhren wir schon wie vor einem Schuß zitternd zusammen, vor der nahen Gottheit, wenn die Balken und Bretter zerklafften; die

Luft vollends droht, uns stürmend unter unserm Bau zu begraben, oder hereinwehend mit dem Feuer des Altars den Tempel anzuzünden. Allein so bereitwillig wir nun alle sind, die Summen zu einem neuen Baue zusammen zu steuern, so möchte ich doch davon abmahnen, denn auch ein Bau aus Granit ist vergänglich; wenden wir uns daher zum ewigen Tempel der Natur, kehren wir auch hierin zu den ersten und reinsten Verhältnissen zurück, und halten wir unsern Naturcultus in Feld und Wald! Ich will es gerne andern überlassen, diesen gewiß reizenden Gedanken zu entwickeln, und mich begnügen, ihn vorgebracht zu haben, und darf bei seiner Ausführung so eher um Nachsicht bitten, wenn ich dann am Altare der schattigen Wälder nicht immer mich einfinden kann, da es ja bekannt ist, wie oft und heftig ich schon in diesem Tempel an Ohrenschmerzen zu leiden hatte."

Der Arzt erreichte bei Manchem die Absicht einer solchen Rede, und noch viele andre wurden der jungen Kirche abtrünnig, als es bekannt wurde, der Präsident habe das Land für immer verlassen, und lebe in der Ferne fürderhin von Unterstützungen des Pfarrers. Dieser habe ihm nämlich kund werden lassen, im Besitze der Schriften zu seyn, mit denen der Präsident durch Mißbrauch der Siegel, und durch andre Fälschungen, selber Stadtgüter ohne Vorwissen der Gemeinde oder der Mitväthe verpfändet hatte, und so habe der Präsident es für gut gefunden, auf dem geöffneten Ausweg den gerichtlichen Verfolgungen zu entgehen.

Inzwischen traf der Pfarrer alle Vorbereitungen zur Einweihung des Münsters. Durch zwei Stiftungen suchte er den Cultus zu heben, durch ein Predigerseminar, das er mit der Kirche verband, und durch Förderung der Kirchenmusik. Er stellte den Organisten und andere Musikmeister als Kirchendiener an. Und daß auch in Zukunft zu allen Stellen immer nur die Tüchtigsten erwählt werden, dafür sorgte er durch besondere Anordnungen, und suchte überhaupt allen seinen Stiftungen die möglichste Sicherheit und Dauer zu geben. Allen, die wieder in die Kirche zurückkehren, in den Sängerchor sich stellen,

oder anders wie den Gottesdienst fördern wollten, kam er liebreich entgegen, und wußte auch den Hackbrett, der sich von den Genossen des Tempels immer mehr hintangesetzt sah, in einer ihm angemessenen untergeordneten Anstellung zu befriedigen.

Der Banquier hatte sich in der Zeit auf Reisen gemacht; den Tempeldienst aber wollten die sogenannten Gebildeteren noch immer nicht aufgeben.

Nichts desto weniger füllte sich am Tage der Einweihung des Münsters der ganze herrliche Raum. Der Pfarrer hielt die Weihe-Rede. Alles beugte sich wieder vor der Macht des ewigen Wortes, und war erschüttert von den alten Chorälen, der Majestät der Orgel und Festmusik. Am Schlusse des Gottesdienstes führte der alte Christian die mit dem Brautkranz geschmückte Adelgunde zur wonnevollsten Ueberraschung Arnolds an den Altar der Trauung.

Es währte nicht mehr ein Jahr, so fiel der hölzerne Tempel in einem Sturme zusammen, und später gab es nur wenige Tempelgenossen, die sich nicht der Nachäfferei einer Thorheit geschämt hätten, wie sie schon mehr als ein halbes Jahrhundert früher in einem Zeitalter und Volk des Leichtsinns und Frevels auch nur vorübergehend, statt gefunden hatte. Der Ruhm aber des schönen Gottesdienstes im Münster verbreitete sich durchs Land, und die Kirche in ihrer unverwelklichen Pracht ward für's ganze Thal der festtägliche Wallfahrtsort.

# Klara's Briefe ab dem Rigi.

Heinrichs-Tag.

Wie schmerzlich fügt es sich, du Theure, daß ich gerade an diesem Tage dir die ersten Nachrichten ab dem Rigi mittheile. Das schwere Lamentoso hält Ton und Gang, wie es begonnen, und wo in dem thränenleeren Gram wieder ein etwas heitrer Akkord eintritt, ist es bloß ein schmaler vorüberschwindender Sonnenstreif, der die Düsterniß der Regenzeit, der tief liegenden Wolken und des dunkelgrünen Thales nur um so schwermüthiger macht. Ach wie anders war es an diesem Tage vor einem Jahre noch, da wir ihn in unserm Gartenhause unter der Fülle von Blumen und Gesängen feierten bis in die tiefere Nacht, und ich den Guten noch bei zaubervollem Mondschein und Liliendust die Rebenlaube hinunter begleitete, schwärmend in den Wonnen des nahen Glückes! Doch ich sollte sein liebevolles Gemüth, seinen schöpferischen Geist nur kennen lernen und einen Augenblick inniger genießen, um meine übrige Lebenszeit hienieden den ach wie unersetzlichen Verlust auszudulden. Und nun habe ich Euch und dem Arzte endlich willfahrt, und weile hieoben neben bunter und meist lustiger Gesellschaft einsam und still. Es soll zwar da im Kaltenbad etwas ruhiger seyn als in den andern Gasthäusern des Berges; und einmal in Beziehung auf das Zimmer habe ich es gut getroffen, indem ich auf dem obern Boden eines der südlichen Eckzimmer erhielt; ich sehe auf den See und nach Unterwalden hinab und habe eine ruhige Nachbarschaft, da sich auf diesen obern Boden die wirklichen Kurgäste, Kränkelnde oder Genesende geflüchtet haben, die Uebrigen aber, wie billig, dem Eß- und Trinksaal näher wohnen.

Du kennst den Weg nach Luzern; der Himmel war klar, die Luft mild, so daß den Schnittern im Feld ihre mühselige Arbeit erleichtert ward. Diese schimmernden Korngefilde und die übrige Fülle der wohlbestellten Aecker, der Glanz der Wiesen und Wälder und Wasser, ach alles rührte mich unendlich. Je näher ich den großen blauen Bergen kam, desto mehr mußte ich weinen; beim Anblick des dunkeln Sees, der hohen Felsen und sanften Alpenmatten war es mir, meine ganze Seele wolle sich ausschütten. Es war nicht mehr jener herbe, durchschneidende und endlich starre Schmerz, in welchem die Thränen versiegen; es kam in diesen neuen Thränen ein milder Trost über mich; ich überließ mich dem Gedanken: mein in die Unsichtbarkeit getretener Freund umschwebe mich und theile die Erinnerungen an unsere früheren Naturgenüsse und meine gegenwärtige unsägliche Rührung ob der uns umgebenden, den armen sterblichen Pilger umgebenden Herrlichkeit. Wenn selbst der starke Sinn des Mannes der Erhabenheit der Alpenwelt beim ersten Anblicke fast erliegt, wie soll sich eine geknickte Mädchenseele da fassen?

Bei dieser Stimmung wollte ich nicht in Luzern verweilen, und da ich dort schon bald nach Mittag angekommen war, konnte ich bis zum Abend noch auf den Rigi gelangen. Ich anvertraute mich daher zwei Schiffermädchen von Wäggis, die mit ihrem Kahn eben abfahren wollten. So hoffte ich ungestört zu seyn, zumal mich die Führerinnen ungewöhnlich anzogen. Mit Sorgfalt brachten sie mein Gepäck unter und bereiteten mir einen bequemen und sichern Sitz; ihr Schiffchen war niedlich, mit Polstern, Tisch und Schattendach versehen. Der See war ruhig; und er werde ruhig bleiben, sagten die Mädchen zuversichtlich, indem sie sich nach Himmel und Berg umsahen. Bald war ich mit meinen Schifferinnen bekannt. Es sind zwei Schwestern aus Beckenried in Unterwalden; ihre Eltern, die in Wäggis angesessen waren, sind gestorben, der Vater, im Sturm verunglückt, die Mutter, dem Gram und einer Krankheit erliegend, haben noch drei unerzogene Kinder hinterlassen, die jetzt von diesen zwei ältern Schwestern

erhalten werden. „Aber wie dürft auch ihr euch, sagte ich, noch immer dem oft so gefährlichen See anvertrauen?“ „Wir müssen wol, erwiederte die ältere Agathe, welche das Steuer mit Nachdruck führte; dies Schiffchen war unsers Vaters letzter Ueberrest von Fahrhabe; weder in Beckenried, noch in Wäggis hatten wir zuletzt etwas Land, und nur auf dem Wasser fand der Vater etwelchen Verdienst; ich gieng von Kindheit auf mit ihm, lernte Wind und Wetter kennen und das Ruder führen, erhielt in der Stadt, längs am Ufer, auf dem Rigi und bei vielen Reisenden Kundschaft und versehe nun für das Kaltebad den täglichen Botendienst nach Wäggis und wenn es nöthig ist auch nach Luzern. Das giebt uns ein ordentliches Brot auch für den Winter. Jetzt hütet der neunjährige Klaus der zwei jüngern Geschwister, sonst besorgt sie da meine Schwester Franziska, wenn ich allein auf dem Berg oder Wasser bin.“ „Aber wagt ihr euch auch in den Sturm, Agathe?“ fragte ich. „Es kommt da meist gar nicht auf unser Wollen an, antwortete sie; unversehens wirft sich oft der Wind auf den See, oder ein Wetter bricht herab so schnell als eine Lauine.“ „Da muß man nur rechtschaffen beten und arbeiten,“ sagte das jüngere Fränzchen, das mir zugekehrt am vordern Ruder saß. „Und Unglück macht Vertrauen, setzte Agathe hinzu: der Arme und vielfach Heimgesuchte ist auch immer der Unverzagtere; am Ende hilft uns überall nicht unsre Kraft und Geschicklichkeit, sondern die ewige Barmherzigkeit allein, der wir uns aller Orten übergeben und überlassen müssen.“ „Wir halten uns im Sturm an der Hand unsers Heilands und seiner gebenedeiten Mutter, und die lassen uns nicht versinken, sagte Franziska: dem starken Petrus half doch nicht weder seine Schifferkunst noch sein Schwimmen; er sank, sobald ihn der Glaube verließ. Darum sehet Ihr auch überall am See die kleinen Gotteshäuschen, sie sollen den Kleingläubigen ermuntern und ihm sagen, daß Der und seine Hülfe überall nahe sey, welcher noch immer Sturm und Wellen gebietet.“ So rührten mich die Mädchen innig; sie machten mit ihrer Seelenruhe mich in meiner Taurigkeit fast zu Schanden und ich konnte neue Thränen

nicht unterdrücken. „Sie sind wol krank gewesen, liebe Jungfrau, sagte Agathe theilnehmend, und wollen sich auf dem Rigi wieder stärken; nun, der gesunde Berg wird auch ihnen wieder helfen wie schon hunderten, deren Wangen droben wieder aufblühten wie Alpenröslein; aber jetzt sind Sie vielleicht auch von der Fahrt noch angegriffen; suchen Sie ein wenig zu schlafen, so setzen Sie die Reise desto leichter fort!“ Sie legten mir die Polster noch bequemer und schaukelten mich sanft und schweigend über den breiten dunkeln Abgrund. Ich schlief nicht, aber schloß bisweilen die Augen und ließ es mir seyn, zwei gute Engel brächten meine Seele schwebend durch die Unendlichkeit der Höhe und Tiefe an jenseitige Gestade, ach an Gestade des Wiedersehens über die glanz- und zaubervolle Bahn des krystallenen Elementes. Heil, daß wir solche vorüberschwebende Geister sind, oft schon im Traume die ätherische Hülle und den leichten Flug empfinden, wie wol unsere Seele diesem Staube sich entschwingen und dem Zuge ihrer Andacht und der Liebe und des Heimwehs nach Vorangegangenen folgen wird! Und gute Seelen waren es auch, die mich so geleiteten, beide mit dem Ausdrucke des stillen und ernsteren Wesens, das die Unterwaldner auszeichnet, mit dem dunkeln, etwas schwermüthigen und schwärmerischen Auge, mit einer Stimme voll Herzensgüte. Ihr Aeußeres hatte gar nichts Gemeines, auch ihre Kleidung war so einfach als wohlgefällig und reinlich, ihre Bewegung ruhig, so daß für sie die gewohnte Arbeit ein leichtes Spiel schien, selber für die zarter gebaute Franziska. Die achtzehnjährige Agathe in der Fülle ihres Alters stand mit Zuversicht auf dem Ruderbrett, der Schwung des Ruders brachte schönen Wechsel in ihre Bewegung, ihre kräftige Gestalt, ihr Blick und ihre sichere Hand flößten Vertrauen ein; ich glaube, auch im Sturme hätte ich im Geleite solcher auf den Himmel bauenden, vom Himmel bewachten Seelen am ehesten Muth gefaßt.

Als wir in Wäggis gelandet und ich das Fränzchen mit einer Gabe für die Kleinen überraschte, dankte sie mir o mit welch einem seelenvollen Blicke; „wir wollen für Euch beten, gute Jungfrau,“ sagte sie.

Agathe lud einen Theil meines Gepäckes in ihren Tragkorb, suchte mir das sicherste Reitpferd und so betraten wir den Pfad in die Höhe, Agathe mir zur Seite, mit ihrem vollgepackten Korbe auf dem Kopfe so leicht hinanschreitend, als wäre ihr ein solches Steigen eine Erholung nach der Schiffarbeit. Andre Reisende eilten voraus, von Männern Getragene neben Reitenden, andre blieben zurück oder hielten eine Strecke weit wieder Schritt, darunter etliche junge Herren, muthwilliges Volk, die mit einem Kapuziner des Klösterleins von Maria zum Schnee, den wir weiter unten angetroffen und der mit der ihm bekannten Agathe ins Gespräch gekommen war, ihren Spaß suchten. Der hohe ernste Mann, mit blassem Angesicht, feurigem Aug und reichem schwarzem Bart machte dem Spaß durch ein Paar derbe Antworten ein baldiges Ende. „Hochwürden, sagte einer der fahrenden Schüler, sollten denn doch den beschwerlichen Bart nur im Winter tragen.“ „Die Unbärtigkeit, erwiederte der Mönch, fällt noch weit beschwerlicher und zwar im Sommer und Winter.“ „Hören Sie Beichte mit diesem Kinde?“ sagte ein andrer, um der Verlegenheit des Getroffenen beizuspringen. „Auf der Straße beichtet, war die Antwort, nur der Vorwitz, und macht das Bekenntniß seines Unverstandes auch ungefragt.“ „Der Sinn von Hochwürden, bemerkte darauf ein Dritter, scheint noch rauher als seine Kutte.“ „Besser, sagte der Pater, als wenn auch mein Kleid feiner wäre als mein Sinn.“

Agathe dankte, daß er den Wespenschwarm verjagt habe. „Es ist der Pater Verekundus, flüsterte sie mir zu, der am ganzen Berge fast wie ein Heiliger verehrt wird.“ Ich trat mit ihm ins Gespräch und fand einen denkenden und unterrichteten Mann.

Ueber die Mitte des Berges hinaufgekommen, machten wir bei einer Sennhütte Halt. Der Senn, ein herrlicher Jüngling, sprang der Agathe entgegen, half ihr den Korb niedersetzen und brachte ihr und dem Verekundus eine Erfrischung. Ich zeichnete in der Zeit die Hütte mit ihrer Umgebung von Felsen und Wettertannen und dem Pilatus im Hintergrunde.

Es war schon spät, als wir so gestern im Kaltenbad ankamen; ich bedurfte der Ruhe, so wie ich auch jetzt mit Schreiben inne halten muß.

---

Margarita.

Ich habe die Molkenkur begonnen, meine gute Seele; aber auch der gesundeste Trank wird mein krankes Herz nicht erfrischen, selber Nektar des Himmels gäbe mir hienieden kein Wohlsein des Gemüthes mehr. Ihr saget freilich, ich solle den Glauben nicht verlieren, er mache nicht nur selig, er mache auch gesund. Ja den Glauben im höchsten Sinne halte ich fest, ich könnte ihn auch nicht lassen, denn er ist mein innerstes Bewußtsein, und jetzt mein einziges Denken, die Grundfeste meiner Hoffnungen; aber in euerm Sinne bin ich ungläubig, und ich gab euren Bitten nur nach, um durch langwierige Krankheit euch nicht beschwerlich zu fallen und um in Erfüllung dessen, was mir in Beziehung auf die Sorge für meine Gesundheit allerdings auch Pflicht scheint, desto ruhiger mich Gottes Fügung zu überlassen. So mache ich mir denn auch die nöthige Bewegung und bin bereits auf Staffel und Kulm gewesen. Der Blick von diesem Bergesrand in die Welt hinunter ist überwältigend. Im Anschaun dieser unzähligen Berge und Thäler sind wir einigermaßen im Stande, uns die ungeheure Masse unsers Planeten vorzustellen. Wie verschwindet in dieser Größe das Einzelne? Der Lindenberg z. B. gerade vor uns, der zwischen dem Hallwyler-See und der Reuß liegt und von dem Fuß des Rigi bis fast zur Aare hinunter reicht, erscheint hieoben als ein wenig gewölbter, breiter Hügel, als ein etwas größeres nach den Himmelsgegenden sich sanft senkendes Ackerland; drunten schaut der Berg selbst wieder in die Thäler mit seinen Höhen und Wäldern, Thälchen und Bächen, Dorfschaften und unzähligen Höfen, der da oben fast nur wie ein aufgeworfenes Beet erscheint, so wie die Seen und Ströme nur Brunnen und Rinnen des unermeßlichen Gartens

innert der Alpenmauern und dem blauen Walle des Jura. Die weiten Besitzungen des Begütertesten zeigen sich da oben kaum so groß als das Grab ist, in das auch sein Staub sinkt, für den er sich so viele Mühe und Noth macht oder machen mußte. Den Herrn der Erde erblickst du so wenig als das Ameisengewimmel; Ameisenhaufen sind seine Lehmhütten, nur sein Fleiß glänzet still in den breiten Korngefilden, nur sein Herz, das im Staube seufzt oder dankt, wird laut in den Glockentönen, die zur Höhe dringen. Den Leidenden besonders ist meine Seele zugekehrt, und ich dachte der ungezählten Kranken, Verwaiseten, Hülflosen, die da unten nach Erlösung schreien, an die Geisterschaaren auch, die jeder Augenblick des Staubes entbindet, aus der Schwüle, in der das Menschenleben sich so verwirrt, drängt und zerquetscht, in die freiere Höhe erhebt, in welcher wir über den Verlust eines in seiner Geringheit verschwindenden Gutes so leicht getröstet sind und mit heiterem Blick einen größeren Theil des Ganzen übersehen und Gott fühlen und uns in ihm. Und die da unten Sterbenden und aus ihren Todtenkammern und über ihre offenen Gräber Emporschwebenden sah ich um mich mit ihren staunenden Blicken nach unten und oben; sie sind da, dachte ich, wenn ich sie schon nicht sehe, wie ich meine lebenden Mitbrüder da unten nicht gewahre und wie ich ebenfalls unsichtbar bin ihnen in der Tiefe. Und mir selber gab die Bergluft Flügel, und ich dachte mich erhoben über die in den Himmel ragenden Gletscher und Kuppen und sah den Erdball vorübergleiten, die Gärten der Länder, die Welttheile wie Inseln im Ozean, die Wüsten wie schmale Sandstreifen an den Meerbusen, die Schneegebirge wie hingestreute schimmernde Krystalle, die Eismeere wie verwehter Schaum der Wogen. So tauchte der Stern mit seiner weichen Lufthülle, mit seinen Wolkenschleiern, Morgen- und Abendröthen in den Tag und die Nacht. Und die Schaaren der Seelen sah ich nieder- und emporschweben, den ganzen Himmelsraum erfüllt von Gott denkenden Wesen. O Gott! wenn ich bald so frei bin, laß mich die Seele finden, ohne deren Wiedervereinigung ich nur halb lebe! ja du

wirst mir noch mein ganzes Dasein gewähren, so wahr als du uns Liebe eingehaucht hast!

Agathe hat mir Eure Briefe gebracht. Danke besonders dem Arzt für seine Theilnahme; wovon reden wir lieber als von dem uns Theuersten? und er redet von dem Verewigten mit einem seltenen Auffassen tiefer gelegener Vorzüge; und ein so getreues Andenken ehrt den Arzt um so mehr, je geschäftvoller sein eigenes Leben ist. Sonst lassen auch die sogenannten guten Freunde die Todten ruhen und ihr Stillschweigen sagt laut genug: gut daß einmal wir noch leben; gleich als ob die Andern weder gelebt hätten noch fortlebten. Agathe erzählte mir von neu angekommenen Gästen. „Kehrt Ihr immer bei der Sennhütte an?“ fragte ich. „So oft möglich,“ sagte sie ohne Scheu und roth vor Freuden, von ihrer Herzensangelegenheit mit mir reden zu können. „Jener Senn, fuhr sie fort, der Euch so wohl gefiel, ist mein Hochzeiter, aber freilich nur noch im Stillen. Er heißt Oswald und ist der einzige Sohn eines vermöglichen Vorstehers von Wäggis. Der hat mit meinem Vater lange Prozeß geführt und ihn endlich um ein kleines Haus und etwas Land, das sich der Vater mit seinem Schifferlohn verdient hatte, gebracht, so daß, wenn ich nicht beim Tode der Eltern schon bei Verdienst gewesen wäre, wir Wäggis hätten verlassen und nach Beckenried hinüber müssen, wo ich für meine Geschwister und mich wenig oder gar nichts zu gewinnen wüßte. Oswald hat die Härte seines Vaters nie gebilligt; auch hat er nach dem Hinschied unsers Vaters öfters ins geheim Unterstützungen uns zukommen lassen. Endlich, da wir uns von Kindheit auf gerne hatten, mein Botengang mich dann im Sommer täglich an seiner Hütte vorbeiführte, hat eins das andre gegeben und er ist mir schon seit Jahr und Tag treu geblieben. Sein Vater wird freilich nicht gern einwilligen, und da müssen wir eben noch auf einen günstigen Augenblick warten.“

Sie erzählte mir noch viel Anziehendes von ihrem Oswald, wovon ich dir nächstens mehr mittheile.

---

Am Tage Maria Magdalena.

Heute ist Festtag auf dem Berg, beim Klösterchen zeigen sich die Sennen in ihren Spielen; die meisten Gäste sind hinunter, so stiller ist es um mich her und um so festlicher, da ich wieder einmal aus entzückenden Träumen erwacht bin. Wie's einer Magdalena gewesen seyn mag, als sie sich auf das Wort des Barmherzigen eine neue Creatur fühlte, als er das Opfer ihres Dankes in Milde annahm, als sie ihr Haupt ihm zu Füßen legen und mit der Fülle ihrer Haare trocknen durfte und dann später mitten noch in den kaum nachzufühlenden Leiden des Kreuzes das „Maria!" des Erstandenen hörte und vor der Erscheinung des Himmlischen hinstürzte und anbetete: ach so würde es mir seyn, wenn alles nicht wäre, was jetzt ist, wenn auch Ein Augenblick die Thränen alle abwischte. Und ich hatte ein solches Gefühl sonst nie erfahrener Erleichterung, als ich diese Nacht im Traume den Freund wieder sah in erneuter Kraft seiner Jugend und in seiner stillen Heiterkeit. „So bist du denn wirklich nicht gestorben, sagte ich, und stirbst nicht?" und athmete wieder auf. Ich kann meinen Gemüthszustand nur mit dem freilich zur Redensart gewordenen, aber das erste Mal gewiß von einem unsäglich Leidenden und Wiedererfreuten gebrauchten Worte bezeichnen: eine Bergeslast war von meinem Herzen gehoben. O, und es ist diese Empfindung gewiß nicht ein leeres täuschendes Traumbild, es ist Ahnung, vorausgefühlte Wirklichkeit, denn einmal wird das Erste vergangen und der Tod nicht mehr seyn, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen. Und was aus uns werden kann und soll, fühlen wir auch in irdischen Zuständen mit Zuversicht und ohne Selbsttäuschung voraus; höhere Bildung ist tieferes Bewußtsein der Unsterblichkeit. Ja sind solche Einflößungen des Trostes nicht Wirkungen des abgeschiedenen Geistes? Wer sagt mir nein? So wahr meine Liebe und Sehnsucht mehr ist und wesentlich etwas anders als Eingebung von Fleisch und Blut, so wahr sie das Innerste und Reinste ist meines Wesens und also das Ewige, muß auch die Seele seiner unzerstörten Persönlichkeit sich zu meiner

hingezogen fühlen, und es ist nur die Schranke meiner Sterblichkeit, daß ich seine Nähe nicht noch öfter und bestimmter fühle. Ob ich ihn noch sehen werde? mit dieses Leibes Augen? Magst du über die Schwärmerinn lächeln, aber ich trete zumal in der Abenddämmerung nie in mein Zimmer, daß ich ihn nicht grüße, ich wandle nie einsam, daß ich ihm nicht die Hand gebe und mir seyn lasse, er führe mich. Sorge nicht, daß ich dir so bald durch meine Phantasie getäuscht Mährchen erzählen werde, denn selber in der heiligen Geschichte treten Erscheinungen ja nur bei den außerordentlichsten Personen und Zuständen ein und vorüberschwebend, hell wie der Blitz. Je näher wir aber der Geisterwelt rücken, oder sie uns, desto weniger werden wir Worte finden, um eine solche höhere Stimmung auszudrücken, desto eher werden wir eine seltene und heilige Erfahrung in einem feinen Herzen behalten. Genug: „sie werden seyn wie die Engel im Himmel!" dieß Wort tönt über den Erdboden, schallt auch mir herauf aus allem Land, es ist Wirklichkeit; wie weit denn auch im übrigen unser Auge noch gehalten ist und hier bleiben soll.

In solchen Betrachtungen saß ich heute einsam draußen auf dem sogenannten Känzelchen, da man nicht predigt, sondern der Predigt zuhört, die den großen Tempel erfüllt, und da man den Gottesdienst mitfeiert, der im goldenen Chore der Firnen seine Flammen entzündet. Heilig, heilig singen einander die Chöre zu, von einer erhabenen Bühne zur andern, und die verklärten Geister stimmen in noch seligerer Anbetung ein. Gott ist überall und überall groß und mild, und alle Schönheit dieser Erdenwelt nichts gegen zukünftige Herrlichkeit; ach welch ein Trost ist das, wenn die Seele, mit der wir uns hier der Wunder Gottes freuten, schon hinübergegangen ist!

So eben kommt Fränzchen mit euren Grüßen; Agathe habe zu Hause bleiben müssen, es sey ihnen die Miethwohnung plötzlich aufgekündet worden, sie haben Mühe eine andere zu finden und die Schwester müsse sonst noch was haben, denn sie sey gar traurig. Fränzchen will auch nicht heiter werden, obschon ich ihr Kuchen habe

kommen lassen; sie möchte die, sagt sie schüchtern, lieber ihrem Klaus und den Kleinern kramen, und eilt wieder heim. So kann sie denn auch gerade diesen Brief mitnehmen; daher: auf Wiedersehen!

---

Sankt Jakobus.

Die Bekannten sind angekommen und haben eure freundliche Gabe überbracht. Sie haben mich eben nicht wohler gefunden und daher ihr dringendes Bitten, ich möchte mich doch mehr zerstreuen. Ach die Guten; ich besitze und beneide nicht jenen leichten Sinn, der so bald vergißt und ganz vergessen kann. Nur wenn ich gesammelt bleibe ganz in meinem Schmerz, in meinen Erinnerungen und Hoffnungen, finde ich Beruhigung; was mich sonst zerstreute, weist mich jetzt auf und in mich zurück. Die Glücklichen wissen nicht, wie man leiden kann, daß selber das Tageslicht, der Glanz der Natur der Seele ach wie schmerzlich wird, daß man in der That das Auge nicht aufzuschlagen wagt und verborgen bleiben möchte in der dunkelsten Einsamkeit! Und wo soll ich mich zerstreuen? gerade in der beßten Gesellschaft vermisse ich ihn aufs wehmüthigste. Der Scherz ist auch gestorben. Wie und was soll der scherzen, der für dieses Leben nichts mehr zu hoffen hat? Lächle ich noch, so geschiehts mit einem Herzen, das doch lieber weinen möchte. Deßwegen mißgönne ich freilich andern die Freude nicht: die meisten Belustigungen zwar der mich umgebenden Gesellschaft sind nie die meinigen gewesen. Sie bringen den ganzen Verkehr ihres Lebens da unten mit herauf; zu einer andern Zeit hätte ich dir mehr als ein lustiges Bild dieses Naturlebens gezeichnet. Sie haben den Berg halt eben zu einem Wirthshaus gemacht. Doch will ich nicht unbillig seyn, es sind immer noch solche, die da oben wieder zu freierem Athem kommen, und im Gefühle des Höheren, dessen wir in der Höhe allerdings wieder froher bewußt werden, mit neuem Muthe hinabsteigen in den engern Kreis ihrer Pflichten. Ich habe zum Glück auch einige solche stillere und von der Redensart freiere

Seelen gefunden. Auch Liebende sehe ich nicht ohne herzliche Theilnahme da vorüberziehen und sich mit Alpenrosen kränzen. Ach ja, dieß Glück ist ein Rosenbaum in aller Fülle, die Hoffnung solcher Tage die wolkenfreie Fernsicht in eine Welt voll Verheißungen. Schauet hinaus, sage ich den Vorüberwallenden, herzet euch in dieser nie wiederkehrenden Wonne und möge nur der Fels nicht wanken, von welchem ihr ins Leben blickt! Seyd euch selbst alles! Bald senkt sich wieder der Pfad. Andere wallen dann vorüber in gleichem Entzücken, lesen vielleicht noch eure hier eingeschriebenen Namen und kennen sie nicht.

Ueber Agathe erfahre ich nichts, sie selbst ist seit vier Tagen nicht heraufgekommen; die andern Boten wußten die Ursache nicht; wenn ich mich nicht zu matt fühlte, wäre ich wol selbst zu Oswald hinuntergegangen.

---

Sankt Anna.

Agathe nimmt dieses Blättchen noch mit. Sie hat endlich nach vielen Hindernissen wieder ein Obdach gefunden; die Verlegenheit hat ihr Oswalds Vater bereitet, der endlich doch etwas von der Verbindung der jungen Leute erfahren hatte und durch seinen Einfluß im Dorf es bald dahin gebracht hätte, daß die Kinder in gar keine Hütte wären aufgenommen worden, da sie dann Wäggis hätten verlassen müssen. Mit Oswald habe sie auf ihrem Hergange nicht reden können, weil der Vater bösen Blickes neben ihm vor der Sennhütte gestanden sey. „Allein, sagte sie, wir finden uns doch trotz Riegel und Thor, der Berg ist groß; und daß wir uns nicht aufgeben, ist bei allen Heiligen gelobt; für einmal sind wir, meine ich, unverdrängt, und je mehr es stürmt, so fester halte ich das Ruder und sage: in Gottes Namen!“ Das Wasser trat ihr ins Aug. Ich mahnte sie zur Vorsicht.

Deine Nelken, ganz frisch angekommen, sind da oben eine noch größere Seltenheit als die Alpenrose im Thal. Ich machte mit den schönen Blumen meinen wenigen Vertrauten in der Gesellschaft große

Freude; mir selber sind die Düfte meiner früheren Lieblinge nur schmerzliche Erinnerungen. Noch nie habe ich die Rosen und Lilien gerne verwelken sehen, aber jetzt bin ich froh, daß ihre Blumenzeit vorüber ist, so mahnen mich doch die nackten Büsche an die Flucht der Zeit. Die Wälder dunkeln, der Vögel mir schmerzreiche Lust ist verstummt; auch ein Jahr der Leiden fliegt vorüber; ich sage mit Agathe: in Gottes Namen!

---

Am Tage der Martha.

Du frägst mich, was für Nächte ich habe. Du beneidest mich sonst um mein Schlafzimmer in unserm Hause in der Stadt, um jene Verborgenheit und klösterliche Stille mitten in den Mauern, aus denen man weder Land noch Himmel sieht und blos das leise Rinnen des Brunnens unten im Höflein hört. Dort denke ich mir oft die Decke, die Böden und das Dach weggehoben und sehe hinauf in den Sternenhimmel. Ueber uns, das ist ein gewöhnlicher Gedanke, mit dem ich dort einschlummere, über unsern engen und dunkeln Höhlen glänzen die Welten alle. Ein Lieblingstraum war mir immer der Besitz einer erhabenen Warte mit einem Glasdache, unter dem ich die schlaflosen Nächte in Betrachtung der Unendlichkeit liegen könnte. Wie glücklich pries ich da den Astronomen und die Bewohner von Burgen mit unbegränzter Rundsicht oder die Zeltenbewohner milderer Zonen. Und jetzt bin ich auch noch einmal in diesem Leben zu diesem Genusse gelangt; und so habe ich es euch doch zu danken, daß ihr nicht ruhtet, bis ich die Bergwallfahrt angetreten.

Ich sehe aus meinen Fenstern einen großen Theil des Himmels in Ost und West. Die Sterne sind die erhabenste, die weiteste Fernsicht. Ich misse den Schlaf nicht, wenn ich in Andacht liege vor diesem allnächtlichen und ewigen Gottesdienst, vor diesem priesterlichen Wandeln der Sonnen um den uns verborgenen Lichtthron im Allerheiligsten. Sie kommen und gehen, trennen und verbinden sich in

heiligem Tanze. Einige treten uns näher und geben Kunde von ihrer Verwandtschaft mit uns. Nationen stralen die Unendlichkeit hinaus und wir stimmen ein in ihren Lobgesang. Und daß unser Blick in eine Unendlichkeit hinauf erhoben ist, und daß wir eine Unendlichkeit denken können, auch das ist ein Pfand, daß wir nicht bloß endliche Wesen sind. Nur die Endlichkeit berechnet nach ihrer Spanne die Entfernungen, aber der Gedanke durcheilt die Räume schneller als das Licht und wir werden hinüberkommen in unsere schimmernde Heimat und zu den Unsrigen in die Wohnungen, die uns Liebe und Andacht bereitet hat. Mit diesem Troste geht mir ein Stern nach dem andern hinter dem Berge auf und blickt in meine Kammer, und in manigfaltigem Wechsel zieht so die heilige Nacht vorüber wie eine Stunde. Leichte Nebelgestalten erheben sich und fliegen auf wie Geisterheere: oder eine Wetterwolke verweilt; des Donners Stimme ist groß wie die Berge, das Haus erzittert und in Ehrfurcht bebt das Herz; Wetterleuchten und Bliß zerreißen den Vorhang zwischen dieß- und jenseits und ich sehe in den Glanz der Ewigkeit; oder der Mond geht auf über die Gletscher; ein Schritt scheints von diesen Bergen auf die seinen; die Firnen wachen auf und blicken zu ihm hinüber, und auch im Thale erwacht das Leben der Nacht, die Todesbetrachtung; aus dem dunkeln Unterwalden stralt im Sternenglanze der Sarnersee und ich sehe in die heiligen Nächte des Niklaus von der Flüe; das Land hinab erzittern die Wellen der Flüsse im Mondesstral, wie der Stern im Himmel oben zittert und mein Herz im Staube und die unbefiederte Brut, über welche in der kühlen Nacht die Mutterliebe den Fittig verbreitet, und auch auf den Gräbern noch zittert das Leben, das Himmelslicht im Thau der Lilien und am goldgeschmückten Kreuz; ich sehe den Mond vorüberwandeln mit seiner Wehmuth und seinem Trost an all den Schmerzenskammern und überall die Gottesäcker, und an einem Grabe verweile ich. Indeß sinken die Sterne; einer steht noch, o wie stralend! über dem Bergesrand und auch er verschwindet. Jetzt geht der kalte Todeshauch durch die Natur, der hienieden wehen muß, ehe der neue Morgen

kommt. Ihn verkünden zuerst die Hochwarten des Finsteraarhorns und der Jungfrau; wie von innerer Gluth entbrennen dann die grauen Felsen zuerst in sanftem dann immer höherem Purpur; aus den Wolken der Morgenröthe erhebt sich ein Berg der Verklärung nach dem andern und dann erstralet ringsum die hohe und heilige Stadt und begrüßt die in ihre Friedensthore tretende Sonne Gottes. Ruhe der Anbetung feiert ihr Kommen. Und ebenso wie sie täglich in ewig neuer Herrlichkeit erscheint, leuchtet sie nicht in die Welt zur Erhaltung bloß des Lebens zum Tode, sondern um das Höchste, was au Erden ist, ihren Widerschein hervorzubringen, nämlich das Bewußtsein eigener Ewigkeit. Eine Vorfeier der Ewigkeit sind mir so die Morgenstunden, die ich fern von dem weltlichen Gewühl, das sich zu der Zeit auf dem Berge herumtreibt, noch in meiner stillen Kammer genieße. Und wenn ich auch die Nacht über nur wenig geschlummert, bewährt sich doch auch an mir einigermaßen das alte Wort: den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude. Ich trete hinaus auf den Berg und steige wol auch die nächsten Hügel hinan und die Freude des Morgens schimmert bereits ab allen Höhen und aus allen Tiefen! Hüttenfenster von Seelisberg, am Buochser- und Stanzerhorn glitzern herüber aus frischerem Grün; weit herauf vom Jura und Schwarzwald glänzen Gebäude; und vieles was am Morgen in hellem Lichte erscheint, ist Abends wieder in düstre Dämmerung gehüllt, und das frische Auge der Blume um mich her Abends ist es gebrochen.

---

Beatrix.

Meine liebe Nachbarinn hat mich auch verlassen; das Heimweh nach ihren Kindern machte derselben die ihr so nöthige Ruhe hieoben zu einer so peinlichen Unruhe, als das Gewimmel ihrer Kleinen ihr wieder Seligkeit seyn wird. So ist jedes von seinem Herzen getrieben; und andern zu leben, das einzig heißt leben. Die junge Mutter hat

auch schon vieles bestanden, um so innigere Theilnahme schenkte sie auch mir. Aber das sind unsre Freundschaften hienieden; wir genießen nur wenige Tage mit einander und werden wieder in die Heimat gerufen; Heil! wen es zu ihr und dahin zieht, wo er einzig seinen höchsten Pflichten und Bedürfnissen genügen kann. Wie nichts ist ihm ein Berg voll Lust! Zudem: andre besteigen die Höhn, Fremde, die sich um uns nicht bekümmern können; und ist man selber zum nahen Aufbruch bereit, werden bindende Bekanntschaften nicht mehr leicht mehr weder gesucht noch gefunden.

Ich gab meiner Freundinn das Geleit bis zu Oswalds Hütte. Er weiß, daß mir Agathe über ihre Verhältnisse alles mitgetheilt hat, und war daher froh über seine Braut mit mir reden zu können. „Ich wüßte im ganzen Lande keine, sagte er, die einer solchen Wirthschaft mit mehr Verstand und Liebe vorstehen könnte. Sie hat es mit mir gut gemeint, da ihr Vater vor jenem unglücklichen Prozeß ein ordentliches Vermögen hatte; wie könnte ich sie jetzt verlassen und das Unrecht meines Vaters noch vergrößern? Er ist jetzt zwar ruhiger, seit wir uns nicht mehr so offen sehen, und selber seine Aufpasser unser Zusammenkommen nicht aufspüren können." „Er will euch vielleicht nur sicher machen, bemerkte ich, um euch dann, wenn er meint, eine begründete Klage zu haben, unversehens für immer zu trennen." „Und dann, Jungfrau, mache ich eben so unversehens sogleich Hochzeit, denn das muß seyn!" erwiederte er mit aller Ruhe und Festigkeit. Sein ganzes Wesen ist sanft; sein mildes Aug' und Wort sind ein junges Laub an der hohen und starken Buche. Es machte ihm Freude, mir seine Wirthschaft zu zeigen. „Das würde mir freilich, sagte er, sehr schwer fallen, meine lieben Kühe zu verlassen, wenn der Vater mich Agathens wegen nicht mehr auf der Alp dulden wollte. Ihr werdet wol lachen, Jungfrau, aber ich hatte schon oft das Wasser in den Augen, wenn ich ein so schönes und liebes Thier dem Händler nach Italien verkaufte, und wie es weggetrieben wurde, es sich noch mit seinem verständigen Auge nach mir

umwandte.“ Er führte mich auf seiner Alp umher, auf welcher zwanzig Kühe weiden, und hätte es sich dann nicht nehmen lassen, mich bis ins Kaltebad zurück zu begleiten.

---

Perpetua.

Ich genoß gestern den Sonnenuntergang. Der Morgen ist duft- und zaubervolle Frische der ersten Liebe, das bange Harren und dann das freudige Entgegenfliegen, der lautre Blick in die Ferne; der Abend ist die erprobte, im Feuer bewährte Liebe, die Seele, die durch und durch Wärme und Gluth ist, die von Begierde brennt wohlzuthun, die nur Dank und Wärme ausstralet, und durch das Bewußtsein ihrer Ewigkeit verklärt hinüberscheidet zu höherm Dienste. So von Gluth alldurchdrungen prangte gestern Himmel und Erde, das Eis und der Fels der Berge, die Waldhügel und die Wiesen der Tiefe; durch den bläulichen Duft der Thäler glitzerten die Flüsse; hier durch Unterwalden herab die Aa, dort die Emme am Rande der Triften und Wände des Pilatus, dann die vollere Reuß durchs Land hinab; blitzende Spiegel lagen die Seen da durch Luzern und Aargau hinunter, blendend, als ob aus ihnen unterirdische Sonnen ausstralten. Sanfte Wolken zogen vorüber und gaben dem Schauspiel Wechsel und dem Auge Erholung, die steigende Gluth zu betrachten. Und wie die Sonne endlich untersank, stand der Himmel in Einer Glorie, breite Strahlen füllten den Raum hinaus in alle Weiten und hinauf in das Firmament; und da hätte man auch die Arme ausspannen mögen um alle diese Herrlichkeit zu umfassen und all diese Gluth ins Herz zu nehmen. Und als die Sonne verschwunden war, blieb Berg und Himmel entzündet, und warmer Hauch erfüllte das Land, und die Wasser stralten nun vom Abendroth, und als auch dieses langsam verschwunden, zog wie ein Wiederklang sein Glanz nochmals über die Gletscher, als ob es Nacht werden weder wollte noch könnte.

---

Maria zum Schnee.

Heute ist der Hauptfesttag des Berges; die Rigi nennen ihn die Leute, weil er der Regina, der Himmelsköniginn geweiht sey; und Maria zum Schnee heißt drum sein Klösterchen. Verekundus predige, sagte mir Agathe, und ich gieng mit ihr hinunter. Das Kirchlein und die Vorhalle wurden gepreßt voll von Bergleuten, Pilgrimmen und Kurgästen; diese waren wol gekommen, eine sogenannte Kapuzinade zu hören. Noch einmal so blaß war Verekundus, als er auftrat und sein tiefes Auge funkelte. Er nahm zum Texte die Stelle des 51sten Psalms: „Wasche mich, daß ich weißer sey denn Schnee!“ Nur kurz und in erzählendem Tone erwähnte er der Legende des Tages: Wie Maria einer frommen Familie zu Rom, welche ihr einen Tempel gelobt hatte, ein Zeichen gegeben habe, wo dieser gebaut werden solle; es sey darum mitten im Sommer auf den Exquilinischen Hügel, wo jetzt Maria Maggiore, Schnee gefallen. Schnee war von jeher ein Sinnbild der Reinigkeit, fuhr er fort, durch Reinigkeit wurde Maria gewürdigt, die Mutter des Herrn zu werden; seine Religion ist Reinheit und Reinigung durch ihn. Wir werden rein durch ihn, dieser Gedanke ergriff allmächtig die Völker; sie sehnten sich in den verpesteten Zeiten nach reiner Luft. So drang die Religion der Versöhnung durch Wüsten und Meere und hinauf in die höchsten Gebirge und bis zum ewigen Schnee. Die Kirchlein hieoben heißen darum zum Schnee in mehr als einer Bedeutung. Ihr wallfahrtet nach diesem Kirchlein wieder nur aus dem nie ersterbenden Triebe nach Reinigung. Ja unser ganzes Leben soll nichts anders seyn als Reinigung und die Wallfahrt nur ein Mittel dazu. Wie er diesen Satz ausgesprochen, sah ich mich nach einigen Bekannten um, sie winkten mir Beifall zu, hörten mit mir die Rede bis zu Ende und waren um so mehr erbaut, je weniger auch nur gesunden Verstand sie erwartet hatten. Mit außerordentlicher Bewegung sprach er besonders davon, wie uns die Leiden reinigen sollen, wie selber die Reine durch das Schwert, das ihre Seele durchdrungen, verklärter

geworden sey; mit eindringlicher Volksberedsamkeit wies er hier auch auf die am Berge dem Pilger begegnenden Stationen und machte sie zu einem lehrreichen Buche. Dann wandte er sich mit dem Bewußtseyn der Wahrheit und im Selbstgefühle seines Berufes sogar an die Gäste und ließ sie sich in den verschiedenen Beziehungen die Frage beantworten, ob sie nicht einzig am Leibe gesunder aus der reinen Bergluft hinuntersteigen, ob sie auch wieder reiner empfinden haben lernen auf den Bergen Gottes. Ach und wie er am Ende um Reinigung und Erlösung betete, das war zum Hinknieen.

Ich wollte in dieser Stimmung nicht gestört werden, ließ mich durch die Bitten Oswalds, Agathens und der Bekannten, den Spielen und der Sennengemeinde zuzusehen, nicht zurückhalten und gieng einsam und still wieder bergan und in meine Zelle.

---

Oswald.

Wie vieles hätte ich zu erzählen, meine Theure, aber langes Schreiben strengt mich zu sehr an, ich spare daher das Umständlichere auf meine baldige Heimkehr.

Am Abend des Festes Maria zum Schnee trat Agathe mit verweinten Augen bei mir ein. Sie erzählte: bei den Spielen habe Oswald alle Sennen übermocht, das ganze Volk habe an ihm Lust gehabt und er sey von den Sennen zum Vorsteher ihrer Bruderschaft einstimmig erwählt worden. In der Freude und da auch seine Kameraden mit ihren Mädchen zum Weine gesessen, habe er von ihnen genöthigt auch Agathe zur Gesellschaft genommen. Wie man eben recht lustig gewesen und man mit Theilnahme Oswalds uud Agathens Gesundheit getrunken, sey der Vater eingetreten und habe den Sohn und seine Braut mit Vorwürfen und Verwünschungen überschüttet. Oswald habe, um dem Aegerniß ein Ende zu machen, den Platz räumen wollen, aber die Sennen haben das nicht zugegeben, sondern

den Vater zum Saale hinausgedrängt. Dem so in Wuth Gebrachten sey aber Oswald, um ihn zu besänftigen, noch vor Abend nachgeeilt.

Tags darauf waren beide bei mir: Agathe sey nun obdachlos; der Vater habe den von ihm abhängigen Besitzer der von ihr gemietheten Hütte gezwungen, ihm diese zu verkaufen, und sogleich habe er befohlen, sie zu räumen; er sey dann auf die Alp gekommen und habe den Oswald fortgeschickt; er selber wolle von nun an die Sennerei besorgen.

Oswald äußerte sich, er werde jetzt sogleich Hochzeit machen; Unterkommen und Verdienst finde er überall.

Ich rieth, sie sollten noch eine Vermittlung suchen und da Verekundus allgemein so hochgeehrt sey, so möchten sie ihn bitten, mit dem Vater zu reden. Das gefiel beiden. Oswald holte den Pater herauf. Er kannte die Verhältnisse bereits des genauesten und versprach ungesäumt mit dem Vater zu sprechen.

Den folgenden Tag sah ich ihn bei seiner Zurückkunft aus Oswalds Hütte schon von Ferne, und er winkte mir mit froher Miene, die Sache sey ihm gelungen. „Wie war das möglich, in Einer Unterredung?“ sagte ich. „Das kommt daher, Fräulein, erwiederte er, daß wir vor dem unsichtbaren Zeugen auch schon mit einander gesprochen hatten.“

Bald darnach kamen Oswald und Agathe herauf, ihm ihren Dank und ihr Glück zu bezeugen; sie fielen ihm fast zu Füßen. Verekundus war ungewöhnlich bewegt und sinnend, als träte ihm einst genossenes Liebesglück vor die Seele; mit gesenktem Haupt und wehmüthigem Blicke schaute er auf die sich umfaßt Haltenden, ergriff dann ihre Hände und sagte: „Seyd demüthig, meine Kinder; was sich auf Erden innig bindet, soll auch im Himmel gebunden seyn; aber nicht in unsrer Hand steht unser Schicksal; es liegt nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen!“

„Ihr seyd unser guter Engel gewesen; sagten sie zu mir, der Himmel vergelt es Euch!“ Er nur kann vergelten, dachte ich.

So schieden wir in mancherlei Stimmung. Ich schaute den Glücklichen nach, bald traten sie in die aufsteigenden düstern Nebel, aber noch weit von unten ertönte durch sie herauf Oswalds fröhliches Jauchzen.

---

Justus.

Mitkommende Blumen und Früchte sind Geschenke des nun beseligten Paares; die überglückliche Agathe fuhr eigens nach Luzern, um diese prächtigen Orangen zu kaufen. Dem lieben Verekundus verehrten sie, da sie mich um Rath gefragt, die neue Ausgabe der Predigten von Bruder Berchtold, mit welchem er mancherlei Aehnlichkeit hat, und den er, wie ich weiß, noch nicht kennt. Obschon ich bald wieder bei euch seyn werde, indem die Bergluft meinen Puls während der letzten Tage nur zu sehr beschleunigt, schicke ich euch durch diese Gelegenheit, die Früchte, daß der Gruß kein leerer, und den Strauß, daß er ein noch frischer Gruß sey.

---

Der armen Klara Tag.

O du großer Gott! was soll ich euch melden! Vorgestern Abends war ein außerordentliches Gewitter über dem Waldstätter-See; es lag tief; wir in der Höhe hatten nur wild vorüberjagende Nebel und dann sogar wieder Sonnenschein; aber unten tosete es immer stärker; die Freude, die ich sonst am Donner empfinde, wurde bald vom Grauen verdrängt ob den schrecklichen Schlägen und dem Stral, der vielfach selbst in die Höhe fuhr. Sturm kam; wir glaubten in der Tiefe Hagel rauschen zu hören, auch über uns ergoß sich jetzt Platzregen und Eine Gluth umblitzte die Höhen; es fiel Schlag auf Schlag; dann eilte dieß höhere Wetter über uns weg und das unten stehende schien ausgestürmt zu haben; wir hatten noch die letzten Blicke der untergehenden Sonne; da noch einmal krachte es unten, als wollte es den Berg zerspalten und durch die Nebel loderte eine hohe Flamme auf. Alles an den

Fenstern schrie: Feuer! man sprang den Berg hinunter. Die Röthe in den dunkeln Nebeln verkündete ringsum Unglück; auch aus dem Klösterchen eilte Hülfe den Berg herauf, ich sah den Verekundus rasch vorüberschreiten. Meine Angst nahm zu, ich mußte unwillkürlich nur an Oswald denken. Und o du mein Gott! bald kam auch die Nachricht, Oswalds Hütte sey wirklich abgebrannt, andere Zurückgekehrte erzählten, es sey auch viel Vieh, das dem Hagel habe entrinnen wollen, verunglückt, einiges liege vom Blitze erschlagen; ja auch noch ein Hirt sey vom Stral getödtet worden, sagten später Ankommende. Einige nannten sogar den Besitzer der Hütte als den Getroffenen, andere widersprachen. Ich suchte durch diesen Widerspruch meine Angst zu beschwichtigen. Endlich, es war schon dunkel geworden, pochte es an meinem Zimmer und Verekundus trat ein mit einem Antlitz voll Jammer und sagte schluchzend: unser Oswald ist todt! — Das ist der Mensch und sein Glück! Der treue Hirt wollte seine im Hagel wild gewordenen Thiere von den Abgründen zurücktreiben, mußte wahrscheinlich, um sich selber vor den Schlossen zu flüchten, in die Spalte einer Felswand stehen; diese wurde vom Stral getroffen, und ihn fanden wir an derselben angelehnt, unversehrt, das Auge friedlich geschlossen, den Hirtenstab noch in seinem Arm. Wir meinten ihn nur aufwecken zu können, aber seine durch himmlisches Feuer entbundene Seele hatte dieses irdischen Auges nicht mehr nöthig.

O Fräulein, sagte Verekundus, nachdem wir eine Weile stumm da saßen, staunten und weinten, wenn Gott einzig nur durch die Natur zu uns spräche, wie wenig beneidenswerth wäre gerade das empfindsamere Herz!"

In dieser Erhebung sprach er fort und schied dann mit den Worten: „Ich eile jetzt in mein Kloster, um Erlaubniß zu holen, diese Nacht nach Wäggis hinab zu gehen; ich will Agathen trösten oder vielmehr mit ihr trauren und die Zerknirschung des Alten suchen zu einem guten Entschlusse zu wenden.

Am Abend des folgenden Tages schrieb er mir: der Vater erkenne

in dieser Heimsuchung eine Vergeltung und einen ernsten Befehl, noch ferner an den Kindern gut zu machen, was er an ihrem Vater Uebles gethan. Er habe auch bereits durch eine schriftliche Erklärung und vor Zeugen Agathen als seine Tochter in sein Vermögen eingesetzt und sie ersucht, sie möchte sogleich sein Haus beziehen und demselben vorstehen, er selber müsse die Alp besorgen. Agathe sey still und ergeben.

Sie ist jetzt auch eine der Seelen, deren Wandel im Himmel ist.

Und heute ist mein Namensfest — welche Erinnerungen! und Oswalds Hülle wird begraben; Verekundus hält die Leichenpredigt; ich werde sie Euch mitbringen. Wie gerne hätte ich Agathen ans Grab begleitet; aber ich bin zu matt; doch feiere ich hieoben mehr als Ein Todtenamt.

---

Mariä Himmelfahrt.

Wir Menschenkinder müssen hinuntersteigen, um in den Himmel zu kommen, mein Pfad geht schnell hinab in die ewige Stille und Namenlosigkeit hienieden und bald werde ich vom schönern Berge auf die nur von Halmen und Blumen umlispelte Ruhestätte meines eingesunkenen Staubes freudig und selig hinunterblicken.

Ich bin in Wäggis und muß Rasttag halten, um mich zur Fortsetzung meiner Heimreise zu erholen.

Ich war gestern noch auf den Kulm geritten, um zum letzten Mal mit dieses Leibes Augen in all die Wunder hinab und hinaus zu sehen. Verekundus begleitete mich. Meine Blicke verweilten auf dem lieblichen Zugersee, auf Art in seinem grünen Mattengrund, auf Goldau's schrecklichem Grab und dem daneben lachenden mannigfaltigen Reiz des Lowerzersee's, der Baumgärten am Steinenberg und dem lebendigen Schwyz mit seinen über die Wolken ragenden Pyramiden, deren Dunkel, Nacktheit, grauenhaftes Drohen die Anmuth des Geländes nur noch mehr empfinden läßt. „Hier ist Milde und Grau-

samkeit der Natur nebeneinander, sagte Verekundus, wie selten wo; aber alle Herrlichkeit der Firnen und Thäler ist für alles, was da die Felsen auf Goldau's Grab bedecken, nicht der Trost wie das ob dieser schauervollsten Gruft errichtete Kreuz! Wie wurden in jenem entsetzlichsten Augenblicke des für sie einbrechenden Weltuntergangs, die Hunderte zerquetscht oder langsam gemartert, die Gerechten mit dem Frevler, und der von der Mutter zum Himmel gehobene Säugling und das erhöhte Allerheiligste konnten den Sturz weder aufhalten noch abwenden! Ja sollten Unsterblichkeit und Vergeltung nur Wahnbilder seyn, so wären in der That die Menschen, wie's dort heißt, die elendesten Creaturen. Allein es braucht anhaltendes Wachen und Beten, um mit Zuversicht sagen zu können: es mögen wol Berge weichen, aber seine Gnade wird nicht von mir lassen!"

Auf dem Rückwege bat ich ihn, mir noch etwas von seinem Schicksale mitzutheilen. Er hat schon Vieles und Hartes erfahren, die theuersten Freunde verloren, Verfolgung erlitten, Vereitlungen anderer Lebensplane bestimmten ihn, nachdem er schon auf deutschen Hochschulen studiert hatte, das Ordenskleid zu nehmen; seine ihm von den Eltern verwehrte Braut lebt im Kloster zu Seedorf in Uri, woher auch er aus reicher Familie gebürtig ist. Die Ruhe des Winters, da sie im Klösterchen eingeschneit sind und ungestört studieren können, preist er als seine glücklichste Zeit, das Getümmel und die Zerstreuungen des Sommers so wie den Neid und die Reibungen ihres kleinen Haushaltes rechnet er mit zu den ihm bestimmten Prüfungen.

Er begleitete mich gestern bis hinunter, wo ich ihn bei meiner Herkunft vor vier Wochen angetroffen hatte. Bei der Brandstätte von Oswalds Hütte war dessen Vater mit Aufräumen beschäftigt und dem Aufschlagen eines leichten Stadels zur noch übrigen Sömmerung seiner Alp. Oswalds Freunde halfen ihm freiwillig. Verekundus belobte sie und sprach auch zum Vater kräftige Worte der Stärkung. Als er von mir Abschied nahm, sagte er: „Ich sehe Sie auf alles gefaßt. Sie reisen den Ihrigen entgegen; sey Ihre Ueberfahrt sanft und selig

wie Ihre Hoffnung! finden sich Herzen schon hienieden in diesen Nebeln, so werden sie sich wieder erkennen, wo sich Seelen noch klarer offenbaren werden im ewigen Dienste dessen, in welchem wir sind!“

Agathe hat zum Glück ungemein zu schaffen, so daß sie vor Ermüdung Schlaf findet und ihr auf diese Weise die Qual der im ersten Leiden sonst so peinlichen Nächte vermindert wird.

Ich bin so eben noch allein auf Oswalds Grab gewesen, habe zu den übrigen schon fast welken Blumen meinen frischen Alpenrosenkranz an sein Kreuz gehängt, und einen zweiten bringe ich auf meines Heinrichs Gruft; und bald, bald, o ich fühle es, windet ihr mir meine Myrtenkrone und betet um meiner Seele Ruhe.

---

# Benedikt.

Ueber die Geschichte der Lebensbeschreibung, welche hier mitgetheilt wird, erzählt ihr gegenwärtiger Besitzer folgendes:

„Ich wurde in der Klosterschule erzogen. Meine verwittwete Mutter wollte an ihrem Sohne einen Fürbitter haben und einen Heiligen im Himmel. Und wenn der Heiligenschein durch Marter verdient wird, so hätte ich ihn schon als Knabe und Jüngling gewinnen sollen, denn unsre Klosterzucht war in der That eine vieljährige Marterung und Abtödtung.

Ich war Jüngling und Novize geworden, als die französische Revolution auch unser Land ergriff. Selbst in die dumpfen Klosterzellen drang ihr Sturm und jagte besonders uns Jüngern manches verbotene Blatt vom sogenannten Baume der Erkenntniß zu, und das Kerkerleben wurde auch mir täglich verhaßter. Ich entsprang am Tage vor meiner Einkleidung.

Da ich nun weder von meiner Mutter, noch von meinen Verwandten fernere Unterstützung erhielt, und mich auf der Universität vergeblich mit Privatstunden suchte durchzuschwingen, nahm ich endlich Kriegsdienste und durchzog während zehn Jahren mit dem französischen Heere fast ganz Europa. In Rußland endlich gefangen und hernach unter die russische Armee getreten, wurde mein Talent, das eine so lange und harte Schule gemacht, endlich von einem ausgezeichneten Manne bemerkt. Ich erhielt höhere Anstellungen, und fand zuletzt nach der Sturmfahrt durch alle Länder eine glückliche Ruhe, die ich, umgeben von Weib und Kind, mehrere Jahre im Auslande genoß.

Das mit vorrückendem Alter sich immer gewaltiger regende Heim=

weh trieb mich endlich vorigen Sommer wieder in unsre Berge. Einer meiner ersten Besuche galt meinem Kloster.

Mit Entsetzen blickte ich in die vergitterte Marterhöhle der alten dunkeln Schule und in den Schlafsaal, wo wir Jungen auch im Sommer schon um sieben Uhr Abends eingepferchst wurden und wie unter Bleidächern schmachteten, wenn die Knaben der benachbarten Stadt unter unsern Fenstern im Schatten der Bäume badeten und die glühende Sonne über die belebten Aehrenfelder und die von Lustwandelnden erfüllte Straße in unsre Betten schien.

Von den Klosterherren, die mich jetzt begrüßten, kannte ich keinen, selbst zwei noch gegenwärtige Altersgenossen fand ich leiblich und geistig so verändert, daß sie mir zuerst fremd wie die übrigen erschienen, obschon sie mich sogleich beim Namen nannten. Sie standen einst da schlank, wie zwei glänzende Buchen, und waren lebenslustig, geistreich, kunstliebend. Jetzt, die Hände in den Schooß gesenkt, saßen und standen sie da ohne Theilnahme an allem, was nicht gerade die gemeinste Neugierde befriedigte und das Zwerchfell erschütterte.

Ich war der ganzen Gemeine ein willkommener Gast, da ich ihnen eine Menge Abenteuer zu erzählen und zu beschreiben wußte. Und so verziehen sie mir auch meine frühere Untreue. „Doch, sagte einer meiner alten Kameraden, hättest du es hier so ruhig und sorglos gehabt. Wahrlich, meine Geschwister zu Hause dauern mich immer unendlich, wenn ich sie in Hof und Feld um weltliche Dinge so bemüht und geplagt sehe." Und der Abt bemerkte im Fortgange des Gesprächs: er einmal könne ruhig sterben, denn er hinterlasse alle Speicher und Keller reichlich gefüllt; so lange das Kloster stehe, habe noch kein Abt so viele und große Fässer angeschafft und einen solchen Vorrath der edelsten Jahrgänge. Was er denn auch durch den Kellner mehr als zur Genüge mit den nöthigen Urkunden bekräftigen ließ. Ich durfte ihnen in dieser Kurzweile, worüber die Horas fast vergessen und zu Viertelstunden abgekürzt wurden, sogar erzählen, wie ich als Novize mehr als einmal über die Mauer gesprungen, verkleidet das

Theater und die Maskenbälle der Stadt besucht hatte und dann zur Frühmette wieder eingeschlichen war.

Ich hatte auch bald nach meinem Eintreten ins Kloster den alten Bekannten nachgefragt, und vor allen dem Pater Benedikt. Er war, als ich ins Kloster trat, im Alter schon vorgerückt, ein herrlicher Mann, voll Feuer und Sanftmuth. Er lebte aber in tiefer Stille, vom ganzen Kloster verspottet und, so viel ich damals merken konnte, auch verfolgt. Uns Jungen war der Umgang mit ihm verboten. Er suchte aber doch, sich diesem oder jenem von uns zu nähern und hatte besonders mich lieb gewonnen. Seine Warnungen, Lehren und Bücher retteten mich wirklich von dem Verderben des klösterlichen Lebens. Meinen Sinn für Wissenschaft und Kunst, besonders für Musik und Mahlerei verdanke ich ihm. Seine Zelle war wie ein Paradies, wo ich köstliche Lieder und Zeichnungen mit einer Innigkeit genoß, so über mich selbst gehoben, wie seither die prachtvollsten Kunstwerke nicht mehr.

Mit der größten Gleichgültigkeit, ja unter dem Hohnlachen einiger Herren sagte mir der Abt: „Der alte Benedikt ist vor einigen Monaten gestorben. Seit er ins Kloster getreten, ein Sonderling und nicht recht im Kopf; war er später ein völliger Narr geworden. Er wurde damals auf der Kanzel, gerade da er nach seiner Weise tolles Zeug predigte, ohnmächtig, und man meinte, er würde bald sterben. Er erholte sich aber wieder, allein er blieb verrückt. Seine Umgebungen erkannte er gar nie mehr, sprach nichts, sang nur bisweilen ein altes Liebeslied, und wandelte, ohne sich um irgend wen zu kümmern, die Klostergänge auf und nieder. Da er uns so weniger störte, als früher durch seine Schleichereien und ketzerischen Meinungen, so ließen auch wir ihn ungestört, und behielten ihn in unsern Mauern, da ein Tischgeld außerhalb des Klosters uns unnöthige Kosten verursacht hätte. Am letzten Ostertag aber, da ihn sein alter Wärter nicht auf dem Gange fand, suchte er ihn in der Zelle. Und siehe, da lag der alte Narr auf den Knieen, betete wieder wie ein anderer Christenmensch,

weinte zwischen hinein wie ein Kind, umarmte den Diener, erkannte ihn und erzählte, wie er früh am Morgen aus einem langen Schlafe erweckt worden sey. So sprach er auch zu mir, als ich ihn besuchte. Er bat mich aber, da ich ihn zu den Brüdern führen wollte, ich möchte ihn noch einige Tage allein lassen, er fühle sich äußerst angegriffen und bedürfe, wie nach einer langen Wanderung, Ruhe. Vermuthlich kam ihm sein Hin- und Herwandeln durch die Klostergänge als eine Wallfahrt nach Jerusalem vor." Die Klosterherren belachten diese Bemerkung des Abts aus vollem Halse. Dann fuhr der Abt fort: „Der Verrückte verlangte drauf wieder einige seiner Bücher und Schriften, auch seine Zeichnungen und Musikalien, die man in Verwahrung genommen hatte. Man gab ihm alles. Er schien Manches noch zu ordnen und schrieb Vieles. Er machte auch zwei oder drei Mal noch seinen alten Spaziergang in die benachbarten Dörfer. Da muß er einigen alten Bekannten, besonders unter den Schullehrern die meisten seiner Handschriften, Lieder und Zeichnungen verschenkt haben, denn nach seinem Tode fand sich in seinen Sammlungen Manches der Art nicht wieder. So lebte er noch etliche Tage, nahm dann auch von uns wieder mit einer närrischen Rede Abschied, und bald darauf fand man ihn über seiner griechischen Bibel auf immer entschlafen."

Es war mir entsetzlich, den Abt dieß alles in solchem Tone erzählen zu hören.

Ich ließ mir des Verstorbenen Nachlaß zeigen. Ich fand darunter wieder die alten bekannten Bücher, neben einigen Klassikern seltene Drucke deutscher Volksbücher, mittelalterliche Gedichte und Chroniken. Aus dem achtzehnten Jahrhundert war weniger vorhanden, alles Ausgezeichnete hingegen aus frühern Zeiten und Spees, Flemings, Gerhards, Schefflers Dichtungen auch durch einen glänzenden Einband hervorgehoben. Ich machte die Klosterherren auf den Werth einer solchen Sammlung aufmerksam; vielleicht daß so wenigstens ihre Habsucht das Andenken Benedikts erhalten hilft. Mir bat ich des Verewigten griechisches Testament aus, das mir auch sogleich gerne überlassen wurde.

Vor dem durch das schöne Flußthal hinabschauenden Fenster seiner Zelle, die ich mir öffnen ließ, blühten, wie vor Altem noch Blumen, die von seinem Wärter bisher gepflegt worden waren. Noch standen an diesem Fenster das kleine Tischchen und die zwei Stühle. Auf dem einen saß er gewöhnlich vor seinen Büchern; die Schatten seiner Blumen und die durchscheinenden Lichter spielten dann an der Wand um seine Bilder; und wie leuchtete unter den hellen Locken seine gewölbte, wie Elfenbein weiße und glatte Stirne, sein sanftes blaues Aug', wann ihn ein voller Strahl der tiefer stehenden Sonne traf, ich saß ihm dort so oft gegenüber und hieng an seinem gütigen Mund.

Mitten unter den hundert Brüdern, die aus ihrem lebendigen Tode längst in den wirklichen gesunken, und deren Gebeine der enge Leichengarten birgt, fand auch Benedikt seine stille Gruft, nicht fern einer Bank unter den Linden, wo er so viele Abende einsam und vergnügt gesessen, wann die andern Conventualen ihre geistliche Langeweile vertranken oder verkegelten.

Ich hatte nicht nöthig, dem Wärter die Pflege der Blumen, mit denen er selbst das Grab geschmückt hatte, zu empfehlen. Und so verließ ich das Kloster, fast als ob ich zum zweiten Mal aus demselben erlöst worden wäre.

Noch besuchte ich dann in der Umgegend die mir als Benedikts Freunde bezeichneten Schullehrer. Ich vernahm von ihnen manches Merkwürdige aus seinen frühern und spätern Tagen, und fand wirklich dort noch Kunstsachen von Werth, die der Scheidende aus dem Kloster retten und in Freundes Hand bewahren wollte. Neben mehreren von ihm und seinen Freunden komponierten Messen und Liederheften hatte sein ältester und vertrautester Freund auch jenes Gebetbuch, das Benedikt nur äußerst selten auch meinen Händen anvertraut hatte, erhalten; es ist voll seltner altkatholischen, lateinischen und späteren deutschen Hymnen; zur Seite eines jeden Liedes ist ein Miniaturbild, nach berühmten Altarblättern aufs fleißigste und mit den glänzendsten Farben auf Pergament gemahlt. Benedikt selber soll dieses Büchlein

von einem Mahler Florenz erhalten haben, der lange in dem Kloster gearbeitet, und dieses Schatzkästlein nach Benedikts Anleitung und mit Hülfe eines geschickten Schreibers gefertigt hatte. Die meisten der lateinischen und deutschen Gedichte waren mir nicht unbekannt, aber in diesem glänzenden Schmucke erschienen sie mir poetischer und zum Beten und Singen einladender und schöner. Natürlich, daß sich der alte Schullehrer dieses Vermächtniß, das er zu schätzen wußte, um keinen Preis hätte abkaufen lassen, wenn ich auch unzart genug gewesen wäre, ihm solche Vorschläge zu machen. Er sprach, ohne daß ich Wünsche verrathen hätte, bald davon, daß dies Buch in seinem Testament obenan stehe, und daß dasselbe, so weit er zu gebieten habe, nicht aus der Familie kommen solle.

Wie ich später in jenem griechischen Testament blätterte, das mir der Abt überlassen, fand ich auf der innern Seite des hintern Deckels unten am Rand in griechischer Sprache von Benedikts Hand geschrieben: „Inwendig in der Charte findest du mich.“ Bald auch zeigte sich mir dieser Deckel gespalten und nur zum Scheine am Rande verklebt. Als ich ihn geöffnet, fand ich drinnen diese Erinnerungsblätter aus dem Leben Benedikts mit der Aufschrift: „mein Lebenstraum.“ Es ist Benedikts Handschrift; er schrieb einen Theil dieser Erinnerungen offenbar erst in den letzten Tagen seines Hierseyns nieder. Wahrscheinlich glaubte er, diese Schrift mehr als eine andere im Kloster verheimlichen zu müssen und hatte vielleicht auch noch im Sinn, mit dem Evangelium die Handschrift einem seiner Freunde zu schenken.

Und also nun lautet seine Lebensbeschreibung.“

„In Hoffnung, es werde mir gelingen, diese Blätter treuen Händen zu übergeben, will ich meine von Gott mir so wunderbar geschenkten heitern Abendstunden benützen, hier im kurzen, was ich von meinen Schicksalen in früheren Jahren schon niedergeschrieben hatte, zu sammeln und zu ergänzen.

Mein Leben war mit dem euern in seinen schönsten Jahren innig verbunden. Und wenn ihr euren Kindern und Enkeln von früheren

Zeiten erzählt, nennt ihr wol auch den Vater Benedikt, und weiset ihnen unter den Linden, da die Brüder ruhen, den kleinen Hügel, wo euer **Freund** sein irdisches, abgetragenes Pilgergewand so gerne zurückgelassen. Nicht Nachruhm bethöret mich; denn ein Geschlecht verdrängt das andere, wie neues Laub das dürre; ewig ist nur das himmlische Licht, unter dem die Erde wandelt mit ihren Tagen und Nächten, Blumen und Menschen, die einen Tag leben und in die Nacht verschwinden. Ewiger Ruhm gebühret nur dem Hochgelobten, der wie eine Lebenssonne in den Wechsel von bald zwei Jahrtausenden hinein geschienen hat, und die kommenden Jahrtausende noch erleuchtet wie den heutigen Tag. Den Seinen Ehre zu hinterlassen, ist Pflicht; auch heißt der nicht ein guter Vater, der zu seinen Söhnen nicht mit Zuversicht sprechen darf: Mein Name sey euch ein Ruf zur Pflicht! So wünscht wol jeder Gute im Andenken zu stehen und ein drittes und viertes Geschlecht durch die nachwirkende Kraft des Beispiels zu segnen, wenn auch nicht mehr beim Namen genannt.

Also begleiteten auch mich durchs Leben die Geister meiner Eltern.

Noch sehe ich wieder mit alter Freude in den Garten meiner Kindheit. Dort unten im Thal, wohin sich der Fluß verliert, leuchtet am fernsten Rande der Aussicht meiner Zelle der Hügel mit der protestantischen Kirche und dem niedlichen Pfarrhaus. In den blauen, Heimweh erregenden Dämmerungen der Ferne lebt meine Kindheit und Jugend. In jenem Pfarrhause wurde ich geboren. Der frühste Strahl des Morgens fällt mir auf jenes Thürmchen; und wie unzählige Male war es der erste Gegenstand, den mein erwachendes Auge traf; dann hörte ich, wenn gleich dem Ohre nicht vernehmbar, auch die Morgenstunde schlagen und das Frühgeläute von jenem Hügel, wann er am Ende des langgewundenen Nebelzuges über dem Flusse schon in der Frische des Aufgangs glänzte. Meine seligsten und trübsten Stunden schlummern dieses Thal hinab, und in den Licht- und Wolkenzügen gehen Freuden und Leiden wieder an mir vorüber, aber alle verklärt wie das Saatfeld und der blühende Baumgarten, wenn die Frühlings-

sonne Glanz des Paradieses über sie verbreitet, oder wie die düstre Nacht, in welche freundlich der Mond tritt. Ist es dem in ätherischer Hülle schwebenden Geiste vergönnt, noch in Räumen dieses Erdsternes zu verweilen und hier fortzulernen, was wir in unserm jetzigen Kinderleben begannen — o so werde ich auch dich oft besuchen, du schönes Thal, und dich Hügel drunten, den ich seit meinen Jünglingsjahren nicht mehr betreten habe. —

Der dortige Pfarrer war mein Vater, ein schöner, hoher und starker Mann, sein schwarzes krauses Haar, seine klaren Augen, seine markige Stimme, seine würdevolle Haltung machten ihn zum stattlichsten Pfarrherrn in der ganzen Umgegend; ich gieng mit Stolz an seiner Seite. Er stand in allgemeiner Achtung und Liebe; weit über die Felder grüßten ihn die Bauern und liefen ihm die Kinder entgegen. Seine Würde gab dem Gottesdienste Feierlichkeit. Er war immer der Erste in der Kirche; das Geständ und Geschwätz auf dem Kirchhofe litt er gar nicht; er las, bis die ganze Gemeinde versammelt war, meistens selbst oder mit einem Lehrer abwechselnd einige Abschnitte aus der Bibel vor, und Alles war andächtig. Auf der Kanzel und am Abendmahlstisch, am Taufstein und am Grabe schien oft sein Haupt und Auge schon zu sprechen, ehe er den Mund öffnete. Immer war die Kirche angefüllt, und oft sah ich einzelne Dorftyrannen in ihren Stühlen unruhig, blaß oder zornigroth, wann der Vater von Wucher oder andern Bedrückungen predigte. Denn er hatte eine solche Gewalt, die Bosheit zu schildern und den Jammer des Mißhandelten, daß oft in schweren Seufzern das Gewissen der getroffenen Heuchler sich unwillkührlich regte. Aber auch sanft konnte er reden, daß die Herzen in Freud und Weh fast zergiengen. Kein Sonntag war mir deßhalb so lieb, als die Erntefeier; da glänzten alle Gesichter vor Freude wie die der Schnitter und Schnitterinnen, wann sie im Schatten ruhen, und er wußte die Wohlhabenden zu den reichlichsten Almosen zu bewegen, die sie dann am Erntefest abends in die Armenscheune auf Wagen fuhren, während wir Jungen unter Jubel den

Zug begleiteten. In den Kinderlehren war der Vater meist sehr munter, daher wir Kinder sie gerne besuchten und auch die Erwachsenen sich sehr zahlreich einfanden. In allem andern Unterricht war auch der Vater mein Lehrer, und er hielt mich besonders beim Erlernen der alten Sprachen äußerst strenge, so daß eine schwächere Natur und eine weniger schnelle Fassungskraft solchen Zumuthungen hätte erliegen müssen. Wol mußte es dem Vater, der auch meine zwei Schwestern von gar ungleichem Alter zu lehren hatte, erwünscht seyn, zur Erholung von jenem mechanischen Unterrichte, mit mir bald Schriftsteller lesen zu können, die ihm selbst Genuß gewährten; und so hatte ich vor meinem fünfzehnten Jahr mit seiner Hülfe schon einige lateinische und griechische Redner und Geschichtschreiber übersetzt; denn diese las er fast ausschließlich, weniger die Philosophen, die Dichter gar nicht, ausgenommen die hebräischen, in deren Sprache ich mich denn auch zu üben hatte. Neben einem etwas dürftigen Unterrichte in der Erdbeschreibung war ich in andern Fächern mir selbst überlassen; deutsch lernte ich an meinen Uebersetzungen und in Luthers Bibel, die väterländische Geschichte konnte ich aus Tschudi lesen, den mir der Vater als das beßte seiner Zeit im Druck herausgegebene Werk pries; und ich saß auch wirklich manchen Winterabend hinter diesen Folianten. Unter den wenigen deutschen Büchern in der kleinen väterlichen Sammlung zog mich sonst nichts so an wie Opitzens und Hallers Gedichte. Ich weiß noch Ort und Stunde, da ich zum ersten Mal im Opitz las, und ich fühlte mich selig in Befriedigung lange dunkel gefühlter Bedürfnisse und in eben so dämmernden Ahnungen einer eröffneten Unendlichkeit neuer Genüsse. Bald wußte ich besonders die muntern Lieder Opitzens mit ihrer leichten musikalischen Sprache auswendig; und die Herrlichkeit der Alpen entwölkte sich mir erst in Hallers Gedichte, ich hatte es bald ganz inne, und fühlte mich ein Senne und Schwinger und vom echten Stamme der alten Helden, wann ich ihr Lob in jenen Strophen voll Ernst und Kraft halb singend, halb predigend im Angesicht der Berge wiederholte.

Die Geschichten der Römer und Griechen erzählte ich den benachbarten Bauernknaben, meinen Kameraden; und manche Schweizerschlacht wurde in ihren Baumgärten geliefert. Auch sind das meine lieblichsten Erinnerungen, wie ich mit diesen Gespielen im Frühlinge Hütten baute, im Sommer den Wald durchzog, im Herbste auf der Weide am Feuer lag, und wie sich da die erste Freude an Selbstständigkeit und Eigenthum äußerte. Im Walde besonders lebte mir eine Welt voll Wunder und Mährchen; die verschlungenen Wege, das pfadlose Dickicht, dann wieder der kleine besonnte Weideplatz, die Felsen und jähen Halden, die Höhlen und Quellen, das Gewild, die Vögel, ihre Lager, Nester und Stimmen; das alles bot den Knaben immer neue Abenteuer und der Phantasie reiches Leben. An Bergmännchen und Feen, an Schätze in zerfallenen Kapellen und Burgen glaubten wir alle; und jeder hatte etwas Besonderes in der Wunderwelt schon gesehen.

Andre Kinderfreuden gewährte mir Geschwisterliebe. Ich hütete meinen zwei Schwestern ihre Lämmer, half ihr Gärtchen besorgen; und ihnen im Geheimen ein Spielwerk zu fertigen, war allen ein großes Fest. Die ältere, schwarzlockige und dunkeläugige Anna war ganz das Ebenbild des Vaters; lebhaft, geistreich, kräftig und unternehmend wie er, aber auch etwas eigenwillig, allein bald wieder die fröhlichste Laune. Die jüngere, blonde, kleine, niedlich gebaute und zarte Maria ganz wie die liebe Mutter, hingebend und sanft, voll beschaulichen, unzerstörbar zufriedenen Sinnes. Wie gerne denke ich auch deiner noch besonders, du selige Mutter. Dein blaues frommes Auge hat über mir gewacht als ein Leitstern, deine Thränen, unter denen du mich segnetest, waren der frische Thau für meine Lebensblume in ihrem heißen Mittag. Noch seh' ich dich dieses klare Auge freudig zur Kanzel erheben, wann der Vater dir wie aus dem Herzen redete, oft sah ich es übergehen, wann durch deinen unermüdlichen Fleiß und deine Sparsamkeit es uns besonders wohl war, wann Kranke genasen, Abwesende heimkehrten, oder wann du in Leiden dich fassend zum

Himmel blicktest. Ach, wie selig waren wir, wann du mit deinen Kindern eines jener alten frommen Lieder Gerhards sangst und die Zitter dazu schlugest. Schade, daß der Vater, von seiner Jugendzeit und Bildung nicht angeregt, für diese Genüsse weniger Sinn zeigte! Was ich durch Emsigkeit und Ordnungsliebe, durch Geduld und Ausharren im Leben förderte, das danke ich großen Theils dir, du gute Mutter, und die seligen Genüsse eines innigen Lebens der Kunst und Andacht sind dein Gemüth und dein Vorbild. Wie oft habe ich hier in der Zelle nach dem Fernrohr gelangt, um dich unter dem Fenster unsers Pfarrhauses zu sehen, oder in der Laube, unter den Bäumen und Blumen, obschon ich wußte, daß du längst nicht mehr dort warst; ich sah doch weibliche Wesen, und leicht täuschte ich mir dich, die Schwestern und ihre Gespielen vor. Immer habe ich auch vor meinen Fenstern und in meinem Gärtchen deine Lieblingsblumen gehegt und dein Bild damit geschmückt. Und wol nicht umsonst erscheinst du diese Nächte meinen Träumen immer so freundlich, im weißen Gewande, in wallenden Locken und mit dem Blumenstrauße, wie du einst mit dem Vater und den Kleinen an der Hand dort unten durch die Aehrenfelder gewandelt bist. O wie eine lange und kurze Zeit seitdem!

Damals schaute ich von unserm Hügel in das Thal dieses Klosters hinauf wie in eine Zauberwelt, in die mich die Kuppel und die goldnen Kreuze der Kirche und das ferne, dumpfe Geläute ihrer Glocken mächtig hinzogen.

Ich mochte etwa sieben oder acht Jahre alt seyn, als mich der Vater zum ersten Mal auf einen so weiten Gang mit sich nahm, da er mit einigen Freunden einem Feste im Kloster beiwohnen wollte. Es war, wie ich später vernahm, das Frohnleichnamsfest, an welchem also der Vater selbst keine kirchlichen Verrichtungen hatte. Er wollte eigentlich nur einen berühmten Prediger hören, denn sonst hatte er gegen den römischen Kultus einen Widerwillen. Frühling war es; das weiß ich noch sehr gut, denn meine Mutter hatte mir einen

Strauß von Maiennelken auf den Weg gegeben und ihr Geruch ist mir zeitlebens eine innige Erinnerung an jenen Tag geblieben. Unterwegs sah ich zum ersten Mal in eine Kapelle hinein. Der Priester in seinem glänzenden Gewand stund eben vor dem Altar; die Vergoldungen glänzten im Morgenlicht mit sammt den vielen angezündeten Lichtern. Das helle Glöcklein, die ungewohnten Laute des Priesters, die geschmückte und knieende Gemeine, alles lockte den Knaben mehr als der reichste Weihnachtsbaum, und ich konnte nicht begreifen, warum der Vater und die Freunde unter dem Baumschatten vor dem Kirchlein nicht weilen mochten. Aber bald darauf waren wir im Kloster. Ein Conventual, der mir in seiner weißen und sonderbaren Kleidung wie ein fremdes Wesen vorkam, empfieng und geleitete uns in die Kirche. Ich fürchtete mich, als wir durch die vielen und langen, düstern Gänge wandelten, und daß mich der hohe, geisterhafte Mann an der Hand führte und unter freundlichen Worten mir die Locken und Wangen streichelte, machte mir nicht wohler. Ich suchte an des Vaters Hand zu kommen und war froh, als uns der Begleiter verließ, nachdem er uns Stühle in der Nähe des Chores angewiesen hatte. Mit heiligem Staunen betrachtete ich alle die Herrlichkeiten der Kirche, die goldnen Altäre, die Bilder und Teppiche, die Orgeln und Chorstühle. Aber alle Schrecken und Schauer der Geisterwelt fuhren über mich, und ich schloß mich eng an meinen Vater, als nun der lange, feierliche Zug der weißgekleideten Mönche in den Chor zog, die Orgel, deren ich noch keine gehört hatte, ihren Donner losließ, und der Gesang der gespensterartigen Männer mit seinen seltsamen Weisen und Wechselchören einfiel. Und da nun gar das Hochamt begann, das zauberhafte Spiel feierlicher Bewegungen, das Knieen, Segnen und Singen die Sinne überwältigte, alle Pracht mich umfunkelte, die Wolken des Wohlgeruchs zur Höhe stiegen, die Musik mit allen Instrumenten und Singstimmen mächtiger strömte, das Volk in großem Geräusch zur Erde fiel, die Priester dann selbst mit Kreuz und Fahnen, goldnen Büchern und Bildern in Prozession an uns

vorüberzogen, alle die fürchterlichen Augen mich zu suchen schienen: da wurde mir sterbensbang, und ich bat den Vater, mich weg zu führen. Er muß auch wirklich für mich gefürchtet haben, denn er entfernte sich aus der Nähe des Chors und hörte dann die Predigt am entgegengesetzten Ende des Schiffes.

Von dem weiten Marsch und mehr noch von den überstandenen Schrecken des Morgens mag ich sehr ermüdet gewesen seyn, denn ich besinne mich noch sehr lebhaft, nach dem Essen in einem grünen Stübchen des Gasthofes, nahe am Geplätscher des Flusses den ganzen Nachmittag geschlafen zu haben, bis wir Abends auf einem Schiffe wieder heimfuhren.

Dieser Tag war für die Richtung meiner Phantasie, meine spätern Studien, ja für meinen ganzen Lebensgang nicht ohne tiefen Einfluß.

Ich hatte während meines Knabenalters eine anhaltende Sehnsucht nach geschmückten Kapellen und Kirchen; aber nur selten kam ich zum Genuß, die glänzenden Kreuze und Grabsteine mit ihren Sprüchen auf den Todtenäckern zu beschauen und mich an den Bildern der Kirchendecken, der Wände und Altäre zu weiden oder an den seltsamen Gebräuchen der feierlichen Messe. Denn um unsre Kirche war in einem Kreise mehrerer Stunden alles protestantisch und während vieler Jahre kam ich nur in unsre nächsten Dörfer.

Von meinem zehnten Jahre an gieng ich auch fast wöchentlich in das benachbarte, eine Stunde weit entlegene Städtchen zu meinen Großeltern und Verwandten.

Mein Großvater war Zimmermeister gewesen, bei ihm sah ich viele Zeichnungen alter und neuer Bau- und Bildwerke, die er mir, besonders wann ich ihm auf seine Fragen in lateinischer Sprache, auf die er sich etwas zu gute that, fehlerfrei antwortete, mit aller Ausführlichkeit erklärte. Ich traf ihn gewöhnlich über dicken Büchern an; es waren Lohensteins Arminius und andre Romane des siebenzehnten Jahrhunderts, auch eine Universalhistorie mit zahlreichen Kupfer-

stichen, durch die mir die Geschichten des Livius und Plutarch, wenn auch nicht in den treuesten Vorstellungen, doch in deutlichern Gestalten näher kamen, als sie beim Uebersetzen mir vorschwebten.

Mehr aber, als alle diese Herrlichkeiten und der milde, freundliche Sinn meines ehrwürdigen Großvaters, zog mich von frühen Jahren in das Städtchen die Freundschaft, die ich zu dem einzigen Sohne des reichen und vornehmen Schultheißen gewonnen hatte. Er hieß Rudolf und war ein bildschöner, seelenguter Knabe. Ich war auf seine Liebe und seinen Umgang ordentlich eifersüchtig. In seinem Hause sah ich mich wohlgelitten, und Rudolf durfte auch zu mir aufs Dorf kommen, da wir denn beide die freudevollsten Tage fanden; ja, um meinen Unterricht zu theilen, blieb er wol mehrere Wochen in unserm Hause, und bei gleichen Arbeiten und Genüssen wurden wir inniger als Brüder, und die Freundschaft zwischen unsern Häusern traulicher. Auch Rudolfs Schwester, die etwas jüngere Antonia, war herangewachsen, sie wurde mit meinen Schwestern bekannt, und wie Rudolf unsre Anna, so hatte ich seine Antonia gerne. Wir besuchten uns öfter, und wann der etwas strenge Vater, der dem Singen und Tanzen auch der unschuldigen Kinder nicht hold war, zumal in einem Pfarrhaus, etwa für einen Tag in der schönen Jahreszeit sich entfernte, so gestattete uns die Mutter, Knaben und Mädchen aus der Stadt einzuladen. Dann wurde ihnen fast bis an die Thore entgegengegangen; und manche Stelle der Wiesen und des Wäldchens, durch die der Pfad führte, weiß ich noch, wo die erste, unschuldige Liebe in Blicken und Worten zum dämmernden Bewußtsein erwachte, wie die Rosenknospe aus der zarten Hülle lugt, und sich auf Träumen kommender Entfaltung wiegt. Auf solche Freudentage hatten dann meine Schwestern und ich schon lange vorher neue Kurzweil ersonnen, und ich etwa auch auf der Zitter eine frische Tanzweise zu erfinden gesucht, da ich weder Noten kannte noch hatte; Rudolf brachte noch seine Geige mit, und so waren wir abwechselnd die Tanz- und Spielleute.

Wie sollt' ich auch im Todtengewande und am offenen Grabesthor nicht jener Seligkeiten freudig gedenken: ist doch meine Todesfreude nichts anderes, als wieder ein Hinausschauen in eine blühende Ferne voll Werdens und Schaffens, eine verklärte Jugend in neuer Kraft, ungetheilt und ungetrübt das Leben, Gott und Natur zu finden und zu genießen? Ist mir nicht nahe die Wiederbringung aller Dinge, da wir bei Greises Ruhe und Weisheit, bei Manneskraft und Jünglings-Frische Kinder werden, und wieder eingehen ins Himmelreich?

So war ich, ein Kind der Natur, gesund an Leib und Seele, fünfzehn Jahre alt geworden, und sollte nun die theologische Akademie in der Hauptstadt des Landes besuchen. Abschiedsfeste wurden noch gegenseitig im Städtchen und auf unserm Pfarrhofe gegeben. Wir Jungen genossen sie aber nicht ohne das wehmüthige Gefühl, daß uns nun die Thore des Kinderparadieses geschlossen werden, und daß wir die Kränze unserer letzten Spiele an die Pforte aufhängen. Und dort hangen sie auch unverwelkt, der Thau der Unschuld hat sie frisch erhalten, auf den Tag, da sich die Thore uns wieder öffnen, und allen denen, die mit kindlichem Herzen nach Eden heimkommen.

An jenem Tage, als die Gespielen aus der Stadt mich zum letzten Male besuchten, und wir sie am Abend wieder weithinein begleiteten, führte ich Antonia an der Hand, und als wir endlich Abschied nehmen mußten, küßten wir uns das erste Mal unter bittern Thränen, und kaum konnte sie schluchzen: Leb wohl, mein lieber Karl! Auch Anna kam mit thränenden Augen zurück, denn auch Rudolf sollte ebenfalls in eine weitentfernte Erziehungsanstalt verreisen. Aber mehr noch, als wir, weinte die zarte, mitfühlende und ahnungsvolle Maria. Keinem wollte das Mahl schmecken, mit dem die gute Mutter die Bitterkeit der Trennung zu versüßen suchte. Sie und die Schwestern reichten noch Mancherlei hervor, durch Geschenke ihren eigenen Schmerz zu mildern, und mit ihrer Fürsorge mir die Entbehrung ihrer täglichen Hülfe zu erleichtern.

Wol muß uns das Leben schwer versuchen in seiner Schule der

Leidenschaften und Gebrechen, bis wir von ihm so heiter abscheiden, als schmerzlich früher von unsrer Jugend.

An meinen mehrjährigen Aufenthalt an der Akademie denke ich nur mit Jammer. Ich kam mit schönen Vorkenntnissen der alten Sprachen in diese höhere Anstalt, und schrieb ziemlich fehlerfrei latein und las mit einiger Leichtigkeit griechisch. Allein statt uns Jünglinge nun in das thatenreiche Leben der Alten einzuführen und Gedanken durch Gedanken zu wecken, statt also mit uns das, was wir mehr zur Erlernung der Sprachformen seither buchstabiert hatten, jetzt des Stoffs wegen zu lesen, mußten wir nochmals buchstabieren, nämlich Schreibfehler und Lesearten und über des Lehrers Scharfsinn und unserer Nachbeterei die alte Welt vergessen lernen. Wunderselten lasen die Lehrer mit uns ein Schriftwerk ganz, nicht einmal ein Drama, und sprachen doch immer davon, wie man nur an den Alten Schönheit lerne. Sie selbst fanden diese natürlich nicht im Ganzen, auch in den Theilen nicht, sondern nur in ihren Anmerkungen und mikroskopischen Untersuchungen des Bücherstaubs. Eben so wenig bildend wurden uns die Geschichte und die Naturwissenschaften und die Philosophie vorgetragen. Wie wir die Klassiker vor der Gelehrsamkeit ihrer Erklärer nicht zu sehen bekamen, so auch die Bibel nicht vor der Dogmatik. Desto verderblicher wirkte ein Lehrer, der mit Voltaires Frivolität unter dem Schutze von Lessings Ruhme, aber ohne dessen Wissenschaftlichkeit und Wahrheitsliebe alles Heilige, auf das er einen lächerlichen Schein spielen konnte, als Mönchserfindung verdächtigte. In der heiligen Kunst, in Poesie und Musik, die so enge mit der Liturgik verbunden sind, wurden wir roh gelassen.

Zum Glücke fand ich zwei Altersgenossen, lebhaftere Naturen aus besseren Vorschulen und von höhern Bedürfnissen. Wir suchten durch gemeinsame Nachhülfe nicht nur die alten Dichter zu genießen, wir lasen auch deutsche Werke und waren von den ersten Gesängen der Messiade begeistert.

Wir unternahmen auch eigene Versuche in mancherlei Dichtung.

Wirklich waren wir auch nicht ohne poetisches Gefühl, nicht ohne Erfindung und technische Gewandtheit Aber die Schule hatte uns auch hierin verderbt durch ihr alltägliches Einprägen: nur das Schwere und Mühsame sey schön, nur das seltsam Verschlungene kunstreich, nur das Gelehrte reizvoll. So verunstalteten wir schöne Gefühle durch gesuchten, undeutschen Ausdruck, durch steife, meistersängerische Regelmäßigkeit, durch mythologischen Schmuck und andere fernliegende, historische Anspielungen. Von jener Einfalt der mittelalterlichen Lieder hatten wir keinen Begriff, obschon Bodmer diese Edelsteine, mit deren Glanz später erst Göthe sich schmückte, bereits gefunden hatte. Selbst mir, der ich doch so manches einfache und frische Lied Opitzens und Flemings auswendig wußte, gelangen damals nur zwei oder drei ähnliche, zu denen ich auch Weisen erfand, die lange nach mir auf der Schule noch sollen gesungen worden seyn. Regelloses und oft rohes Absingen meist unschöner Lieder war sonst unser ganze Kunstgenuß. Denn von Sanggesellschaften, die damals Bachs und Händels Werke aufführten, hielt uns der Spott unsrer Lehrer fern.

So blieben die meisten unsrer Mitschüler in dem, was mehr war als Uebersetzen, unwissend, und gegen alles, was nicht gerade zum Brodverdienst gehörte, stumpfsinnig. Die besseren Naturen aber, die sich der Schule gegenüberstellten, wurden dünkelhaft und einseitig, und verloren ohne Anleitung des Meisters, in eigenen Versuchen die Zeit und oft für lange den rechten Weg.

Dies war auch bei mir der Fall, und wenn ich nicht, durch mein früheres Leben in der Natur und bei einfachen Sitten bessere Bedürfnisse bewahrt hätte, mein Vater mich auch nicht zum Lesen der wichtigsten Geschichtswerke angehalten hätte, so wäre mein wissenschaftlicher Verlurst auf der Akademie noch größer gewesen. Im Uebrigen blieb der Vater mit meinen Studien zufrieden, theils weil er beinahe ihren nämlichen Gang gemacht hatte, theils weil ich wirklich in den

Sprachen, seinem Hauptfache, bei meinem glücklichen Gedächtniß Fortschritte machte. —

Meine alljährlichen Ferienbesuche waren jedesmal mehrwöchentliche Feste, wenn auch minder genügend, seit Rudolf und Antonia ferne waren, denn auch sie hatte sich in eine Erziehungsanstalt begeben. Schwestern und Bruder grüßten sich immer wieder mit neuer Freude über gegenseitiges Blühen und trennten sich mit innigerer Liebe.

Aber bei meinem Abschiede, es war im dritten Sommer meiner Studien, war die gute Marie nicht zu trösten und von mir fast nicht zu trennen. Ach sie fühlte es wohl, daß sie mich zum letzten Mal in diesem Leben sehen sollte. Denn im folgenden Frühling lag sie im Sarge.

Sie war die erste Leiche, die ich sah, und die schönste, an so manchem Sterbebette ich nachher auch gestanden. Todesgedanken waren, seit ich Blumen in den Sarg meiner Marie gestreut, mir nie mehr fremde.

Am Grabe, um das die Gemeindgenossen, die Jugend und Kinder weinten, denn jedermann liebte die schöne Maria, trauerten mit uns auch Rudolf und Antonia, die gerade damals ihr Vaterhaus wieder einmal besucht hatten.

Antonia blühte in Fülle der Schönheit, und mit der innigen Trauer um ihre liebste Freundinn that sich auch ihre geistige Schöne kund, der gegenseitige Verlurst aber löste die Schüchternheit, mit der wir uns sonst wol entgegen getreten wären; und wie wir zusammen das Grab der Schwester mit Blumen bepflanzten, unsre alten Lieblingsplätze besuchten, einander entgegengiengen und begleiteten, gelobten wir uns mit ernsterem Sinne Liebe und Treue. Auch Anna fand in Rudolfs Gelübden Trost für ihre Einsamkeit.

Von nun an war mein Studieren ernster und fleißiger. Die ersten Schriften Herders erschienen und erfachten mir neuen Eifer für Bibel und Poesie. Ich las auch Redner und übte mich in eigenen Versuchen. Mein Verhältniß zu Antonia verleidete mir Wielandische Tändeleien

und bei unserm Briefwechsel nährte sich meine Vorliebe für die Einsamkeit. Damals glückten mir viele Lieder.

Um so erschütternder tönte mir wieder die Todtenglocke. Mein Vater starb, noch in der Kraft seiner Jahre, ehe er irgend eine Schwäche des Greisenalters empfunden, ohne Krankheit und Schmerz plötzlich, wie er es so oft gewünscht hatte. Da lag er mit lächelndem Angesicht entschlafen; auf seinem Ruhbette hatte er gelesen, und in der Stellung, wie er ein Blatt umschlagen wollte, fand ihn die Mutter entseelt. Das Blatt seines irdischen Daseins war von der sanftesten Hand umgewendet.

Dieser Verlurst rief mich, bevor ich noch die Hochschule besuchen konnte, ins amtliche Leben. Meine Mutter hatte gehofft, nach bisheriger Uebung und wegen der Verdienste des Vaters die Pfarre noch eine Zeit lang durch mich versehen lassen zu können, da ich denn bei erworbener Uebung in den Geschäften wol hätte hoffen dürfen, in meiner alten Heimat selbst Pfarrer zu werden. Aber ungeachtet meiner günstigen Zeugnisse von der Akademie, wo ich nach des Vaters Tode sogleich ordiniert wurde, ungeachtet anderer Empfehlungen und der Bitten sämmtlicher Pfarrgenossen, mußte meine Mutter sogleich das Pfarrhaus verlassen.

Das war der erste Angriff einer Feindschaft, die mich nun jahrelang verfolgte.

Unser nächste Nachbar nämlich unter den reformierten Geistlichen, der Probst, wie er nach seiner Würde hieß, war im Geheimen ein entschiedener Feind meines seligen Vaters gewesen. Ein Mann voll Geist, Bildung und Klugheit und von äußerst gewandtem, einschmeichelndem Wesen, ein Meister in gesellschaftlichem Leben war er in seinem Charakter durch Ehrgeiz und Sinnlichkeit verdorben, falsch, ränkesüchtig, bei zunehmender Schlechtigkeit seiner Sitten, heuchlerischer, und in der Zuversicht der seinem Einfluß und Talent gebrachten Huldigungen frecher und herrschsüchtiger. Den Rechthabereien dieses Mannes nun, seinen Widersprüchen und Vergehen hatte mein Vater nie ge-

schont, und der Probst fürchtete die Rechtschaffenheit und den starken Willen seines Nachbarn. Dessen ungeachtet besuchte er unser Haus bisweilen und that auch besonders mit meinen Schwestern und mir gar freundlich. Maria aber hatte ihn immer geflohen, und es war ihr unwohl in seiner Nähe.

Gegen mich zeigte er sich nach des Vaters Tode noch weit dienstfertiger, und unter Küssen und Thränen versicherte er mich an dem Leichenbegängniß seiner Theilnahme und Hülfe.

Und er wars, wie ich nachher erfuhr, der einige Tage später im Kirchenrath gegen meine Jugend redete, und die Zuverläßigkeit meiner Zeugnisse bezweifelte. Nach einigen Wochen aber wohnte sein Tochtermann in unserm Pfarrhause.

Aber gleichwol war der Probst der erste, welcher nach der Trauerbotschaft, daß wir die Pfründe verlassen müssen, uns besuchte, in den heftigsten Ausdrücken diese Ungerechtigkeit seiner Amtsgenossen tadelte, unter Betheurungen, von seiner Seite Alles für uns und mich gethan zu haben und mit dem Troste, seine Hülfe gegen uns jetzt noch zu verdoppeln.

„Er hat doch ein gutes Herz," sagte die Mutter als er fortgieng, und bestärkte, selbst nachdem sein Tochtermann unser Nachfolger wurde, uns und sich in diesem Wahne.

Wirklich erhielt ich auch durch des Probstes Fürsprache bald darauf eine Lehrerstelle in einem benachbarten Flecken, und als Erziehungsrath führte er mich sogar in mein neues Amt ein. Es gewährte uns freilich nur ein spärliches Brod; aber ich fühlte mich glücklich, meiner Mutter und Schwester Hülfe seyn zu können. Und nachdem wir den ersten niederbeugenden Schmerz über des Vaters Tod und die Trennung von unsrer seligen Heimat und den Ruhestätten unsrer zwei Theuersten ausgeweint, fügten wir uns bald der Nothwendigkeit, und fanden auch das neue, kleine Häuschen heimelig. Mit Rudolfs und Antonias Briefen kehrten hoffnungsreiche Freuden bei uns ein, an denen auch

die Mutter schon lange Theil genommen hatte, ehe wir unser Glück ihr offenbarten.

An der Schule arbeitete ich nun mit Liebe, obschon die priesterlichen Anmaßungen des Ortspfarrers mir viel Aerger machten. Er schrieb mir die Methode und die Lehrbücher vor, die einzigen, die er kannte, und wälzte die Last des ihm zukommenden Unterrichts, der ihm gerade nicht behagte, mir zu. Ich that im Anfang Manches aus Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und aus Gefälligkeit und war so für die nachherige Zeit gefangen. Zwar gab mir, wo ich klagte oder meiner bessern Ueberzeugung folgte, auch der Probst Recht, und hinter meinem Rücken hetzte er den Widersacher, „den hochfahrenden Menschen aufs neue zu demüthigen."

An stille Naturgenüsse, an häusliche Freuden gewöhnt und in den Mußestunden meinen Büchern und meiner Antonia lebend, besuchte ich die Bürgergesellschaften nicht, wo alle Abende auf die nutzloseste Weise zugebracht wurden; und wenn ich bisweilen in solche Vereine gerieth, hinderte mich Schüchternheit, lustig zu seyn, wie ichs unter Altersgenossen seyn konnte; ich hielt mich gering geschätzt, wann die Bürger mich nicht anredeten, während sie das Nämliche von mir dachten, und in der Regel kehrte ich traurig oder übelgestimmt von solchen Erholungen nach Hause. Dazu kam noch, daß ich bisweilen für den Ortspfarrer predigend mich der jugendlichen Begeisterung für hellere Einsichten überließ, gewisse Lieblingsmeinungen des Volkes bestritt, ihnen das Schlummerkissen mit einem Mal wegzog, mancherlei veraltete Kircheneinrichtungen tadelte, mich auch in der Form und Sprache nicht an den Zuschnitt der Predigten des fast angebeteten Pfarrherrn hielt, und so immer hochmüthiger und hassenswürdiger erschien. Der Ortspfarrer verklagte mich selbst wegen solcher Predigten, mit denen ich ihm während seiner Krankheit Hülfe geleistet, und der Probst, sein Freund, unterstützte ihn im Kirchenrath, während er mich ins Gesicht lobte und auch durch den dritten und vierten Mund mir seine Zufriedenheit kund werden ließ. Einen ältern Freund, der mir

meine wahre Stellung gezeigt und den Ungestüm gemildert hätte meiner so oft danieder gehaltenen und dann um so kräftiger sich regenden Jugend, hatte ich nicht gefunden. Mutter und Schwester, die mein Gemüth und meine Absichten kannten, standen immer auf meiner Seite.

Als Lehrer wußten mich die Bürger wol zu schätzen, die Kinder hiengen an mir, als Gesellschafter war ich einem Verein von Jünglingen und Jungfrauen lieb geworden, aber als Geistlicher wurde ich verketzert.

Jetzt kommen mir jene Tage wie ein Maimonat vor voll Regen und kalter Winde, aber die Blumen blüheten doch durch die innere Wärme und die einzelnen heitern Tage leuchten mir um so blumenreicher. Liebe, Poesie und Wissenschaft erhielten mir meine Jugendhoffnungen und ließen mir mein Gemüth nicht verbittern.

Aber in dem wegen seiner großen Gemeinds- und Spitalgüter ohnehin liederlichen Orte hatte ich die Menschen in bedauernswürdiger Versunkenheit kennen gelernt; und aus dem Himmel meiner Ideale fiel ich den tiefsten Staub. Einige wenige alte Männer und Frauen ausgenommen, fand ich Hausväter und Mütter mit dem Evangelium gerade so unbekannt, als mit dem Koran; die Jugend schämte sich, davon zu sprechen, und Jünglinge kannte ich, die an Bildung Anspruch machten, und nicht einmal die Gegenstände der christlichen Festtage wußten. Woher hätten ihnen aber auch die Schriften ihrer Religion bekannt gewesen seyn sollen? Ja, da erschien mir das Leben oft als ein lebendiger Todtentanz, als ein wilder Wirbel der Staub- und Schatten-Gestalten, als ein berauschter Reigen, der in den Schlummer hinabtaumelt und am hereinbrechenden Morgen erwacht — mit wüsten Sinnen.

Da verstand ich meinen Herder, der sich aus jenen kalten Zeiten ins Mittelalter zu flüchten wünschte, und ich sehnte mich wieder aufs Land, die Seligkeit meiner frommen Jugend zu finden.

Es ward auch eine Pfarrei erledigt, die, in der Nähe des Klosters gelegen, vom Convente desselben zu bestellen war. Ich sprach meinen

Wunsch nach dieser Versetzung gegen einige Bekannte aus, und auch der Probst rieth es mir und anerbot seine Fürsprache im Kloster, wo er sehr wohl bekannt seyn wollte.

So kam ich also zum zweiten Mal in dieses Stift und meldete mich beim Abte Salomon, von dessen Trefflichkeit ich schon so viel gehört hatte. Ich fand einen etwa sechzigjährigen, etwas kleinen aber lebendigen Mann; sein Aeußeres war zierlich, seine Haltung voll Würde und Vertrauen einflößend, seine Mienen schienen leidend, seine Augen hatten milde Gluth, sein sanfter Mund Wohllaut. Ich legte ihm unbefangen meine Lage dar, und meine Erlösung und ferneres Leiden in seine Hand. „Junger Mann, sagte er, Sie werden das Volk heutigen Tags fast überall gleich finden, und die Bildung zumal seines Herzens bei der langen Verwahrlosung fast unüberwindlich erschwert; an Ihrem Platze wäre ich bei meinen Kindern geblieben, denn nur sie können Kanaan näher gebracht werden, die Väter sterben in der Wüste." Ich versicherte ihn beistimmend: auch ich halte das Wirken eines Seelsorgers, wenn er sich nicht voraus mit aller Thätigkeit der Jugend und Schulen annehme, für nutzlos, und ich werde nur so dieses oder ein anderes Pfarramt übernehmen. Es schien dem Abte willkommen, über solche Gegenstände sich zu unterhalten, er sprach über alles mit vieler Sachkenntniß, nicht ohne theologische Gelehrsamkeit und vom damaligen Stande der Literatur wohl unterrichtet. Er entließ mich mit der Versicherung der Pfarrei, obschon sich, wie er hinzufügte, auch schon andere Bewerber und nicht ohne bedeutende Empfehlungen und Anerbieten gemeldet hätten. Es wurden nämlich vom Convent die Pfründen gewöhnlich gekauft; der Abt aber erklärte, daß er diese Simonie dulden werde.

Wie ich erst lange nachher vom Abte selbst hörte, war unter den Bewerbern auch der Sohn des Probstes, und dieser am nämlichen Tage, da er mir sein Vorwort anerbot, im Kloster gewesen.

Dessen ungeachtet wurde ich wirklich vom Convent erwählt und vom protestantischen Kirchenrathe des Landes bestätigt.

Wie in eine alte Heimat zog ich auf meine ländliche Pfarre. Selige Tage liegen mir auch dort oben ausgebreitet auf euch ihr sonnigen Bergweiden, wo das stattliche Hirtendorf aus seinen Bäumen lugt und der Kirchhof auf der äußersten Höhe gegen Mittag dem Gebirge sich zukehrt. Von dort übersah ich das ganze Land, ins Gebirg hinein die Thäler, Flüsse und Seen und das täglich neue Feuerspiel an Gletschern und Firnen, Schneewänden und Wolken; gegen Nord die heimatlichen Auen, am äußersten Rande der Hügel Antonia's Wohnort, und meine alte Heimat, gegen Abend kaum noch sichtbar die öden Ebenen jenes freudelosen Fleckens, unten zu Füßen hier unser Kloster am rauschenden Flusse, und die Tannen und Buchen, durch die der Steig über Felsen und Bäche hinunterführt.

Aber meine liebste Umgebung waren die Pfarrgenossen. Als Lehrer ihnen nicht unbekannt, als Prediger nicht mißfällig, waren sie mir mit Freundlichkeit entgegengekommen.

Der Probst hatte als Kirchenvisitator des Ortes mich der Gemeinde vorzustellen, und er that es mit Freundlichkeit gegen mich und in seinen übrigen Reden und Verrichtungen mit gewohnter Freiheit. Auch der Abt hatte nach Herkommen einführende Worte zu sprechen, und es geschah in echt christlichem Sinne, mit so eindringlichem Vortrag, daß die Rührung der Gemeine unzweideutig ihm den Vorzug als Redner zugestand. Desto geschmeidiger benahm sich der Probst gegen ihn, mußte aber auch in geistreicher Unterhaltung an der Tafel dem Klostermanne weichen.

Auf Verhältnisse eines Verlobten hatte der Probst schon in seiner Predigt angespielt, nun aber trank er an der Tafel auf unsre Hoffnungen in einer Weise, die mich nicht zweifeln ließ, er kenne mein Verhältniß zu Antonia und nicht minder das meiner Schwester. Ich wies zwar die Hindeutungen ab, allein es bangte mir, entdeckt zu seyn und in das Licht zu kommen, als hätte ich das Geheimniß verrathen, um so mehr, da ich seit geraumer Zeit von Antonia, die

sich jetzt in Frankreich aufhielt, keine Briefe erhalten hatte, und ihren Eltern unsre Verhältnisse noch nicht bekannt seyn sollten.

Aber mit der Freude und Frische eines Erstandenen, in der Heiterkeit eines überquellenden Frühlings gieng ich nun an mein Werk.

Durch meine früheren Erfahrungen beschämt, verabscheute ich auch auf der Kanzel alles Bekriegen bloßer Lehrmeinungen. Ich wollte nicht niederreißen, bevor ich aufgebaut; oder vielmehr, es war meine Aufgabe, ihnen den erhabenen Tempel zu öffnen, nicht von Menschenhänden gemacht, und sie einzuführen in des Herrn Schule.

Auch in meiner neuen Gemeine hatte ich eine bedauerliche Unkenntniß der christlichen Urkunde angetroffen.

Ich erklärte also nach dem Vorgang der Reformatoren und in der Art ihrer Homilien die Evangelien, und bat daher meine Zuhörer, die Bibel selbst in die Kirche zu bringen, und der bei Hause schon überlesenen Stelle nun bei der Auseinandersetzung Punkt für Punkt zu folgen. Dies hielt freilich im Anfang sehr schwer, denn an Aufmerken in der Kirche waren die Leute auch nicht gewöhnt; aber durch anhaltende Liebe gegen die Alten, durch Ernst gegen die Jungen gelang es doch.

Ich merkte mir auch von der Kanzel die Nachläßigen, die ihr Evangelium nicht mit zur Kirche bringen wollten, und bei den meisten gelang es mir durch besondere, liebreiche Zusprache, mir willfährig zu seyn und den Eifer der Uebrigen nicht zu stören.

So gelang es mir auch nach und nach, trotz mehrseitigen Widerstrebens, etliche neue Kirchengebete und Lieder besonders zur Erhöhung der Feier der Festtage und Sakramente beliebt zu machen.

Wann ich so meiner damaligen, unermüdlichen Rüstigkeit gedenke, der stillen Samstage, an denen ich nach einem gelungenen Wochenwerke mich für die Kanzel vorbereitete, der Sonntagsruhe, da ich nach dem Gottesdienst mit den freundlichen Gemeindgenossen unter den Linden saß und mit den Kindern sang, oder einsam an den Bächen wandelnd

nach gelungener Arbeit in neuen Gedanken frischen Eifer gewann: wann ich so hinausschaue in's Bergdorf und mich dann wieder hier erblicke, ein lebensmüder Greis, der Welt unbekannt, als wär' ich seit Jahren geschieden, in keiner Verbindung mit dem lebenden Geschlecht, und in diesen Mauern selbst von den einen wie ein Schatten gemieden, von den andern wie ein Blödsinniger geduldet: so mag ich die Stunde nicht erwarten, die mich wieder ins Leben führt; und wie am Vorabende eines Festes sehne ich mich einzuschlafen, um bald, bald zu erwachen und den Tag der Arbeit zu begrüßen.

Ja, ich glaubte damals, auch die Früchte meines Fleißes schon zu sehen, die Kirche war jeden Sonntag erfüllt, die Schulen von den Vorstehern unterstützt, die Jugend mir anhänglich und die Eltern voll guten Willens.

Selbst der Probst, mein Kirchenvisitator, bezeugte mir in den ersten Zeiten meiner Amtsführung seine Zufriedenheit.

Aber gleichwol begleitete mich immerdar die Unruhe über Antonias und Rudolfs Stillschweigen. Ich reiste daher in ihren Wohnort, wurde aber von den Eltern nur höflich empfangen, und vernahm bloß, Rudolf sey nunmehr auf einer größern Reise, und Antonia wohne auf den Gütern einer französischen Gräfinn, die sie in der Erziehungsanstalt zur Freundinn gewonnen. Ich besorgte daher an Antonien wieder einen Brief durch eine unsrer Freundinnen, und erhielt hinwieder durch diese endlich von Antonien die Antwort: sie befürchte, unsre Briefe werden unterschlagen, ich soll daher einstweilen minder schreiben, und ihrer heiligen Treue gleichwohl mich versichert halten. Es sey nun einmal der Wille ihres Vaters, sie noch einige Zeit in der größern Welt leben zu lassen, so sehr dieß ihr selbst widerstreite. Auch Anna erhielt nochmals durch Rudolf die Versicherung seiner Treue, und ich alte Freundesgrüße.

Neue Freundschaft schenkte mir der Abt Salomon. Da ich bloß eine Stunde vom Kloster entfernt wohnte, so war ich wöchentlich

drunten. Schon die langentbehrten, ja eigentlich noch nie recht gefundenen Genüsse der Musik wären für mich Lockung genug gewesen; und im Kloster fand ich die ausgesuchtesten. Der Abt war selbst ein feiner Kenner auch dieser Kunst, und hatte an seinem Freunde und Conventualen Gerbert einen Cantor, der besonders in die geistliche Musik eingeweiht, einen trefflich geübten Knabenchor und ein ausgewähltes Orchester fortbildete, sein eigenes Instrument aber, die Orgel, mächtig handhabte. Ich schwelgte bald hörend, bald mitsingend in dem Himmel neuer Lieder; in ihren kunstreich verschlungenen, aus den Tiefen des Gemüthes entquollenen Tönen wurde mir manche sonst todte Kirchen-Feierlichkeit erst bedeutungsvoll, und die tausendjährigen Meßtexte und Hymnen gewannen wie alte, mächtige Fruchtbäume immer wieder Blätter und Blüthen.

Ich nahm sogar Unterricht in der Theorie der Musik, und habe hier in dieser Zelle, in der damals Gerbert wohnte, und an diesem Tische meine ersten Harmonie-Uebungen geschrieben. Der freundliche Mann dichtete mir auch manche hübsche Melodie zu Kirchenliedern und schenkte mir alte Choräle, denen ich Worte und in meiner Dorfsangschule und Kirche Leben gab, so daß der etwas bigotte Mann schon hoffte, meine Leute zum wahren Heile zurückgebracht zu haben.

Eben so zogen andre Kunstschätze mich oft ins Stift hinab, die Klosterbibliothek mit ihren vielen altdeutschen Handschriften und die besondere Büchersammlung Salomons, welcher alles ausgezeichnete, zumal der neuern deutschen Literatur, anschaffte, dann die nicht geringen Gemälde und Schnitzwerke der Kirche, die ausgemalten Meßbücher, die herrlichen Glasmahlereien des Kreuzganges und der Säle, alte Grabmäler, die Kirche selber und viele Theile des Klosters im reinsten deutschen Styl erbaut, die blumen- und schattenreichen Gärten, am Fluß, vor allem aber die Frrundlichkeit und Bildung Salomons: das alles versprach mir immer die genußreichsten Erholungsstunden.

Dem Abte schienen auch meine Besuche stets willkommener, ja er bat mich bald darum als um eine Wohlthat. Er war der uneheliche

Sohn eines Fürsten, reich erzogen hatte er die Welt gesehen und genossen, und endlich aller der Thorheiten des Hoflebens, der ewigen Ränke und Verfolgungen, des leeren Schimmers müde und um die schönsten Hoffnungen betrogen, freiwillig diese Abgeschiedenheit gewählt, wo ihm Geburt und Geist bald die Vorsteherschaft erwarben. Diese führte er mit Weisheit und freundlichem Sinn. Er hatte das Glück, mehrere gebildete Conventualen anzutreffen, und mit deren Hülfe pflanzte er durch eine treffliche Klosterschule auch unter den nachgekommenen Brüdern Wissenschaftlichkeit und ein geistliches Leben. So sah ich um ihn oft einen Kreis von Männern, in den verschiedensten Gebieten des Wissens einheimisch und voll Theilnahme besonders an der Volkserziehung, so daß sie auch meinen Eifer wieder stärkten.

Meine Amtsvorfahren hatten sich zwar gehütet, ihren Protestantismus durch Umgang mit Katholiken oder gar mit Mönchen zu beflecken, und so sahen meine Gemeindgenossen anfangs meinen Verkehr mit dem Kloster nicht gern. Aber da sie den Abt schätzten, durch meine Bekanntschaft mit ihm ihnen auch manche Erleichterung wurde an Steuern und andern Verpflichtungen gegen das Kloster, und die Wohlthaten desselben in unsre Schulen und Armenhäuser reichlicher flossen, so wurde ich am Ende Geschäftsträger zwischen dem Dorf und Stift.

Der Abt kam auch in der Folge öfter zu mir herauf. Die Gesellschaft meiner Schwester und besonders meiner Mutter schien ihm erwünscht. Und da die Mutter eine ganz besondere, fast abergläubische Verehrung für Klostergeistliche hegte, war ihr das Gespräch und die Bewirthung dieses feinen und doch so ehrwürdigen Mannes ein großes Fest, von dem sie bis zum nächsten Besuche gerne erzählte. Auch Salomon fühlte Hochachtung für meine Mutter, und das that mir in der Seele wohl; und nie kam er, ohne durch ein Geschenk seltner Blumen oder angenehmer Geräthschaften eine Artigkeit der Mutter oder Schwester zu erweisen. Seine Unterhaltung war wirklich auch den Frauen wie mir die anmuthigste. Und ihm schien es auch ein neu

erwachtes Bedürfniß, mit Frauen von Bildung Gedanke und Gefühle zu tauschen. „Er hat gewiß einmal geliebt, sagte Anna, obschon sie von seiner Lebensgeschichte nichts wußte; und es macht mich immer unendlich wehmüthig, so oft sein sanftes Auge auf mir verweilt. Er hat auch öfter, wann er uns so glücklich beisammen sah, plötzlich und mit nassem Auge sich abgewendet und auf sein Kloster hinabgestarrt. Er scheint doch um sein höchstes Lebensglück getäuscht; und da ist es, fügte sie in ihrer raschen Weise hinzu, immer das beßte, schnell sterben zu können!“

Im Genusse dieser Freundschaft that ich zwar unklug, meine benachbarten protestantischen Amtsgenossen und ihre Vereine zu vernachläßigen, obschon neben dem genußreichen Umgange Salomons ihr Wiedererzählen alter Schulgeschichten, die sich immer im Kreise drehenden theologischen Streitigkeiten, in denen die einen auf Lessings, die andern auf Pastor Götzens Seite standen, die Klatschereien und kleinlichten Reibungen, auch der gänzliche Mangel an Herzlichkeit, Vertrauen und ernsten Bestrebungen mich freilich anekeln mußten.

Nicht nur kam ich so neuerdings in das Geschrei des hochmüthigen Sonderlings, ich hieß auch, wie einige Jahre früher ein Freidenker, nun ein dem Katholicismus sich zuneigender Schwärmer. Was ich für Kirche und Schule mit Anstrengung und Gelingen that, galt manchem bloß für Eitelkeit, und besonders war mein Schulhalten und Unterrichten der Lehrer vielen meiner Nachbarn, die sich um die Schulen gar nicht bekümmerten, ein ärgerlicher Vorwurf.

Dazu kam noch der Prediger-Neid; denn allerdings war nicht nur von den Pfarrgenossen meine Kirche sonntäglich erfüllt, die Neuheit meiner Vorträge lockte auch eine große Menge aus andern Gemeinden, so daß unter alle Eingänge und Fenster und auf dem Kirchhofe noch Zuhörer sich drängten. Statt die Nachbarn in ihre Gemeinde zurückzuweisen, hielt ich es im Gegentheil für Pflicht, noch größern Fleiß auf den Sonntag zu verwenden, und der sich mehrende Beifall steigerte meinen Muth und das Leben meines Vortrags.

Nun äußerte sich der Neid nicht nur in scheelen Blicken und Neckereien; er wurde, da ich halsstarrig und trotzig erschien, Haß und Aufhetzung. Und da auch dies meinen Muth nur erhöhte, wurde ich verfolgt, bei den Behörden angeschwärzt und von diesen gerne für schuldig erklärt.

Ich will nicht erwähnen, wie jene Feindschaft während etlicher Jahre gleich einer Sündfluth heranwuchs, mein ganzes Erdenglück untergrub und stürzte. Alle jene Widersacher sind schon ins Land der Besserung hinübergefordert. Nur bedauern kann ich sie jetzt, wie sie, meistens Opfer der Bequemlichkeit, dieses uns nur Einmal vergönnte Erdenleben, mit seinen so vielen Tagen und Monden voll Arbeit und Kraft ernstlos zerrinnen ließen, daß ihnen sich nichts vermehrte, als die Zahl ihrer Jahre, und sie sogar den Segen anderer Arbeit neidisch zerstören konnten.

Aber ich bin so mit euch, die ihr mir damals namenlos wehe thatet, versöhnt.

Ich will auch meine Erinnerung nicht selbst wieder peinigen durch das, womit mich vor allen aus mein Kirchenvisitator Jahre lang verfolgte, sondern nur des Zusammenhangs wegen die erduldeten Unbilden andeuten.

Meine Kirchengebete und Lieder wurden mir untersagt, ebenso die eigenthümliche Predigtweise und in allem strenge Beobachtung des Wohlhergebrachten geboten. Man entzog mir den Einfluß auf die Schulen. Mit Gewalt hielt man die Angehörigen anderer Gemeinden von dem Besuche meiner Kirche ab. Endlich stellte mich der Kirchenrath, vom Probste beherrscht, auf unbestimmte Zeit in meinen Amtsverrichtungen ein, und ordnete mir einen Pfarrverweser, und zwar auf bloße Verdächtigungen hin: ich hätte mich vergangen. Verhört wurde ich nicht. Umsonst verlangte ich meine Kläger mir vorüber gestellt zu sehen. Es hieß: es werden und können die Gerüchte nicht ohne Ursache seyn; sie wurden geflissentlich verbreitet. Ich sollte es noch der besondern Schonung gegen die Meinigen verdanken, nicht ganz vom Brod gestoßen zu werden.

So fand ich nun im Dienste der Wahrheit das nämliche Loos, wie einige Ehebrecher und Trunkenbolde unter den damaligen Geistlichen.

Salomon hatte für mich mit Freundestreue gekämpft, er widersetzte sich meiner Einstellung, aber er hatte allerdings den Pfarrer nur zu wählen, allein in dessen amtlichen Verhältnissen nichts zu bestimmen; sein Einfluß war auch bei der protestantischen Geistlichkeit nicht groß, und weil auch er den Probst nicht für so jammervoll schlecht hielt, und an ihn sprach, wurde er von diesem hintergangen.

Ich war, selbst bei meines Freundes Trost und Beistand, Monate lang unfähig zu jeder Arbeit; der stille Kummer der Meinigen, ihre heimlichen Thränen betäubten mich vollends. Ungeachtet der zahllosen Beispiele der Geschichte, hatte ich die Menschen doch nicht für so böse gehalten. Und mein Leiden wuchs noch. Außer dem Abte redete keiner meiner Bekannten, die mich sonst Freund hießen, und denen ich so viele Dienste schon geleistet hatte, auch nur ein entschuldigendes, geschweige ein tapfres Wort für mich.

Die Unzufriedenheit vieler Eltern, die ihre Kinder nur gezwungen zur Schule geschickt hatten, wurde Schadenfreude, und der Haß etlicher, deren Ungerechtigkeiten ich widerstand, Rache.

Der Pfarrverweser — war des Probsts eigener Sohn, ein seichter, aber einbildischer Mensch, der kaum von der Schule heimgekehrt wie zu meiner Verdrängung, ungeachtet er bei den Prüfungen sehr schlecht bestanden, dennoch ordiniert worden war. Die einzige Menschlichkeit, die mir noch wiederfuhr, war, daß er nicht in meinem Hause wohnte,

Von seinem Vater genau unterrichtet, huldigte er nun jählings wieder allen verkehrten Bräuchen und Meinungen, und schalt von der Kanzel meine Schule, er führte wieder den alten, geisttödtenden Schlendrian ein, gab den Schulbesuch frei und trat dem einen mir noch treu gebliebenen Lehrer überall mit geistlichen Machtsprüchen in den Weg. Und, was mich am tiefsten niederdrückte, seine Predigten fanden großen Beifall und doch waren sie voll Anmaßung und Unsinn;

allen Ausgeburten theologischen Aberwitzes huldigte er, Sittlichkeit störende Meinungen pries er als alleiniges Heil, und verketzerte mich sonntäglich als den verstoßenen Antichrist. Und wo sich immer auch auf der Kanzel Anlaß bot, schmeichelte er seinen Gönnern und pries ihren Eifer für den wahren Glauben.

Was sollte ich nun wieder von den Menschen halten? Freilich war ich einigen Pfarrgenossen noch lieber geworden und sie trauerten mit mir über das Unrecht, aber sie duldeten nur und wagten nichts.

Ich sollte eben das Alles erfahren, um mich zu überzeugen, daß man kein Geschlecht von den Einflüssen der Vorzeit mit Einem Mal befreien kann; daß die Wurzel von Blust und Frucht eben tief in der Erde vorborgen ist; daß nur ein drittes und viertes Geschlecht den Segen einer bessern Erziehung zu genießen anfängt; daß übertriebenes oder grundloses Lob die nur langsam gedeihende Bildung wie des Einzelnen so auch die des Volkes stört, und die Kraft verzehrenden Wasserschosse des Dünkels treibt, und daß so hier das Evangelium wieder Wahrheit spricht: einer säet und der andere erndtet; wer aber alles gewinnen will, wird alles verlieren, und der Erste der Letzte seyn.

Und was ist denn auch unser Leben? Wir sammeln einige Samenkörner in den Morgenstunden; gehen Mittags ins Feld, finden wol noch zu reuten und zu pflügen, und ehe wir die wenigen gezogenen Furchen alle durchschritten, ist der Abend da, und wir entschlafen in dem, der über Nacht sein Gedeihen giebt.

Und kaum dürfen wir diese bescheidenen Worte dir nachsprechen, du göttlicher Säemann, der du so dein Senfkorn streutest auf den Acker der Welt. Was hast du nicht erduldet, das je deine Brüder treffen kann? auch Falschheit des Freundes und Verrath.

Auch ich sollte diese Bitterkeit noch kosten.

Rudolf war schon geraume Zeit wieder im Vaterlande; er hatte aber uns und seine Anna noch nie besucht. Ich reiste drum in der Hoffnung, auch Antonien zu finden, zu ihrer Freundinn in die Stadt. Da fand ich Rudolfen in fremden Sitten, verblüht und vornehm ge-

worden, Arm in Arm mit Menschen, deren Charakter ich bei allem ihrem Geist und Geld verabscheute, und die um seine Freundschaft aufs niederträchtigste buhlten. Er bedauerte meinen Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, die Blindheit meines Eifers, die Unklugheit, für Sachen des Wahns, mir und andern Verdruß zu machen. Auch er meinte, ich sey voriger Freisinnigkeit untreu geworden und vom Abte wol zum beßten gehalten. Ich sollte etwa meine Küher über den Kleebau besser unterrichten, und meine Schwärmereien aufgeben, wenn ich wieder mit vernünftigen Leuten umgehen wolle.

Mit Lachen ließ er den ihn warnenden Schwärmer gehen. Nach Anna hatte er nicht gefragt, und so war mir auch ihr Schicksal entschieden.

Wir vernahmen auch bald darauf, daß sich Rudolf mit der etwas bejahrten Tochter eines benachbarten, reichen Güterbesitzers verheirathe.

Meine Schwester ertrug den Schmerz zuerst mit ihrer männlichen Fassung. Aber Jahre lang hatte sie in Liebe gelebt, und war bis fast in die letzten Zeiten ihres künftigen Glückes sicher. In alle ihre Freuden und Leiden, in tausend Stunden ihrer Einsamkeit war diese Neigung tief und breit gewurzelt, und je kräftiger sie nun den in Erinnerungen aufstehenden Schmerz niederkämpfte, desto mehr lösten sich die Fasern ihres Lebens.

Und auch mir sollte noch der letzte Trost in meinem Elend schwinden. Antonia schrieb mir:

„Deine Antonia stirbt. Ihr Herz bricht; sag' ihr noch Lebewohl, reich' ihr deine Hand auf Wiedersehen! Armer Karl, ich muß dich verlassen! Das Elend meiner Eltern zwingt mich unbarmherzig, unser Glück zu zerstören. Mein bedauernswürdiger Bruder hat nicht nur unser Vermögen verschwendet, sondern schreckliche Schulden auf unser Haus gehäuft. Ach, er wird sich schwerlich loswinden, und hat doch, entsetzlich! wie uns auch unsre Anna geopfert. Der Wohlstand eines Hauses, dem ich verpflichtet bin, rettet die Meinen, aber nur durch Hingebung meiner Hand. Ich hatte seit bereits zwei Jahren alle An-

träge abgewiesen, und meinen Eltern erklärt, daß ich dir getreu bleibe. Nun ihre Noth aufs Höchste gewachsen, ohne meine Hülfe des Vaters Ehre, Amt und Brod verloren, — was sollte ich thun? Ich schrieb dir schon vor einem halben Jahre; du antwortetest nicht. Von allen Seiten gedrängt, an dir selber fast verzweifelnd, im letzten Augenblicke, da mein Vater noch zu retten war, vergeblich ringend nach dem Tode und seiner Erlösung — flehte ich umsonst um Aufschub, um die Erlaubniß, dich noch zu sehen, bei dir Hülfe auch für uns zu suchen; man nannte dich einen Ausgestoßenen, Verworfenen, und mit Gewalt wurde ich von dir gerissen und soll nicht mit dir durchs Leben gehn. Verachte mich nicht! Bitte um Muth und Stärke für deine unglückliche Antonia, die wie ein geraubtes Kind in die Fremde geführt wird und nach der Heimat zurückweint."

Ich hatte nach diesem, mich fast vernichtenden Unglück nie mehr den Muth, Antonias heilig aufgehobenen Briefe jemals wieder zu entfalten. Sie waren mit andern ihrer Andenken im abgelegensten Orte bewahrt, und schon der Gedanke an dieselben erregte mir Bangigkeiten. Jetzt habe ich sie wieder hervorgesucht und mit heiterem Muthe gelesen. Ja, du warst eine schöne Seele, Antonia, noch lebt die ganze Frische und Fülle deiner Liebe in diesen Briefen, in ihnen blüht deine unverwelkte Schönheit und Unschuld. O ich zweifelte auch nie an dir, und um so weniger mochte ich die Trennung von dir ertragen.

Aber Heil! bald löst sich der letzte Nerv, der mich noch in den engen Räumen zurückhält, das Gängelband, am dem die Hand der Liebe mich leitete; und auch ich trete aus dem Körper des Schlafes, der bangen Träume, der Schmerzen und der Müdigkeit an die neue Sonne, wo die Vorangegangenen uns grüßen und reine Seelen sich wiederfinden wie die Töne zum Wohlklang.

Jetzt zeigte sich Salomon immer liebenswürdiger als edler Mensch und Freund; fast täglich war er uns ein Bote des Trostes. Damals erzählte er uns seine früheren Leiden, seine Verfolgungen und das Unglück auch seiner Liebe.

Mich ermunterte er zur Uebernahme einer bedeutenden wissenschaftlichen Arbeit, und entriß mich den Fieberstunden des Grams. Er hoffte, uns bald wieder zur vorigen Ehre verhelfen zu können, und meinte, wir sollten deßwegen in unsrer drückenden Lage uns noch gedulden.

In jener Zeit war mir der Sonntag, da ich fast wie mit dem Kirchenbann belegt war, ein Tag der herbsten Wehmuth, das Glockengeläute meiner Kirche mir unerträglich und mein Studierzimmer ein Kerker. Ich durchstrich dann weithin das Land, meist in Gegenden, wo meine Person nicht bekannt war; und immer, wo Geläut oder Gesang ertönte, zog es mich gleichwol in die Kirche. Und o wie brannte es mich oft, die Kanzel zu besteigen, wie oft wünschte ich, es möchte der schwatzende Prediger nicht fortfahren können, damit ich es versuche, seinen mißhandelten Text wieder zu Ehren zu bringen.

Auf solchen Spaziergängen kam ich an einem Ostermorgen vor des Probsts Kirchenthür. Es war ein Glanz-, Lieder- und Blumenvoller Frühlingstag; alles fühlte Auferstehung, selbst der nicht empfindsame Landmann war in dieser Freude zur Kirche gegangen, sie war gedrängt voll; alles Volk wollte beim Abendmahle den Friedensgruß des Auferstandenen vernehmen. Auch der Pfarrer versuchte in dieser Freude zu reden, aber schon seine Stimme war beklommen, der um seinen Ausdruck sonst nie verlegene Mann fand hier weder Gedanken noch Worte, es schien, als ob er die Namen des Erlösers nur mit Bangigkeit aussprechen könne, und nur in Anrufung dieser Namen und den gewöhnlichen Redensarten über Auferstehung bestand der matte Anfang seiner Rede, die sich dann ins kläglichste Geschwätz verlief. Ach und nur einige der heimkehrenden Zuhörer schüttelten unbefriedigt den Kopf.

Aber das ist eben ein mit sich selbst entzweites Leben: auch der geistreiche Mann hat am Ende keine Wahrheiten mehr, weil er keinen lebt, und das Bewußtsein der Schuld unterdrückt die bessern Gefühle, daß er sich des Edlern nicht mehr freuen kann, weil er nicht darf.

Sonst fand ich am meisten Aufheiterung bei meinem Freund im Kloster. Ich war nun gar oft drunten und wurde mit allen Einrichtungen wie ein Klostermann bekannt. Ich half an den gelehrten Arbeiten der Conventualen, nahm auch wol einem Lehrer Unterrichtsstunden ab in der von trefflichen Jünglingen aller Stände besuchten Schule, und nichts hätte gemangelt, als daß ich noch den Chor besucht, den Altar- und Kanzeldienst versehen hätte, so wäre ich damals schon Ordensgeistlicher gewesen. Auch sah ich im Klosterleben des Abschreckenden nicht so viel, keine Feindseligkeiten unter den Zusammenwohnenden, keine drückenden Beschränkungen persönlicher Freiheit, dagegen einen lebhaften Verkehr mit der Umgebung, viel wissenschaftlichen und Kunstgenuß und das Mechanische der Askese durch den einsichtsvollen Abt beseitigt oder gemildert.

Und allerdings war es dazumal, daß ich dem Gedanken anhieng, aus der mich verfolgenden Welt in den stillen Schutz der Wissenschaft und Beschauung zu flüchten. Ich kannte zwar die Kirchengeschichte und die Verhältnisse des Mönchthums nicht bloß oberflächlich, ich verabscheute allen Gewissenszwang und sah in der römischen Hierarchie die Gegnerinn christlicher Freiheit; ich war noch von Herzen ein Protestant und bin auch nie vom Worte des Meisters als dem Grund- und Schlußstein gewichen.

Aber das Römisch-Päpstliche war mir nicht das Katholische und Urchristliche, so wenig als das Lutherisch- und Zwinglisch-Calvinische das Evangelium. Ich fand im echt Katholischen reinmenschliche, reinchristliche Elemente zur religiösen Veredlung und Vereinigung der Kirche, Elemente, welche im Sturme die Reformatoren aus dem Chaos nicht losschieden und läuterten.

Für einmal, dachte ich, kann ich, des Ansehens und Zutrauens beraubt, in der protestantischen Kirche doch nicht wirken; auch in benachbarten Gegenden würde mich die Verläumdung erreichen, und die Einbildung der Erstarrten, daß gerade ihre Erstarrung das gesunde Leben sey, würde mir überall begegnen und alle Erweckung unmöglich

machen. In der katholischen Kirche sah ich wirklich mehr Erweckungs-mittel, und in einem gebildeten Kloster einen festen Punkt, von dem aus nach allen Richtungen durch Ehrfurcht, Andacht, Innigkeit und Kunst auch den Sinn für die Freiheit des Evangeliums zu beleben. Wie wär' es, dacht' ich, wenn gerade durch erhöhtes, religiöses und sittliches Leben der katholischen Kirche nun endlich auch einmal die reformierte zur Nacheiferung gereizt würde, bis sich am Ende beide Schwestern wieder verstehen und in die erste apostolische Urgemeinde zurückkehren? Ob ich hier arbeite oder dort, Angehörige des Herrn sind dies- und jenseits; in seinem Dienste werde ich ewig bleiben. Und ich soll ja den Staub von den Füßen schütteln, wo sie mich ausgestoßen haben.

Ich bin es der Ehre meines seligen Freundes schuldig, auch hier noch in meinem letzten Worte zu erklären, daß nicht Salomon mich auf diese Gedanken geleitet hat. Er bestritt mich im Gegentheil, und stellte mir die Schwierigkeiten vor, die auch ihm sich bei allen Verbesserungen entgegenstemmen, und wie er nur durch seine besondere Begünstigung und theils verborgen, theils gewaltsam durchdringe. „Endlich, sagte er, wenn Sie auch Berufs halber Alles im Kloster finden, mit den Jahren werden Sie sich auch nach dem sehnen, was Ihnen jetzt durch Antonias Schicksal auf immer vergellt scheint. Glauben Sie meinen Erfahrungen, ohne Weib und Kind werden Sie sich gerade mit steigendem Alter, statt der Einsamkeit gewohnt, immer freudenleerer fühlen, von der Menschheit abgeschiedner und in der Lösung Ihrer Lebensaufgabe unbefriedigt.“

Ich sah aber damals nach Antoniens Verlust keine Möglichkeit einer neuen Liebe, ja ich hielt mich berufen durch mein Schicksal, mich, nicht gefesselt durch Bande des Bluts, meinem Reformations-plane zu weihen. Ich träumte auch wohl von Zeiten, da dieser Zustand des katholischen Geistlichen aufhöre, und dieser von Kinderhänden in die höchsten und freudigsten Sorgen des Lebens eingeführt werde. Nicht daß ich allein von diesem Aufhören des widermenschlichen Ver-

hältnisses alles Heil der Kirche erwartet hätte, denn ich sah auch verheiratete reformierte Geistliche gleichgültig gegen Volkswohlfahrt, viele nicht einmal für ihrer Kinder Glück besorgt, und auch ihrer einige in ärgerlichen Sitten. Aber ich wünschte den heiligen, durch die Keuschheit des Christenthums neugeweihten Ehestand auch von dem Volkslehrer geheiligt.

Jetzt schaue ich freilich von der heitern Höhe in die schwüle Wildniß, wo ich als Jüngling irrte, den jähen Fels zu erklimmen verzagte, der einzig wieder auf die rechte Bahn geführt hätte, und wo ich ermattet keinen andern Ausweg für möglich hielt, als den durch die dunkle, mit ihrem Schauer anziehende Kluft, durch die ich hoffte, bald in dem sonnigsten Thale zu wallen.

Ja ich darf es nicht verschweigen, es waren auch Kunstbedürfnisse, die mich ins Kloster zogen, die seit Jahren meine Phantasien und Träume mit glänzenden Bildern erfüllten, so daß ich am Ende durch die Wiederkehr meines Traumes, in welchem ich mich vor dem Altar und unter den Sängern des Chors erblickte, wirklich glaubte, ich sey durch Anlage, frühe Erfahrungen und die Richtung meines Lebens zur Reformation dieses Theiles der Kirche berufen. Träume und viele Scenen im Kloster, die mir wie schon erlebt vorkamen, hielt ich für in tiefer Ferne auftauchende Erinnerungen früherer Zustände, die ich damals nach der Lehre der Seelenwanderung wenigstens für möglich hielt, und wähnte dunkel auch so mich fürs Kloster vorherbestimmt. Auch darf ich nicht verhehlen, daß meine so tief gekränkte Ehre sich auf dieser Bahn neue und eigenthümliche Auszeichnung suchte und daß ich meine protestantische Kirche wollte empfinden lassen, daß sie nicht einen unbrauchbaren Mann verstoßen habe.

Inzwischen mochten auch meine Verhältnisse zu Salomon und meine vielen Besuche im Kloster dazu beigetragen haben, daß ich, in mein Amt wieder eingesetzt zu werden, immer noch nicht hoffen durfte; dieser Zustand war nun auch meiner Schwester und Mutter unerträglich, und mehr als willkommen der endliche Vorschlag unsers Freun-

des: Anna möchte die wohlbesoldete Stelle einer Lehrerinn in einem freilich etwas entfernten Orte, die er zu vergeben habe, annehmen. Ich könnte indeß auf einer ähnlichen Stelle und in minder beengender Umgebung bessere Zeiten abwarten.

So trennten wir uns wirklich; Anna wurde Lehrerinn und die Mutter zog mit ihr, und ich übernahm den griechischen Unterricht in der Klosterschule. Doch wollte mich der Abt nicht im Kloster wohnen, noch an die Tafel der Konventualen lassen, so oft ich sonst schon mit ihnen gespiesen hatte: „Ich will auch den Schein nicht haben, sagte er, als hätte ich Sie aus Selbstsucht in meine Einsamkeit gelockt.“

Wol hofften wir alle, neue Beschäftigungen werden die sich abhärmende Anna wieder beleben. Und wirklich trafen wir sie nach einiger Zeit im Kreise munterer Mädchen selbst wieder bei freudiger Laune, mit der sie wie durch Geist und Geschick bald die blühende Schaar sich gewonnen hatte. Aber es war mehr unsre auch von der Mutter schmerzlich entbehrte Gegenwart, wodurch die guten Seelen wieder ungewöhnlich erheitert waren. Und wir schieden auf baldiges Wiedersehen. —

Und wol ist es bald erschienen! Schnell sind die Winde mit mir durch die Nacht gefahren, eine unabsehliche Weite liegt hinter mir, selige Inseln und die Wüstenei des Meeres, und ich begrüße einen andern Erdtheil, schon dämmert's ob seinen Höhen; einen Augenblick, *und* die Sonne durchbricht die Nebel, enthüllt mir die Herrlichkeiten der *neuen* Welt, und ich schwinge mich aus dem zerfallenden Nachen und flieg e auch euch entgegen, theure Seelen meiner Mutter und Schwester. Ach wie schnell eiltet ihr damals von hinnen zum Vater und der seligen Marie. Du solltest deine Anna, die sobald ins Land ihrer Sehnsucht gieng, nicht allein hinüber lassen, treue Mutter, du solltest auch nicht kinderlos hienieden zurückbleiben, und doch wärest du's geworden, du hättest wol meinen dir als Gottlosigkeit vorkommenden Uebertritt nicht ertragen.

14*

Ja, als ich auch diese Theuren nach dem ersten Jahre, während ich an der Klosterschule gearbeitet, verloren hatte, und mich nun gar keine andere Rücksicht mehr hinderte, machte ich vollen Ernst, meinen mit allem meinem Denken Eins gewordenen Plan auszuführen und in den Orden zu treten.

Ich hatte mit meinen Entwürfen selbst den Abt wieder neu belebt und er begünstigte nunmehr mein Vorhaben, so wie auch die befreundeten Conventualen.

Einige von diesen meinten zwar in ihrer klösterlichen Klugheit, ich möchte, um Aufsehen zu vermeiden, einige Zeit noch meinen Uebertritt geheim halten; im Laufe einiger Jahre würde ich dann ohnehin als einheimisch im Kloster betrachtet. Ich erklärte aber unter der Beistimmung Salomons, daß ich alsobald öffentlich und feierlich eingeweiht werden wolle.

So machte ich dann auch eine förmliche Anzeige meines Entschlusses an meine vorigen geistlichen Obern mit der Versicherung, daß ich auch in einem andern Wirkungskreise und Gewande Mitgehülfe eines jeden evangelischen Lehrers bleiben werde.

Es war wirklich bei meiner Aufnahme keine Rede von einer Abschwörung des Glaubens, ich that einfach das Gelübde nach Benediktus Regel, mich im Vereine des Ordens dem Dienste des Herrn zu weihen.

Ich selbst predigte wieder zum ersten Mal am Tage meiner Einweihung und sprach offen meine Ueberzeugung aus, daß ich in den ursprünglichen Zwecken des Ordens, in eigenem Frommseyn, in ungestörter Nüchternheit, im Unterricht der Jugend besonders und in Verkündung christlicher Lehre auch meine Bestimmung finde, und im neuen Wirkungskreis Mittel, die man anderwärts verschmähe, und andre wieder, die man mir entrissen. Dann wandte ich mich zu meinen Brüdern und den herbeigeströmten Kirchgenossen und sprach aus der Inbrunst des Tages und voll der Heiterkeit, in der ich fühlte, daß ich mich selbst wieder gefunden und gewonnen, mit sichtbarem Erfolge, so daß ich wieder ein ganzes Volk mir entgegen kommen sah.

Auch die Brüder und Schüler begrüßten mich und verschönerten meinen Weihetag mit herzlichen Reden, wie ihnen der Abt auf's rührendste vorangegangen war, mit werthvollen und bedeutsamen Geschenken, und der Cantor sammt seinem Chore mit einer eigens componierten und eingeübten Messe, die mir auch wegen ihrer reichen Gedanken und ihrer köstlichen Arbeit immer eine kräftige Erweckung geblieben, ja, die meine Erweckung aus meinem jahrelangen Nachtwandeln im eigentlichen Sinne des Wortes geworden ist. Wol aus besonderer Freude an meinem Uebertritt, da er mich und zumal meine Liebe zu seiner Kunst hochschätzte, und noch mehr aus Freundschaft zum Abte und zur Ehre seines Ordens, dem er innig ergeben war, hatte wirklich Gerbert bei dieser meiner Weihe=Messe sich des höchsten angestrengt, und allerdings nachher nie etwas ähnliches an Gehalt und Pracht gedichtet. Besonders herrlich war ihm das **credo** *) gelungen und das **resurrexit de mortuis** **) hatte er in voller Freude des Tages zum Glanzpunkte erhoben. Nachdem vorher seelenvolle Altstimmen der Knaben wie klagende und tröstende Engel das **crucifixus, mortuus** und **sepultus** ***) unter dem Begleite von Violinen, Violoncellen tiefen Flöten gesungen, leise und wie in Thränen, fiel dann der Doppelsang ein mit den zwei Sängerchören, zwei Orchestern und Orgeln und pries in stets höher und breiter brausendem Strome des Jubels Auferstehung, Himmelfahrt und ewige Herrlichkeit.

Dieses Werk führten wir während einer Reihe von Jahren nur am Ostertage auf. Es ist auch weit in der Umgegend berühmt geworden und zahlreiche Musikfreunde besuchten jedes Mal unsre Kirche.

Was ich nun in meinen neuen Verhältnissen gesucht, das fand ich, und genoß unter wachsender Befriedigung meiner höchsten Wünsche, bei steigender Thätigkeit, im Einverständniß und Freundschaft mit den meisten der Conventualen eine schöne Reihe von Jahren.

---

*) Das in der Messe zu singende apostolische Glaubensbekenntniß.

**) Auferstanden von den Todten.

***) gekreuzigt, gestorben und begraben.

Unser Stift belebte sich immer mehr als eine Erziehungsanstalt. Die Beherzigung menschlichen Elends und seiner Abwehr, dies war unsre Beschauung, die Bildung des Herzens unser Urbarmachen der Wildniß, der Unterricht unsre Arbeit, die Verbreitung heilsamer Kenntnisse durch lebendige Wissenschaft unser Bücherschreiben: in dieser Auslegung der alten Ordensregel waren mit Salomon und mir die meisten einverstanden, und auch darin, daß ein anderes Schätzesammeln am mindesten den Geistlichen geziemt, daß bloßes Almosen auf Seiten des Gebers und Empfängers gleiche Bettelhaftigkeit und Trägheit sey, und daß ein Zusammenleben wissenschaftlicher Religiosen keinen andern Zweck haben könne, als die gemeinsame Förderung größerer Anstalten, um durch Gottesdienst und Erziehung, durch Gelehrsamkeit und Kunst das Reich Gottes auch uns näher zu bringen.

Bei dem klugen Haushalten des Abtes mangelten dem Kloster auch niemals die Hülfsmittel zur Verminderung der Armut in der Gegend, zur Hebung der Schulen und zur Erhöhung des öffentlichen Gottesdienstes.

Diese Bestrebungen erwarben uns das Wohlgefallen der Regierung, und die Fortschritte der Schulen, deren Einfluß auf mildere Sitten und erhöhtes religiöses Leben sich nach einigen Jahren nicht verkennen ließ, verschafften uns die Zufriedenheit des erleuchteten Bischofs, unter dessen Schutz und persönlicher Freundschaft gegen den Abt dieser nun auch im Klosterleben selbst nach und nach Aenderungen wagte. Zwar zeigten sich einige wenige Conventualen den Neuerungen abgeneigt, und sie hätten es lieber gemächlich beim Alten bewenden lassen, aber sie waren die Minderzahl und aus unsern Schulen wuchsen uns immer wieder rüstige Mitkämpfer heran.

Die allmählige Einführung des deutschen Chorgesanges verursachte besonders dem Cantor Gerbert vielen Verdruß. Er wollte sich vom lateinischen Texte gar nicht trennen und behauptete, ein deutscher Text sey weltlich und er einmal könne nur in lateinischer Sprache recht beten und singen; ja er versicherte: er phantasiere sogar lateinisch.

Biedere Seele! Unter Gesängen bist du damals so schön entschlafen und hast dir unter den Engelstimmen deiner Knaben dein Requiem selbst gespielt. Heute schon oder morgen werde auch ich inne, ob Musik jenseits die Sprache aller sey, was du so gerne glaubtest; das Säuseln des windstillen Waldes, der Hauch der Mitternacht, das leise Wehen eines duftigen Sommermittages: ob das die verdämmernden Töne seyen der Geistermusik, deren Symphonien in den Morgen- und Abendröthen aufflammen, deren Lieder die Wälder und Blumen ausduften, deren Psalmen im Thränenthau widerglänzen der heiligen Dunkelheit, deren ewige Fugen im Firmamente auf- und untertauchen, und deren Pracht nur in wenigen Grundtönen, in der Posaune des Wetters, in dem Pauken-Wirbel des Donners an unserm Ohre vorübergeht, das diese uns rings umgebende Musik der Geister so wenig hören kann, als unser Auge die Luft sieht, auf welcher der Geist wandeln mag, als auf einer festen Bahn. Wol erstarrte, du süßer Liederfreund, auch deine kunstbegabte Hand nicht, denn deine Seele war die Hand, und du hast sie mitgenommen zu einem neuen Saitenspiel und Orgelwerk. Die Welt kennt nur wenige deiner großen und frommen Dichtungen; kaum erinnert sich das Kloster noch bisweilen derselben, und dann zieht dein Geist wieder beseelend durch die Hallen. Es sind doch nur Uebungsblätter, sagtest du oft, ich nehme die beßten Werke mit mir hinüber, wo Tausende mitsingen, deren Lob hienieden im Weinen erstickte, deren Ohr vom Getümmel des Staubes befangen blieb; und ich preise Gott, hienieden zur Seligkeit des Schaffens erwacht zu seyn ungestört von Ruhm und Neid. Am Ende muß auch ein hoher Ruhm schwinden; denn kommende Jahrtausende sollen auch die eigne Kraft üben und werden nicht ewig um das Stammeln der Vorfahren sich bekümmern."

Der Gottesdienst unsers Klosters erhielt durch die Menge der herrlichsten Werke der Dichtkunst und Musik einen solchen Gehalt und Glanz, daß zumal an Festtagen die Kirche die Menge der Besuchenden nicht mehr fassen konnte.

Und gesegnet zeigten sich solche Andachten auch in den Predigern; nie mangelte die alle Wirkung bedingende Begeisterung, und ein Wetteifer war unter uns Predigern entzündet; es wollte keiner gemein erscheinen, wo Alles übrige nach Ungemeinem strebte. —

Zu jener Zeit verschönerte sich auch das Aeußere der Kirche. Das alte, große Bauwerk stand wieder von früheren Verwahrlosungen hergestellt und von mancherlei Flickwerk befreit in seiner Reinheit da. Ein alter Freund Salomons, der geschickter Maler Florens hielt sich damals Jahre lang bei uns auf und durch ihn wurden auch alte Gemälde der Kirche wieder zu Ehren gezogen und mit neuen todte Räume belebt. Allen bedeutungslosen Schmuck und voraus alles Mittelmäßige, Geschmacklose und Unschöne schaffte Florens auf die Seite, denn er war mit uns von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur Vorzügliches eine Kirchenzierde sey, alles Mittelmäßige von Armseligkeit zeuge, das Geschmacklose aber verbilde, Unwahrheit und Wahn befestigen helfe. Die Kunst, sagte er, muß der Phantasie zu Hülfe kommen. Das Evangelium muß von allen Wänden sprechen und die Steine müssen reden. Wo wir im Heiligthume das Auge erheben, da müssen Propheten-, Apostel- und Engel-Augen uns anschauen mit warnenden Blicken, wann wir aus der Zerstreuung der Welt uns noch nicht gesammelt haben, mit freundlichen Grüßen, wann wir in die Gemeinschaft der Heiligen treten wollen; eine verklärte Menschheit muß uns überall umglänzen und den Glauben an dieselbe erheben, und die Heiligen, an die schon das Kind heraufstaunte, werden mit uns durch's Leben geh'n. Nicht als ob schon die Bilder, und wären es auch die vollkommensten, ein Volk erziehen können, sie sind nur ein untergeordnetes Mittel und ohne die übrige Erziehung todt und götzenhaft, aber allen, deren Sinn geübt ist, das Schöne zu verstehen und zu fühlen, sind sie eine Ahnung der Herrlichkeit, die sonst nicht in unser Aug und Ohr dringen würde.

Ich bin auch gestern Abends wieder in der menschenleeren Kirche an den Bildern allen vorübergewandelt. Wie lieb sind sie mir auch jetzt

noch! Wie viele schöne Stunden beschäftigte uns ihr Erneuern, ihre Anordnung, und wie manch gesegneter Gedanke ist mir in ihrem Anschauen aufgegangen. Noch ist dein Altarbild, lieber Florens, dein und unser Menschenfreund unter der Kinderschaar so frisch, als wäre es erst gestern gewesen, da wir es durch die Loblieder bekränzter Jugend einweihten. Jenes Antlitz, das durch die Hallen herabzurufen scheint: Lasset die Kleinen zu mir kommen! wie oft hatte es auch mein gebeugtes Haupt wieder aufgerichtet und mir meine Kinder gezeigt. Ach, und unter den Gruppen deines Gemäldes sah ich uns alle wieder, wie dein lieber Sinn und deine geschickte Hand uns zusammengesellte, dich Florens, den Salomon und Gerbert und mich. Wie freundlich schautet ihr da aus dem Abendlichte hernieder! Waret ihr um mich, daß es mir so selig wurde, daß ich die Lilie in meinem Chorstuhle sah? Was für eine Welt neuer Schönheit muß dir aufgegangen seyn, du große Künstlerseele, da dir hienieden schon überirdische Gestalten und Mienen offenbart waren. Heil, wer so noch zu der Nachwelt spricht; und wenn auch sein Werk verdunkelt und zerfällt, er hat doch geholfen, den Enkel erziehen, daß der wieder auf neue Weise von dem Reiche zeugen kann, in welchem die Lichtgestalten, deren Schattenbilder an unsern Tempelwänden starren, vor uns wandeln werden im Glanze des Aufgangs und uns zuwenden ihr Seelenantlitz. —

Wohl! diese Werke hat der Neid nicht zerstört und die Habsucht sie erhalten; aber Alles andre, was uns damals blühte, wurde, als sich edle Früchte schon entfalteten, von rauher Hand geknickt und mit Füßen getreten.

Ich will den alten Schmerz und Zorn nicht erregen, meine letzten Pulsschläge sollen ruhig seyn und nicht gereizt durch eine verweilende Erinnerung meines neuen und letzten Unglücks.

Salomon starb. — Mancher Kampf der letzten Jahre hatte ihm die Munterkeit seines Greisenalters getrübt, und die Kraft gebrochen. Durch den Wechsel der Regierung und des Bischofsamtes mußte der Schutz und die Unterstützung, die wir früher genossen, endlich dem

Haß unserer Verläumder weichen. Dem Kloster wurden noch zu Salomons Lehrzeiten Conventualen aufgedrungen, die uns nur zu bald ihre Feindschaft gegen alle unsere Anstalten fühlen ließen, und Ungehorsam und Zwietracht unter den Angehörigen anspannen. Desto inniger vereinigten sich die bedrohten Freunde und sie hatten mich zu Salomons Nachfolger bestimmt.

Allein durch List und Gewalt wurde gerade unser furchtbarste Gegner neuer Abt, und mit Einem Schlage sahen wir das Werk so vieler und unsrer schönsten Jahre vernichtet.

Je mehr wir nun suchten, das Bessere zu retten, desto greller führten die Gegner das Alte wieder ein. Die Lehrer-Anstalt wurde als eine ungeheure Kostenlast abgeschafft, und die Zöglinge der übrigen Schulen zerstreuten sich bald, da in die heitern Lehrsäle die Schwelgerei einzog, und dagegen die alten Kloaken des Erdgeschosses wieder zu Schulen bestimmt wurden. Der Chor- und der Altardienst ward eben der alte, unnütze Knechtsdienst der Lippen und Hände, und wir die Galeerensklaven, an die Chorstühle geschmiedet, immer im nämlichen Ruderschlag, der doch das Schiff der Kirche um keinen Schritt fördert. Je mehr wir Trost und Leben in gelehrten Arbeiten suchten, desto boshafter wurde vom Vorsteher unsre Zeit versplittert. Ja, er suchte allen Verkehr seiner Gegner zu stören, und überall belauscht und verfolgt, mußten auch wir sogar auf List denken, nur uns gegenseitig trösten zu können.

Unser Leben war unter dem Heuchelschein des Friedens und der Frömmigkeit eine tägliche Vorschule der Hölle voll ausgesuchter Peinigung.

Damals sah ich wieder nach langen Jahren den Probst, der sonst unser Kloster gemieden hatte, jetzt aber es nicht ermangeln ließ, unsern neuen Abt und seine Wiederherstellungen zu beglückwünschen. Die Leidenschaften hatten den sonst so stattlichen Mann mißhandelt und sehr entstellt.

Der Abt wollte mich wahrscheinlich neuerdings demüthigen, und

lud mich zu des Probsts Gesellschaft an die Tafel. O wie mir dessen freundliche Schadenfreude durch die Seele schnitt! Ich hätte ihm auch kein Wort erwidern können. Der Räuber meines Jugendglückes stand vor mir und schien sich an meinem neuen Elend zu weiden.

Auch dieses Stummseyn mußte ich wie andere Aeußerungen des eignen Willens hart büßen; und gleichwie man ungezogene Knaben behandelt, mit Hunger und Einsperrung, ja mit Schlägen und Pranger, wurden wir Männer gezüchtigt.

Rache und Fluch schossen die Blicke, die während des Psalmen-Singens gewechselt wurden, mit den Mienen der Verwünschung wurde uns das Sakrament gereicht, mit Hohnlachen standen sie am Sarge des zum Tode gequälten Feindes. Da habe ich oft jene Schrecken meines ersten Besuches im Kloster als warnende Vorbedeutung betrachtet und die Wiederkehr ähnlicher Träume in meiner Jugend als Stimmen des Schutzengels, den ich nicht mehr verstehen wollte. Der rohen Umwandlung widersetzten sich freilich die Pfarrherren unserer Dörfer und ihre im Kloster erzogenen Schullehrer, aber beide waren ökonomisch vom Stifte abhängig und die Lehrer zumal, an Weib und Kind gebunden, mußten den bessern Willen den Nahrungssorgen opfern. Doch so viel hatten wir durch unsere jahrelangen Anstrengungen gewonnen, daß die benachbarten Gemeinden manche Verbesserung, die ihnen lieb geworden war, fest hielten. Und das Stift, wenn es nicht seine Kirche öde sehen wollte, durfte uns nicht von der Kanzel stoßen. Das letzte hatten freilich unsere Feinde gerade voraus gethan, aber die Anhänglichkeit des Volkes forderte uns mit Ungestüm auf die Kanzel, und so war es unsre Aufgabe, wenigstens durch unsre Predigten noch so viel als möglich in der allgemeinen Umkehrung Friede aufrecht zu erhalten.

Diese Predigten waren mein letzter Trost und die Bibel und die Poesie erhielten mich des Amts noch tüchtig. Sonst wurde auch die Musik uns vergällt durch den Ungeschmack, der sich unter der Leitung eines rohen Cantors auf die Bühne gedrängt hatte, und auch mein Klavierspiel war mir wegen meiner Nachbarn, deren Schlaf ich nicht

stören sollte, auf Augenblicke beschränkt, in denen sich um so weniger Lust und Erbauung fand. Da wandte ich mich zu den Dichtern und zu Florens Zeichnungen, und träumte mich, fernhin verschlagen auf eine Insel der Wilden, heim in mein seliges Vaterland.

Flucht wurde mein einziges Nachsinnen, und auch die Mühseligkeit eines Sklaven schien mir Erlösung. Wie Wahnsinnige kamen mir täglich die Hohnlachenden und Tückischen vor, und ich selber fühlte meinen Geist erkranken; ich war oft für lange Zeit zu allen Geschäften untüchtig und wie abwesend und verloren, und konnte mich dann wieder von der Trauer über mein Elend nicht loskämpfen: Gedanken an Selbstmord wandelten mich an, oder ein Fieberstrudel von Racheplänen wälzte mich Tag und Nacht; und kehrte Besonnenheit zurück, sann ich wieder nur auf Flucht.

Sie sollte aber nicht meine Errettung werden; ich sollte nicht in der Welt herumirrend mein Leben verseufzen; es war anders und wol besser beschlossen.

Nach der Reihe hatte ich wieder einmal die Sonntagspredigt zu halten. Mein Lieblingsgegenstand war von jeher die Erziehung, und jetzt suchte ich um so mehr die Wohlfahrt der Jugend als das Heil der Zukunft den Eltern ans Herz zu legen. Ich hatte mich vorbereitet, über den Segen Gottes im Besitze von Kindern zu reden und mich dabei den Erinnerungen überlassen an längst entschwundenes Liebesglück. Antonia stand wieder vor mir. Ich will sie aufsuchen, dachte ich oft in meinen Planen zur Flucht; wenn mir niemand helfen kann, so doch sie. Ich hatte von ihr nie mehr etwas erfahren, als daß sie mit einem Gatten im Innern von Frankreich lebe. Aber jene mir vorschwebenden alten Freuden und Hoffnungen machten meine Verödung zu neuer Qual, und ich saß noch da in stillen Thränen, als die Glocke mich auf die Kanzel rief.

Da war die Jugend wieder vor mir mit ihren frischen Augen, Wangen und Locken, im Festgewand Blumenschmucke, und die Väter und Mütter hiengen mit Blicken des Wohlgefallens an den blühen-

den Mädchen und Knaben. Ich sprach: wie selig es für Eltern seyn müsse, die vom Himmel anvertrauten Wesen dem Herrn zuzuführen und zu beten mit den Engelseelen, die das Angesicht des Herrn allzeit sehen, immer an die Reinheit und Güte erinnert zu werden, in der wir die Säuglinge zum Leben erwachen sehen, und zu der wir wiedergeboren werden sollen. Ich pries das Glück, von Kindern geliebt zu seyn, in allen Sorgen durch sie ermuntert, und aus allen Verfolgungen in ihren heiligen Kreis flüchten zu können. Ich segnete die unzähligen Freuden des häuslichen Glückes, die frohe Aussicht auf den Tod, da Enkel unser Tagewerk fortsetzen. Ich war ergriffen, wie noch nie, und sprach mit dem Schmerz jenes alten Verlustes, aus der Wüstenei meines Lebens mit der Sehnsucht eines Verschmachtenden, und rings begegneten Thränen des Mitleids den meinen, die mir die Stimme erstickten. — Und siehe! da trat unter die Kirchenpforte ein schöner Mann mit zwei schlanken Töchtern, und neben ihm die Wohlgestalt seiner Frau mit zwei blühenden Knaben, sie schritt vor, schlug die Augen zu mir empor. — Es war Antonia! Ich weiß nur noch, daß kalte Finsterniß über mich kam.

---

Noch lag ich schlummernd in Träumen; mit dem Gefühle eines Genesenden und dem Wohlseyn der Erquickung eines tiefen Schlafes hielt ich die Traumbilder fest; — da säuselten in meinen Schlummer Töne der Erinnerung aus jener Weihemesse von meinem Freund Gerbert, die klagenden Knabenstimmen sangen: mortuus est et sepultus und wieder wendete ich das Haupt vom Licht, den herrlichen Traum nicht zu verlieren — da mit einem Mal riß es mich vom Lager, das resurrexit erscholl von beiden Orgeln und Chören. Gott, es ist Ostern rief ich, und ich habe mich verträumt! Aber welch ein neuer Schrecken: weiße Locken wallten mir in die Augen, ein weißer Bart fiel auf meine Brust. Allmächtiger! ist es wahr, durchwandert der Geist mehr als Einen Menschenkörper! Ist er auch im fremden Körper

einer Person bewußt? Ich fiel nieder betend und weinend, in Erstaunen und Entsetzen.

So fand mich mein Wärter und wollte fliehen, als ich ihn anredete. Dann aber fiel er mir um den Hals und begrüßte mich als einen vom Tode Erstandenen. So bin ich noch unter euch Menschen, seufzte ich, und noch im Kloster! Wie lange habe ich denn geschlafen und geträumt, welch eine tödtliche Krankheit überstanden, daß meine Haare ergrauten und meine Hände verwelkten? Und wo ist Antonia? Lange, lange, ist es, Herr, sagte der Wärter, seit ich Euch besorge. Ihr hattet schon öfter vorher ängstliche Zufälle, da befiel Euch auf der Kanzel jählings ein Fieber, Ihr waret dem Tode nahe, in fürchterlichen Gluthen verzehrtet Ihr Euch fast bis auf den letzten Lebenstropfen, da aber seyd Ihr in einen tagelangen Schlummer gefallen, der hat Euch gestärkt; ihr seyd wieder aufgestanden, habt aber fortgeträumt wie in jenem Fieber bis auf diese Stunde. Gott sey gelobt, der Euch den Traum benommen und das Bewußtseyn wiedergiebt.

Ja, wie eine lange Nacht liegt es hinter mir. Was ich verloren an Zeit und nützlicher Thätigkeit wie viel! und auch wieder wie wenig vor dir, dem tausend Jahre sind wie eine Nachtwache, vor dir, der du den Glauben an Ewigkeit zum Leben unsers Geistes machst!

Ich frage nicht, Allgütiger! warum du mich nicht diesem Schlafe enthoben und durch deinen Wink schon damals schnell, wie meinen Vater, in dein Lichtreich aufgenommen; denn ich weiß, es wird sich mir bald Alles enträthseln. Ich preise dich, daß ich d e n k e, daß ich erfahren, es gebe kein Aufhören des Geistes, und aus der dunkelsten Nacht, aus dem jahrelangen Schlaf erstehe der Gedanke in frischer Munterkeit, wie der Glanz des Edelsteins nicht erlischt, und läge er Jahrtausende in den Finsternissen des Gebirges. So bin ich schon gestorben und preise anbetend die Wunder der Auferstehung. Wie du die Traumbinde von meinen Augen genommen, Allmächtiger, wirst du auch mein Leichentuch lösen und mich hinführen in deinen neuen Garten!

Ich sollte auch nicht in Zweifeln an der ewigen Ordnung Gottes von hinnen scheiden. Und so sehe ich auch unter der Pflege meiner alt gewordenen Zöglinge in der Nachbarschaft manchen Baum erwachsen, dessen Keim wir einst eingesenkt. Selbst einige von Gerberts und meinen Liedern sind im Munde eines neuen Geschlechtes und einen ganzen Frühlingsgarten neuer Dichtungen sehe ich am milden Lichte des Friedens erblühet, und die Schöpfung auch in den neuen mir unbekannten Geschlechtern ewig jung.

Nur in diesem Kloster ist alles zurückgesunken. Es war auch bloß Berechnung, die Menge der Wallfahrer aufs neue herzulocken, daß man Gerberts Auferstehungs-Messe durch fremde Künstler wieder aufführen ließ.

Mein Rudolf ist im Läuterungsfeuer heißer Arbeit, beim Pfluge und der Sichel als armer Hausvater wieder die gute Seele geworden, die mich in der Kindheit liebte, und würdig seiner Antonia, die ihren Kindern und Enkeln schon vorgegangen ist in die Heimat ihrer Liebe.

O daß ich damals dich so wiedersehen, daß deine Reise und Rast und die Sonntagsfeier dich gerade in die Klosterkirche führen mußte, wo du mich nicht vermuthetest; daß mein Erkennen auch dir bittre Leiden brachte? Doch ich will nicht fragen, Antonia, ich stehe an der Schwelle, und schon das Wiedersehen wird alles entschleiern und alles vergüten.

Immer loser fühle ich mich an den Staub geknüpft, die Flügel meiner Seele regen sich und der beengende Sarg fällt aus einander. Mein Schlaf ist ein helleres Wachen, ich fühle die Seligkeit, des Körpers entlastet, dahinzuschweben, alle Gedanken werden mir Gedicht und Melodie, die heilige Schrift tönet und strahlet in neuer Wonne und verklärte Gestalten schreiten mir die Heiligen vorüber. Ich fühle, ich weiß es, diese Woche noch kommst du, o Tod, mein Freudenengel.

Was ich noch besorgen wollte, ist geschehen, meinem Rudolf habe ich den letzten Gruß geschickt, die Nachbarn auf morgendes Wieder-

sehen behütet und auch von meinen Hausgenossen Abschied genommen; und ach sie verstanden meine friedlichen Worte nicht!

Alle meine alten Lieblingsplätze habe ich noch besucht und gesegnet und meinem Gebeine die Ruhestätte erbeten neben der Linde und den Blumenhügeln Salomons und der andern Freunde.

So werde ich in diesem Stuhle mich hinlehnen, die Hände falten und entschweben.

Und sie werden mich finden, ein zerfallenes Saitenspiel. Der Schüler hat in Freud und Leid die ersten Uebungen damit erlernt der ewigen Harmonie. Und der Meister erhörte die Bitte der von ihm selbst erfachten Sehnsucht und gab ihm zu neuen Liedern ein neues Saitenspiel."

---

# Spiel und Gewinn
## am eidgenössischen Schützenfeste zu Aarau 1849.

---

Roth und Weiß,
Diesen Farben sey der Preiß,
Wo in unsrer Fahn' sie wehen,
Lilien neben Rosen stehen,
Alpenröslein bei dem Schnee!

Oben am Zürcher See, wo ihn die grünen und duftig blauen Abhänge der Vorberge umgeben, von der Hohen-Rohne und dem Etzel Alphütten scheinen, und über denselben schon in näherer Majestät Schneegebirge ragen und glänzen — dort steht in einer Bucht, umkränzt von Bäumen und Reben, ein schmuckes Haus. Im Wohnzimmer, das die ganze Breite des Hauses einnimmt, viele und helle Fenster hat vorn und zu beiden Seiten, und das die Heiterkeit selber ist, sieht man nach Richtenschwil hinüber, den See hinunter dort nach Wädenschwil und Horgen, hier nach Meilen und den hinaustretenden Hügel von Herrliberg mit seiner Kirche, den See hinauf nach dem leuchtenden Rapperschwil, seiner den See verbindenden langen Brücke und zwischen den höhern Bergen im blauen Dufte den Eingang ins Gebirg. So ist die Aussicht der Wohnstube des in der Gegend geehrten, bereits ergrauten Zunftrichters. Er hat seinen Stuhl und Tisch auf der rechten Seite und sieht jedes Schiff und Segel den See herauf; es sind heute ihrer eine größere Zahl, denn es ist Freitag Abend und die Segel kehren zurück vom Wochenmarkt in der Stadt Zürich; zugleich von den Schriften, die er eben vor sich hat, aufblickend, sieht er die das Haus umgebenden Gärten,

Wiesen und Aecker. Auf der linken Seite der Fenster sitzt seine Frau, und bemerkt die Dampfboote, wie sie von Rapperschwil abfahren, hier und dort landen; ihr entgeht auf und ab kein noch so kleiner Nachen; und Knecht und Magd im Garten sehen der Frauen Blick auf ihrer Hand. Diese Beaufsichtigung wäre heute um so weniger nöthig, da ihr einziger Sohn Konrad die Arbeiter in Thätigkeit erhält, selber rastlos hilft und jetzt noch am späteren Abend fortarbeitet. „Er scheint, sagte die Mutter, etwas vor zu haben, daß er Manches schon vor Ende der Woche zu beendigen sucht. Es ist vielleicht doch deswegen, weil die Base morgen auf Besuch kömmt. Ich sehe es gerne, daß er daraufhin Alles noch mehr in Ordnung haben und Muße gewinnen will. O wenn er doch einmal Ernst machen wollte; ist doch Friederike so hübsch und artig, auch wenn sie weniger reich wäre, als sie jetzt schon ist, und wenn sie auch viel minder noch zu ererben hätte."

„Lassen wir das werden, sagte der Vater. Du weißt, Hindeutungen weicht er aus oder sie verstimmen ihn. Dergleichen muß sich von selbst machen." — „Aber, erwiederte die Mutter, wie Mancher wäre glücklicher, wenn er sich hätte rathen lassen." — „Und wie Mancher, entgegnete der Vater, weniger unglücklich, wenn er mit eigenen unverblendeten Augen gesehen hätte. Zudem hat Konrad die Vergleichung mit seiner ach so früh hingeschiedenen Braut noch immer nahe. Und was war die Marie eine vortreffliche Tochter — o die selige! Und er kann und wird sie nicht vergessen; er vermag daher auch so lang nicht, zu einer neuen Verbindung sich zu entschließen, so sehr wir dies bei unserm vorgerückten Alter wünschen." — „Aber würde er mit der Friederike nicht glücklich?" sagte die Mutter. „Wir wünschen es, antwortete der Vater, und was wir wünschen, glauben wir; das Glück wird bedingt durch die Neigung, der bleibenden, ja wachsenden; lassen wir diese entscheiden!"

Beim Nachtessen ließen Konrads Berichte und Fragen über die Landarbeiten und deßhalb neu zu treffende Abreden und Anordnungen

keinen Raum für andre Gespräche. Als er dann der Mutter die Hand bot und eine gute Nacht wünschte, sagte sie: „Morgen also kömmt die Base Friederike." — „Gut, sagte er, da bringt sie uns eine Welt von Neuigkeiten, und wol eine neue Welt; ist sie ja seit ihrem letzten Besuche in wälschen Landen gewesen." — „Sehr zu ihrem Vortheil;" bemerkte die Mutter. „Desto besser," sagte Konrad, drückte auch dem Vater die Hand und gieng auf seine Stube.

Es war das Gibelzimmer; auch dieses hatte Fenster an den drei Seiten, gegen den See eine Fensterthüre und eine Altane; es war hoch und geräumig und seine Einrichtung und Ausstattung gab eine nicht geringe Vorstellung von seinem Bewohner; neben der Thür rechts gegen Abend in der Vertiefung der Alkoven, drin das Bett, an der Wand vorüber das in Oel gemahlte Bild einer blühenden Jungfrau, in den braunen Locken den Brautkranz, ein Antlitz und Wesen von unaussprechlicher Liebe, rings um dasselbe in zierlichen Gefäßen gepflegter frischer Epheu; in der andern Vertiefung neben der Thüre links gegen Morgen der Schreibtisch und eine auserlesene Büchersammlung; denn er hatte als der einzige Sohn reicher Eltern, ohne gerade einen gelehrten Beruf zu wählen, höhere Schulen und auch die Universität besucht; draußen im Zimmer auf der einen Seite stand der Flügel, auf der andern das Ruhebett, drüber geschmackvoll aufgehängt vortreffliche und köstliche Stutzer und Flinten, Schieß- und Jagdgeräthe.

Er öffnete die Fensterthüre, die kühlere Nachtluft hereinzulassen. Da eben die Mondscheibe sich erhob, stand er, das Schauspiel zu genießen, auf die Altane, und fand sich wieder vor welch einer Bühne! Der hohe Himmel rein im Glanze der Sterne, im Mondenschein strahlend das Schneegebirg, ernst aus ewiger Stille herab; lichte Nebel erhoben sich von ihnen hier und dort und verflogen im Blauen, einzelne Felswände, Gletscher, Schneehalden und weiße Hütten an den Alpen traten schimmernd hervor, von jenseits schienen aus den Ortschaften noch Lichter; aber schon ruhte rings des Tages Geräusch

und Arbeit; schon war Alles tief und feierlich stille; auch ein ferner Ruderschlag hörte sich; kein Lüftchen wehte; der See war spiegelglatt, drüber die lange, breite, goldne Straße des Mondenscheines grade nach Ufenau hin, das Kirchlein dort bei des Helden Grab auch noch beleuchtet; die lange Brücke von Rapperschwil nun über Licht und Glanz führend in Dämmerungen und Schatten der Geisterwelt, diese herwehend in Wohlgerüchen der Heuernte duftigster Alpenkräuter, der blühenden Weingelände, der Rosen, Lilien und Nelken aus den Gärten, der Jasmin- und Orangenbäumchen rings um ihn auf dem Balkone. Die herrliche Nacht weckte ihn zu neuer Munterkeit, so unzählige Male er schon dies Schauspiel genossen. Die seligsten Stunden fühlte er sich wieder erfrischt und nahe gebracht durch die Sommernacht. Er saß an den Flügel und sang:

Willkommen, o silberner Mond! — —
Ihr Edleren, ach es bewächst
Euere Mahle schon ernstes Moos.
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht.

Er ergieng sich in Phantasieen über diese ihm auch durch Erinnerungen so liebe Melodie Glucks. Aber wie er während des Phantasierens hinausschaute in die Herrlichkeit der Nacht, und Kühle und würzigster Duft hereinwehte, durchklang diese Frische und seine Jugend auch seine Phantasieen, es mischten sich andre und lebenslustige Melodieen ein.

„Ja, sagte er, wie er zum Schlusse noch Webers Jägerchor gespielt hatte, ich will mir frischen Muth holen und neue Lebensfreude am eidgenössischen Schießen in Aarau. Und daß ich nicht wieder zögere und aufschiebe und mich hinhalten lasse, bis es zu spät ist, so sey alsobald aufgebrochen; morgen ist Samstag und am Sonntag beginnt das Fest.“

Damit nahm er seine beßte Büchse von der Wand, sie war der

Preis eines früheren Festes, ausgezeichnet auch durch das eingelegte Bildwerk von Silber; er betrachtete sie mit neuem Wohlgefallen, hob sie mit dem Gefühl der Meisterschaft in dieser Waffe, er holte dann hervor, was er alles zunächst zum Schießen und für eine mehrtägige Abwesenheit nöthig hielt, und machte sein Reisegepäck fertig.

Wie er dann endlich ermüdet an dem von Epheu umrankten Bilde vorübergieng, hob er das Licht und heller strahlte das holde Angesicht; er sagte: „Du zürnest nicht, liebe Marie; ach ich weiß es, gewinne ich neuen Lebensmuth, ist's auch deine Freude, und du segnest mich.“

Am Morgen ordnete er für die folgenden Tage noch alles Nöthige in und um das Haus. Beim Frühstück sagte er dann dem Vater: „Ihr habet zwar noch nichts von dem morgen zu eröffnenden eidgenössischen Schießen gesprochen, aber da Ihr mich zum Besuch der früheren selber aufgefordert, ja zuerst mich sogar selbst an dieselben mitgenommen, so werdet Ihr es natürlich finden, daß ich nun diesmal nicht wegbleibe. Und in der That ich habe mich so eingerichtet und für etliche Tage alles so in Ordnung gebracht, daß ich mich leicht für eine Woche entfernen kann, ohne Euch selbst viele Mühe zu verursachen, und so will ich denn noch diesen Vormittag nach Zürich und von dort nach Aarau hinüber.“ — „Aber diesen Morgen erwarten wir ja die Friederike,“ fiel die Mutter ein. Und der Vater bemerkte: „Wenn es nur nicht nach Aarau gienge; du weißt, daß es mich dorthin nicht mehr zieht, so freundlich es bei der Stiftung des Festes vor fünfundzwanzig Jahren dort gewesen war. Es ist von dort später auch Manches ausgegangen, was mich und viele tausend biedere Schweizer tief erschreckte und kränkte, und Tage zur Folge hatte, die die bängsten und traurigsten in meinem Leben waren, und die ich wahrlich zum zweiten Mal nicht mehr erleben möchte. Und ich befürchte, es treten in den nächsten Tagen Ereignisse ein, die dort leicht zu Schritten verleiten könnten, welche zu neuer Verwirrung des Vaterlandes führen müßten. Ich kenne diese politischen Schwärmereien!“

Konrad antwortete: „Das Bedürfniß innern Friedens ist zu allgemein, ebenso die Rückkehr zur Besonnenheit. Von Eintracht, Verbrüderung und Versöhnung sprechen ja alle Fest-Einladungen. Da höret nur wieder diese neue, Heran überschriebene."

Ihr Schweizer-Schützen, all heran
Und ihr, die sie begleitet,
Hier an der Aar' auf hübschem Plan
Ist euch das Fest bereitet.
In Strömen kommt, wie Fluß und Bach
Zu uns hernieder fließen,
Und wie all' ihren Ufern nach
Die Fluren grüner sprießen.
Zum Friedensfeste kommt heran,
Derweil von Land zu Lande
Des Weltsturms Kriegeswogen nahn
Rings unserm Inselrande,
Daß wir am Fest des Friedens noch
Uns nah' und näher treten
Und Hand in Hand geloben hoch,
Das Vaterland zu retten.
Heran zum höchsten Kampf und Preiß:
Uns selber zu bezwingen!
Und wer uns zu versöhnen weiß,
Wird Heil dem Lande bringen.
Ja durch Verbrüderung wird seyn
Jedweder ein Befreier,
In ihr ist Sieg und sie allein
Des Festes höchste Feier.
Grüß' Angesicht zu Angesicht
Sich freundlich aller Seiten;
Doch auch der Ernst, er mangle nicht
Im Ernste dieser Zeiten!
Die ernsten Kirchenglocken soll'n
Das Bruderfest verkünden;
„Das walte Gott!" mit diesem woll'n
Wir innig uns verbünden!
Hinunter soll der Aare Fluth,
Der Rhein die Kunde tragen:

Die Schweizer all' sind auf der Hut,
Sie werden alles wagen
Für ihres Friedens Glück — und preis
Nicht seine Veste geben:
Das ist im enggeschloßnen Kreis
Ihr Schwur auf Tod und Leben."

„Schöne Worte, erwiederte der Vater; zu einer aufrichtigen, unbedingten Amnestie kann sich die Höhe der Zeit, die für sich und ihresgleichen nach allen Himmelsgegenden hin Amnestie verlangt und gern vorschreiben möchte, — selbst noch nicht erschwingen. Siebenzig sieben Mal soll man ihnen verzeihen und sie sind die Schalksknechte, so die Mitknechte greifen und würgen. Wahrlich es geht eher ein Kameel durch ein Nadelöhr denn ein solcher Geistreicher ins Himmelreich. Es wird nun auch Versöhnung und Verbrüderung eine Redensart; und wir sind im Zeitalter der Redensarten. Die großen Zehnten des Rechts, der Treue und des Glaubens sind um Spottpreise losgekauft worden; Minze, Till und Kümmel der Redensarten werden verzehntet. Und du wirst wieder ganze Lasten und Fuhren dieser Kleinzehnten abliefern sehen." „Ich gehe, sagte Konrad, nicht des Redens sondern des Schießens wegen, und da habt Ihr mich gelehrt, auch des Ausredens mich zu müßigen, und so hoffe ich, wiederum die nicht mindeste Gabe heimzuholen. Ihr wisset ja am beßten, wir Schützen bekümmern uns weniger um die Reden; an unserm Orte fehlen wir minder unsern Zweck als die Redner den ihren; ihnen mangelt die Ruhe, sie schießen zu tief, daß es stäubt oder spritzt, oder zu hoch — in die Wolken; sehr vielen mangelt auch die gute Ladung. — Wie wär's? lieber Vater, kommt selber mit, wenn auch einer der ältesten — Ihr seyd ein Mitstifter des Festes und wäret noch immer einer der beßten Schützen." — Der Vater, durch diese Wendung von seinen politischen Bedenklichkeiten auf seine Hauptliebhaberei gebracht, erwiederte: „Ich darf es nicht wagen; komme ich, so muß ich schießen, ich weiß es, zu mächtig wäre die Versuchung, zu groß die Lust. Aber seit meiner letzten Krankheit fühle ich meinen

Arm schwächer, auch mein Aug hat abgenommen; und du weißt, auf unsrer Schießstätte wollte es mir diesen Sommer nicht immer glücken wie sonst.“ „Und die Friederike? sagte die Mutter; wollt Ihr denn beide das Haus verlassen, eben wie sie auf Besuch eintritt? das wäre mir eine liebenswürdige Freundlichkeit.“ „Sie bleibt ja einige Zeit da, entgegnete Konrad, und so kann ihr noch immer die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet werden!“ „Und wer weiß, fuhr der Vater fort, es wandelt mich im Lauf der Woche noch die Lust an, mit dir, Mutter, und der Friederike den Konrad in Aarau zu besuchen; was meinst du? denn daß er hinübergehe, will ich allerdings nicht wehren.“

„Nun das ließe sich hören, sagte die Mutter. Aber sehet, da haben wir das Dampfschiff; in's Boot steigt — und wie unerschrocken und sicher! ein Frauenzimmer; Gepäck wird hinuntergehoben; sie rudern unsrer Bucht zu; das ist Friederike; — eilen wir entgegen!“

Sie war's. Die Mutter reichte ihr die Hand, küßte sie und sagte, — sie mit Wohlgefallen betrachtend: „Wie sehr, wie schön bist du noch gewachsen; die Fremde bekam dir wohl; wahrlich du blühest wie eine Rose.“ „Die Morgen- und See-Luft, erwiederte die Base, machte allerdings etwas frisch; und was Ihr sonst zu bemerken meint, ist die Freude, Euch wieder zu sehen und Euch nun so wohl wieder anzutreffen; auch der Herr Vetter Zunftrichter sieht muntrer aus, denn ich nach der Krankheit, von der mir geschrieben ward, erwarten durfte.“ Dem Konrad machte sie eine stumme Verbeugung: er erwiederte sie ebenso. „Ihr dürfet Euch, sagte die Mutter, wol auch die Hand geben; hattet Ihr Euch doch bis jetzt noch immer gedutzt.“ Statt dessen bot er ihr den Arm und führte sie durch den Garten in's Haus, sich unbefangen nach dem Verlauf ihrer Reise und dem Befinden der Freunde und Verwandten in ihrer Heimat erkundigend.

Er hatte bis zur Wiederkunft des Dampfbootes noch ein Paar Stunden Zeit und mußte sie, da er dann verreisen wollte, um so mehr in Friederikens Gesellschaft zubringen. Sie hatte sich alsobald umgekleidet. Die Mutter bewunderte die Feinheit und Neuheit des

Stoffes, der Mode und den Geschmack des Putzes. Friederike sprach viel und geläufig, gab auch zu verstehen, daß sie im Französischen sich leicht und gewählt ausdrücke. Die Mutter leuchtete vor Freude; den Vater kurzweilten die Neuigkeiten; Konrad beobachtete. Als er dann abreisen wollte und den Stutzer zur Hand nahm, ihn zu umhüllen, bat Friederike, ihr denselben zu zeigen. Sie bewunderte ihn, schlug ihn sogar an. „Sie halten ihn trotz einem Schützen, sagte der Zunftrichter, haben Sie schon geschossen?“ Freilich, antwortete sie; es gehörte auch das zu unsern Turn-Uebungen. „Es steht dir gar nicht übel,“ sagte die Mutter. Wie dann Konrad aufbrechen mußte, eilte ihm die Mutter nach: „Nun — wie gefällt dir Friederike, ist sie nicht schön, geistreich, liebenswürdig?“ „Sie ist wohl-ja feingewachsen, sagte Konrad, sie ist hübsch, gesund und frisch und selbst etwas keck; das übrige muß die Zeit lehren; eine artige Base bleibt sie jedenfalls.“ — Weggehend hatte er noch empfohlen, ihm seine Blumen und jenen Epheu am Bilde feucht erhalten zu lassen. —

Was das für ein Bild sey? fragte die Base bald nach Konrads Weggange. Die Mutter führte sie in sein Zimmer. Mariens Bild flüchtig ansehend, sagte Friederike: „sie scheint eine Schwärmerinn gewesen zu seyn.“ Die Titel der kleinen Bibliothek Konrads lesend, bemerkte sie fast erschrocken: „Mein Gott, der Vetter scheint ein Gelehrter zu seyn oder werden zu wollen.“ Und als sie die neben dem Flügel aufgeschichtete Musik sah, sagte sie: „Ich finde da auch nicht ein einziges neues besseres Stück, lauter Musik, die mein Meister altväterisch und steif nannte.“ Und damit saß sie an den Flügel und spielte mit ziemlicher Fertigkeit die neuesten Tänze. „Dergleichen, sagte die Mutter, habe ich den Sohn noch gar nie spielen hören; du mußt ihm eben Geschmack für bessere Musik beibringen.“ Auf dem Balkon schienen ihr weder die seltenen Blumen noch die zaubervolle Aussicht bemerkenswerth. „Aber, sagte sie, in's Zimmer wieder eintretend und sich noch einmal drin umsehend: Es ist ja in des Vetters Zimmer nur kein Spiegel.“ Der Mutter war dieß noch nie aufge-

fallen und fiel ihr jetzt fast auf's Herz und sie meinte: „Diesem Mangel muß in der That abgeholfen, und Konrad mit dem neuen Zimmerschmucke bei seiner Heimkunft überrascht werden."

Er indessen traf auf dem Dampfschiffe Glarner, Bündtner und andere Schützen, die das eidgenössische Schützen-Banner begleiteten, das diesen Abend noch in Aarau eintreffen sollte. Er war von den Schießfesten her vielen bekannt und wurde froh begrüßt. In der Freude der Reisegefährten, welche den Zürich-See noch wenig oder nie befahren und die über dessen Reize laut wurde, genoß auch er diese auf's neue und machte auf Lieblichkeiten aufmerksam, die sich für den Vorübereilenden im großen Gemälde verlieren. —

Bald waren sie — wieder auf den Flügeln des Dampfes — in Baden. Wie das leuchtende Zürich an seinem breiten Wasserspiegel, so bot auch das Städtchen Baden mit seinen Schloßruinen, seinen mittelalterlichen Thürmen in der Enge des malerischen Thales, umgeben von sanften Hügeln und ragenden Felsen manigfachen Reiz. — Nach Baden waren Abgeordnete von Aarau gekommen, das Bannergeleit zu begrüßen. Die Bewillkommnungen sowie der Ehrentrunk feuriger Badener-Weine gaben einen guten Fest-Vorgeschmack und ließen merken, daß Aargau gesegnet sey nicht nur mit Wasser-Heilquellen. Nun folgte die dritte Abwechslung der Reisefahrt und in den Wagen giengs durch die überall mit Ehrenpforten, Kränzen und Inschriften festlich geschmückten Ortschaften über die Hügel und Flächen nach Lenzburg. Bald zeigte sich seine leuchtende Burg; mit Lust verfolgte das Auge die schön geschwungenen Formen des Jura vom Schwarzwald her über die Habsburg und Bruneck und den Bözberg hinauf bis in die Gegend von Solothurn. Aargau, hieß es, ist ein schönes Land, ein grünes, mit seinen Wiesen und Wäldern, Bächen, Seen und Flüssen, ein gesegnetes mit seinen Saaten, Rebgeländen, reich an Abwechslung und lieblichen Landschaften und Vordergründen mit den Fernsichten in die Alpen.

Man zeigte sich im Jura die Gisula- und Wasserfluh in blauer

Ferne als das Ende der Fahrt. Es war aber sobald nicht erreicht. Den grüßenden Freunden in Lenzburg mußten auch ein Paar Stunden gewidmet, es mußte die Aussicht vom Schloße genossen werden. Schon schaute dort feurig der Glärnisch über die waldigen Hügel herein, glänzte im Abendlichte das Wiesenthal gegen Wildegg hinunter und zeigten sich die vielen Juragipfel, und über den rothen Bözberg hinaus die Höhen des Schwarzwaldes purpurblau, als aus den saatenumwalleten Dörfern im weiten Kreis und von ihren Kirchthürmen das Glockengeläute erinnerte, daß es Samstag Abend und Zeit sey, nach dem nahen Aarau aufzubrechen. Wieder gieng es durch bekränzte Ortschaften: — der Zug des Bannergeleits war länger geworden; am Feierabend das am Wege grüßende Volk zahlreicher, je näher der Stadt desto dichter geschaart. Die Kadetten der Schulen Aarau's begrüßten die Kommenden mit Schüssen ihrer Kanonen, mit Märschen ihrer Musik. Von allen Thürmen und Gibeln und Fenstern wehten schon die eidgenössischen Farben. Ueberall bewillkommten Wimpel, Kranzgewinde, Inschriften. An der Ehrenpforte grüßte der Spruch:

„Willkommen!" ruft der Ort, der klein,
Doch klein sich jetzt nicht fühlt noch sieht,
Er fühlt das Vaterland, es zieht
Ja selbst zum Feste bei ihm ein.

Wieder wurden Reden gewechselt; das Banner endlich den Mauern Aarau's anvertraut; und erst jetzt recht von den Reise-Rasten im Casino ausgeruht unter neuen Begrüßungen alter Freunde.

Es war schon spät geworden und nun Zeit, sich nach einer Wohnung umzusehen; solche waren von dem gastfreundlichen Aarau in Menge anerboten. Da Konrad die acht Tage bleiben wollte, zog er dem Geräusch und Gedräng eines Gasthofes, besonders auch der nächtlichen Ruhe wegen, die Stille einer Privatwohnung vor und ließ sich durch einen Bekannten eine auswählen. Er wurde zu einer bejahrteren Wittwe geführt; diese empfieng ihn gar freundlich und mit offenbarer Freude, schon am Vorabend einen der Herren Gäste

eintreten zu sehen und durch Beherbergung desselben ihre Theilnahme am Feste zu zeigen und ihren Beitrag zum Gelingen desselben zu geben. „Aber, sagte Konrad, ich werde Ihnen wohl überlästig, wenn ich über die ganze Festzeit hier bleibe; und die Wohnung zu ändern, wäre mir doch auch nicht lieb.“ „Desto besser, sagte die Wittwe, und so ist uns beiden geholfen; möge es Ihnen hier nur gefallen!“ Und so öffnete sie ihm ein freundliches Zimmer, das in einen Garten und ins grüne Land hinaus sah. „Wem sollte es da nicht gefallen, sagte Konrad, es ist ja so wohnlich und heimlich, so kühl und still, wie gemacht zur Zuflucht aus dem Geräusch und Getöse.“ Mit Wohlgefallen bemerkte die Wittwe, wie sorgfältig der schmucke Herr es vermied, mit dem staubigen Schuh auf den blumigen, eigens aufs Fest gefertigten und kaum noch vollendeten Bodenteppich zu treten, und wie er das Geschoß und Gepäck nicht etwa auf den wie ein Spiegel glänzenden, frisch lakierten Tisch sondern auf den Boden in eine Ecke stellte. Sie öffnete ihm Schublade und Schrank, daß er sein Reisegeräthe einräume. „Sehr gut, sagte Konrad, denn auch ich habe nicht gern etwas herumliegen.“ „Dieß sieht sich Ihnen an,“ entgegnete die Wittwe vergnügt. „Und soll Ihnen die Ordnung des Zimmers, fuhr Konrad fort, so wenig als möglich gestört werden, damit Sie es den Tag über gleichwohl benützen können, denn ich werde doch nur Nachts in dasselbe zurückkehren.“ „Nein, nein, sagte die Wittwe, es gehört jetzt ausschließlich Ihnen; und was Sie Dienste nöthig haben, soll Ihnen bereit seyn.“ Konrad dankte; er bedürfe nunmehr nichts weiter. „Nun, sagte die Wittwe, so erlauben Sie, daß ich noch an unsre letzte Festvorbereitung gehe. Alle Gassen schmückten sich bereits mit Kränzen, daß die unsre die einzige schmucklose wäre; das soll nicht seyn, und so haben wir uns noch diesen Abend entschlossen, ein Laubgewind zu flechten und sind damit eben im Garten beschäftigt.“ „Da komme ich nach, sagte Konrad, vielleicht kann ich etwas helfen.“ „Ihre Gesellschaft wird uns erwünscht seyn,“ sagte weggehend die Wittwe.

Nun fieng Konrad an einzuräumen. Dann öffnete er das Fenster, so viel die spätere Dämmerung erlaubte, auch in den Garten hinunter und in das Feld hinaus zu sehen. Unter den Fenstern war in der Breite des Hauses eine Rebenlaube; hier wurde das Laubgewind geflochten. Er vernahm die ordnende Stimme der Wittwe, dann eine ihr widersprechende etwas helle, eines, wie es ihn dünkte, jungen Mannes; denn sehen konnte er des Weinlaubes wegen Niemand; und nun ließ sich beschwichtigend noch eine Stimme hören und welch eine süße, reine, seelenvolle! — Was für ein Wesen kündet diese liebliche, runde weder zu hohe noch zu tiefe Stimme? offenbar kein Kind, aber doch eine zarte Jugend; wie weich und lind ist sie und doch nicht ohne Kraft und schon von bestimmtem Charakter; offenbar einer Jungfrau Stimme — ist es ein kleines, feines Fräulein? — schwerlich; — ist sie lang, schmächtig, blauen Auges? — die Stimme ist anderer Färbung; ist *sie* schwarz und mittleren Wuchses? es könnte seyn; — oder sie ist wol braun gelockt und wohlgebaut? und wenn Aug und Stirne, Blick und Mund, Wuchs und Haltung und Gang, und Hand und Gebärde und Seele und Geist dieser Stimme entspricht — welch eine feine und seltene Schönheit! Wieder tadelt die helle und begütigt die milde Stimme; er hört nun auch wie verständig, überlegen und überzeugend. Was ist das für ein Verhältniß? Sind es Geschwister oder Verwandte? Die Wittwe einmal sagt zu Beiden *du*. Es läßt sich vernehmen, er heißt Gabriel und sie Flora; er spricht schweizerisch und sie ein reines Deutsch. Gabriel sagt: „Wir müssen zeigen, daß hier Leute von Geschmack wohnen, die schon etwas gesehen haben; unser Haus soll etwas Eigenes weisen; es soll heißen: in unserer Gasse sey das Beßte zu schauen." — „Dazu ist nicht mehr Zeit, erwiederte die Wittwe; hättest du eher daran gedacht und wärest auch diesen Abend uns früher zu Hülfe gekommen." — „Je grüner, desto lustiger, sagte die sanfte Stimme, und unser Gewinde wird eines der frischeren bleiben; dieß Moos und Immergrün wird wol ein Paar Tage der Hitze trotzen, zumal in dieser schattenreichen Gasse; das Beßte käme erst in dieselbe

mit dem Siegeskranz." — „Ja das wäre die schönste Auszeichnung, meinte die Wittwe, und sie würde wol nicht unbelohnt bleiben." — „Sie wäre an sich der beßte Lohn," setzte die Stimme hinzu. „Nun fuhr Gabriel fort, so muß doch an das Gewind noch eine Inschrift, die sich gewaschen hat, und von der man in der ganzen Stadt spricht." — „Sie selber machen ja Verse, tönte es sanft, und so ist denn dieß allerdings eine Gelegenheit, Ihr jüngstes Werk selbst zu krönen." — „Also nicht Geschwister," — dachte Konrad; und um nun näher zu hören und zu sehen, stieg er hinunter. Er trat in die Laubenthüre; die Kranzwindenden standen ihm abgewandt vor einem hellen, durch eine Glaskugel vor dem Luftzuge geschützten Lichte und flochten noch an dem Gewinde, das die Inschrift umgeben sollte. Er sah die Wittwe von der Seite und ihr vorüber den jungen Mann ebenfalls im Profil, ein junges, gesundes Gesicht mit stattlichem Barte. Vom Rücken die mit der lieblichen Stimme, wie er sie gedacht oder gewünscht, wirklich hoch und schlank. Die Umrisse waren durch das vor ihr stehende starke Licht scharf gezeichnet. Die Gestalt schöner noch, denn die Stimme sie ihm hervorgerufen, eine Verkörperung der sanften Tonwellen des Gesanges ihrer Rede. Welch ein Angesicht verkündete dieser Wuchs, und dieses Haupt, von dem auf die runden Schultern eine Fülle von Locken floß, durch die nun das Licht spielte. Wie gern wäre er in das andere Ende der Weinlaube getreten, um in dieß Antlitz zu sehen; aber unbemerkt war nicht vorüber zu kommen. Er faßte sich daher Muth, vorzutreten und sie zu unterbrechen, wie sie nun über eine zu wählende Inschrift sprachen, und er sagte: „Ich wünsche, nicht zu stören und vielmehr etwa noch behülflich zu seyn. — Wir Schützen verursachen den Aarauern unendlich viel Mühe." — „Lauter Freuden," sagte die Wittwe. „Gruß und Handschlag allen Eidgenossen!" rief rasch der junge Mann, und reichte die Hand. Sie, nachdem sie mit einem einzigen Blicke den Eingetretenen angesehen, grüßte ihn still und gesenkten Auges. Jetzt sah er ihr Antlitz in vollem Licht, mehr als er erwartet, eine Lieblichkeit und Frische, die ihm, wie nun es ihn dünken wollte, noch

nie vorgekommen. Es kostete ihn Ueberwindung, sie nicht unbescheiden lange anzusehen. „Es ist mein Sohn, sagte die Wittwe; Fräulein Flora unsere Verwandte, eine Schweizerinn, aber schon lange abwesend und jetzt aus Deutschland hergekommen, mich, ihre alte Base, durch ihren Besuch wieder einmal zu erfreuen und auch durch ihre Gegenwart das Fest zu verschönern. Sie, verehrter Herr, kommen wie gerufen, über die nun zu wählende Inschrift den Entscheid zu geben.“ — „Als Schütze und Eidgenosse wird und muß er auf meine Seite treten, sagte der Sohn. Ich schlage vor auf der einen Seite zu schreiben:

Auf Pfaffen ist der Stutzer
Und Jesuiten ein großer Nutzen.

Und auf der andern:

Nach Aristokraten = Blut, Despoten und Fürsten
Sollen unsre Rohre dürsten.“

„Sie wissen zu spassen, sagte Konrad mit lustigem Lachen. Aber wahrscheinlich würde diese Inschrift nicht als Ernst, sondern mehr als Ironie auf gewisse Verse und Reden aufgefaßt.“ — „Meinen Sie, erwiederte Gabriel; das wäre gefehlt, denn sie ist mein voller Ernst.“ Floras feines Lächeln, ohne daß sie den Konrad ansah, gab diesem zu merken, daß sie ihn verstehe. „Nun, fuhr Gabriel fort, ich habe mir noch einige andre Inschriften ausgedacht; was meinen Sie zu dieser:

Venedig, Pfalz, Rom, Baden und der Magyar —
Wir wünschen denselben guten Fortgang an der Aar.“

Konrad lachte noch mehr, daß Gabriel meinte, es geschehe aus lauter Beifall. „Allein, sagte Konrad, diese Zeilen sind doch etwas doppelsinnig. Den Fortgang, was eben auch Weggang an der Aar heißen kann, wünschen wir den Preußen, Hessen und den übrigen Reichstruppen.“ — „Da haben Sie recht, erwiederte Gabriel; Fortschritt wäre wol besser?“ — „Nicht ganz, meinte Konrad; denn wir können auch nicht wünschen, daß die Magyaren an der Aare Fortschritte machen; ein Spottvogel könnte es nämlich so verbinden.“ — „Man kann alles verdrehen, sagte Gabriel; aber Sie haben einiger-

maßen doch nicht Unrecht. Der Gedanke, den ich aussprechen möchte, ist wahr, das werden Sie zugeben, aber die Form entspricht ihm nicht ganz. Ja, ja die Form, — Bäschen Flora, die Form scheint noch nicht im Reinen; und Sie haben vornhin alsobald Inhalt und Form mit einander verworfen. Es hat aber, wie ich in der Schule genug hörte, die Form ihre Schwierigkeiten, besonders im Lapidar-Styl, in welchem solche Inschriften verfaßt seyn müssen. Und im Lapidar-Styl scheint mir doch die erste Zeile gerathen, in welche so Vieles und Großes zusammengefaßt ist: Rom — welch eine Geschichte; Venedig — was für Erinnerungen; die Magyaren — welche Thaten; die Pfälzer und Badenser — was für Sympathien! In der zweiten Zeile darf doch die nähere Beziehung und die sogenannte Pointe „an der Aar" nicht mangeln; die Schießstätte ist an der Aare, und „an der Aar" will sagen, so weit hin die Aare immer fließt. Ich gebe diese Inschrift noch nicht auf; vielleicht fällt mir über Nacht eine glückliche Wendung ein; am Morgen früh ist der Spruch noch bald geschrieben. Und, vorausgesetzt, daß diese Kränze an der Sonne alle verdorren werden, was meinen Sie zu dieser Inschrift:

Zöpfe und Kutten, so die Menschheit drängen,
Sollte man also lassen versengen.

Oder, wenn die zweite Zeile zu kühn wäre, könnte es heißen:

Sollte man nicht anders denn einen solchen Kranz aufhenken."

„Dieß erinnert mich, sagte Konrad lachend, an eine andere Inschrift, die, als man gewisse Personen festlich empfangen mußte, in Vorschlag gebracht, aber natürlich nicht ausgeführt wurde; sie sollte nämlich heißen;

Ja Trium-Fanten hebt den Blick
Her zum Triumph- und Blumenthor:
Es hält euch eure Thaten vor,
Denn es ist ein verblümter Strick."

„Herrlich, sagte Gabriel, diese Wendung vom verblümten Strick ließe sich wol mit Zöpfen und Kutten verbinden." — „Dann mangeln aber noch die Kronen," erwiederte Konrad. „Ganz recht, sagte Gabriel;

aber Sie glauben nicht, was oft ein einziges Wort mehr — dem Dichter für Schwierigkeiten macht, besonders im Epigramm."

„Ich dächte aber doch, fuhr Konrad fort, der die Verlegenheit der Wittwe bemerkte, da solche Inschriften mißverstanden werden könnten, und das Fest ja Niemand ärgern will, Sie verfaßten einen Spruch kurz und in allgemeiner Beziehung auf das Fest." — „Das war auch unser Gedanke, sagte die Wittwe; es ist doch gut, daß Sie das unterstützen." — „Auch ohne Inschrift, setzte Flora hinzu, spricht ja der Kranz; und wollen Sie noch etwas Eigenes hinzusetzen und zugleich das kürzeste, so schlingen sie durch den Kranz einen Papierstreif und schreiben Sie auf denselben **„Euch!"** So sagen Sie damit: Euch wünschen wir den Kranz, Euch gebührt er, oder erringt ihn Euch. Vielleicht bringt Ihnen dann das Fest noch einen guten Einfall zu einer andern Inschrift, und dann heften Sie eine neue an, während die andern durch die Stadt nicht mehr gelesen werden, oder verregnet, verwettert und vom Wind zerrissen sind." — „Das läßt sich hören, sagte Gabriel, zumal es zu neuen Redaktionen doch schon spät, „Euch" aber bald geschrieben ist. So will ich denn „Euch" in den Kranz schreiben und dabei an Euch denken, Base, und Euch den Kranz widmen und vor's Fenster hängen, und das „Euch" schreibe ich auf rosenfarbenes Papier." Die Mutter lächelte zufrieden über die Wendung. „Gut, sagte Konrad, das „Euch" dürfen die Gäste aber auch für sich deuten, als hieße es: „allhier für Euch zum grünen, zum Hoffnungskranze." — „Das sagt Euch jeder Kranz durch die ganze Stadt, setzte Flora hinzu. Und als ich diesen Abend von einer Höhe die Bauten und Zurüstungen alle auf das Fest und rund um die Schießstätte und den Festort die grüne Landschaft betrachtete, da war das nämliche Wort auch das meine; „es heißt da, sagte ich, ringsherum: allhier zum grünen Kranze". — So soll es heißen, sagte Konrad, und so weiß ich denn auch, wo ich eigentlich eingekehrt bin: „allhier zum grünen Kranze"; aber ich habe nicht im Sinn, Euch mehr Gäste herzuziehen." — „Sie müssen mich nicht mißverstehen,

antwortete die Wittwe, wenn ich sage; wir sind mit dem Einen zufrieden.“

So war das Laubgewind und der Kranz fertig geworden. Gabriel übernahm es, den Schmuck morgen früh mit Hilfe der Nachbarn über die Gasse zu spannen. Es war schon spät. Man begab sich zur Ruhe.

Das Fest selbst wurde Tags darauf, es war der erste Heumonat und ein Sonntag, in der ersten Frühe eröffnet durch das Aarauer Kadettenkorps. Es war rührend und bedeutsam, von der Musik einer kunstbeflissenen Jugend mit sanften Harmonieen zu einem Volksfeste geweckt zu werden. Das ließ den Konrad nicht im Zimmer; in der Frische des Morgens gieng er zuerst auf den Festplatz, besah dort die neuen Gebäude, die Ehrenpforten, dann durch alle Gassen und Straßen die Blumengewinde und Inschriften alle. Schon strömte von allen Seiten in fast ununterbrochenem Zuge zu Fuß und zu Wagen das Volk herein. Und ehe die Stunde gekommen, da er mit seinen Hausgenossen frühstücken sollte, wogte es schon von Festbesuchenden durch die Gassen.

Im Garten der Wittwe in einer Ecke unter Schattenbäumen, wo auf einer Erderhöhung Tisch und Stühle standen und man über das grüne Feld weg auf einen Theil der Straße sah, war das Frühstück bereit, und wartete, ihren Gast zu begrüßen und zu bewirthen, die Wittwe. „Hier ist's gar lieblich, sagte Konrad; schattig und duftig, und einen der Ströme des zum Feste heranziehenden Volkes sehen wir dort vorüberwallen.“ Nicht minder aber als auf das Leben jener Straße hinaus sah Konrad abwechselnd wieder durch den Garten und an die Laubenthüre und die Fenster, ob sich Flora nirgends zeige. „Mein Gabriel, sagte die Wittwe, hat schon gefrühstückt und muß noch Mancherlei besorgen; und unsre Base wird wol alsobald erscheinen, sie ist schon lange munter und alle Morgen in der Frühe eben so eifrig am Lesen als den Tag über an der Arbeit.“ Nun ließ sich durch den hallenden Hausgang ihre Stimme hören; wie sie heraustrat, blieb sie, zu einem schlagenden Finken aufschauend, etwas unter dem Bogenthore der Reblaube stehen, von dem Dunkelgrün des innern

Raumes derselben und der frischen und kräftigen Rebblätter rings um sie her noch mehr hervorgehoben; sie war jetzt in festlichem Putze, in bläulicher Seide, von der Schulter herab von einem weißen Flore umwallt. Nun kam sie den Garten herauf, in wie natürlichem, edelm Gang! links und rechts mit Wohlgefallen sehend nach den bethauten Rosen und Lilien und feurigen Granaten und blühenden Myrten. Sie grüßte ungezwungen. Konrad war erstaunt über ihre Frische; umgeben von Jasmin und den mannigfachen Geranien, saß sie da selber in eben so feiner als kräftiger Blüthe. Ihre Unbefangenheit und Güte schienen ihm Muth zu machen, sie öfter und auch etwas verweilend anzusehen. Nachdem er ihnen seinen frühen Gang durch die Plätze und Straßen geschildert, und diese festlich stimmenden Eindrücke; derweilen auch auf der nahen Straße stets neue Züge herankamen, die einzelnen Erscheinungen derselben das Gespräch immer wieder belebten, die Erwartungen für das Fest hoben, war eine Stunde wie ein Augenblick vorüber; und die Glocke mahnte, daß es bald in die Kirche läuten werde. Nun kam auch Gabriel noch herbeigeeilt, sorgfältig geputzt, eine nicht unhübsche Erscheinung. Das neue feine schwarze Gewand stand ihm wohl und zeichnete seinen guten Wuchs; vom schneeweißen leichten Filzhut war seine gesunde Farbe noch gehoben; im Sonnenlicht schimmerten die zierliche Stecknadel, die goldene Uhrenkette und am Hute das silberne Kreuz auf rothem Grund. Das Auge seiner Mutter ruhte auf ihm mit Wohlgefallen. „Ich komme nur geschwind, sagte er, unserm Gaste und Euch, Base Flora, einen guten Tag zu sagen. Und siehe, auch Ihr habt Euch auf das Fest schon zierlich geschmückt.“ — „Lange nicht wie Sie, antwortete sie, das ist ja ein Schimmern bis oben aus.“ — „Es ist auch, sagte er, ein hohes Gefühl, die Farben des Vaterlands zu tragen; man fühlt sich ordentlich gehoben und mit dem Mutter-Banner verbunden. — Um zehn Uhr also werden wir dasselbe mit Pomp abholen und durch die Stadt geleiten. Es thut mir leid, Euch, Base, nicht selbst an den Festzug mitgeleiten zu können; allein als Schütze habe ich in demselben meine

angewiesene Stelle. Aber im Laufe des Tages darf ich Euch wol zu einem Gange durch den Festplatz abholen." — Wir werden den Zug, sagte die Wittwe, bei einer Freundinn beschauen." — „Jetzt aber, fuhr Flora fort, uns bereit machen, vorher in die Kirche zu gehen; es wird alsobald läuten." — „Ich eile, um mich noch fertig anzukleiden," sagte die Wittwe, und entfernte sich. — „Ei was! bemerkte Gabriel, man hätte heute allen und jeglichen Gottesdienst einstellen sollen, denn die Eröffnung eines so großen Nationalfestes ist selber ein heiliger Tag und ein feierlicher Gottesdienst; Vaterlandsliebe ist auch Religion; es wäre übel, wenn man nur in der Predigt religios seyn oder werden könnte." — „Allerdings, antwortete Flora, aber, wie wir lesen, haben auch die vaterlandsliebenden Griechen ihre Nationalfeste mit großen Opfern und öffentlichen Gebeten eingeweihet." — „Das waren noch von einem Priesterthum gegängelte Heiden," sagte Gabriel. — „Und doch so fromm, fuhr Flora fort; und seyd Ihr oder solltet Ihr nicht viel mehr seyn denn sie? Ihr habt doch auch Feldprediger, Fahnenweihen mit kirchlichen Ceremonieen; ja Ihr wollet sogar zu Eurem Festzuge die Glocken der Kirche läuten lassen; soll das nur tönendes Erz seyn?" — „Die Geistlichen sollen sich bei uns nicht in Alles mischen," sagte Gabriel eifrig. — „Wer spricht davon? antwortete Flora; aber mit Geistlichem darf doch wol ein Nationalfest beginnen; denn an sich ist es nicht ein heiliges. — Und ja wenn der Geistliche ein Mann des Wortes und der Kraft ist, warum sollte er das Fest nicht einsegnen in einem besondern Gottesdienst? Je mehr Wichtigkeit ihr einem solchen Feste gebt, und es diese auch haben kann und sollte, desto mehr müßte es wie alles Gute von Gott anheben." — „In der That, bemerkte Konrad, es kommt außerordentlich viel darauf an, in was für einer Stimmung, Ton- und Taktart ein solches Fest beginne; und wer da zur rechten Höhe erheben und in dieser sich und die Menge fest halten kann, ist wol nicht der geringste unter den Festleitern. Wird doch auch, ehe ein Orchester beginnt zu spielen, für reine Stimmung gesorgt. Das Glücken des ersten Satzes einer großen Musik giebt

Muth und Gelingen auch für die übrigen. Die erste Rede an einem solchen Feste bedingt manche der folgenden, bestimmt Ton und Haltung." — „Und dieß sollte, fuhr Flora fort, gar nicht von dem Vermögen oder Unvermögen irgend eines einzelnen Redners und seiner augenblicklichen Stimmung abhängen, sondern eben von dem, was an sich die bewährte Weihe und Kraft hat, das ist eben, was Cultus heißt und was der Cultus seyn sollte, das in seiner kirchlichen Erscheinung an sich Erhebende, der Gottesdienst, die gemeinsame Demüthigung vor dem Gott der Väter, ein gemeinsamer, tausendstimmiger Preisgesang." — „Wir hätten dazu in einer Kirche nicht einmal Raum, sagte Gabriel; Ihr sehet des Volkes strömt noch immerdar die Straße herein." — „Und doch wäre, fuhr Konrad fort, schon der Pomp, der sich zuerst in die Kirche begäbe, wohin ja die Glocken rufen, und der Anblick eines in ihren Räumen so dicht gedrängten Volkes, wie es dieselben nur selten füllt, — das auch nur kurze aber kraftvolle Wort, das Opfer des feurigen Gebetes und Lobgesanges der großen Menge, das wäre nicht nur würdig eines Nationalfestes und eine Einsegnung desselben, es wäre auch für die Nation selbst wichtig und für sie eine neue Weihe; auch wenn die Kirche nicht für alle Raum hätte. Und was hindert, einmal einen Gottesdienst zu halten im großen Tempel, unter der Himmelskuppel und unter dem Glanze des ewigen Lichtes der Sonne, in der Pracht der von Gottes Hand selbst hervorgebrachten Bilder seiner Macht und Huld und unter der Musik des Stroms und Walds und Windes und Donners?" — „Ich glaube fast, sagte Gabriel, Sie meinen, es sollten sogar wie bei einer Prozession Priester und Chorknaben mit dem Rauchfaß den Schützenzug eröffnen." — „Das just nicht, erwiederte Konrad; es müßte noch Vieles anders werden, bis das ohne Gespött geschehen könnte; allein das gestehe ich Ihnen, der den Eidgenossen in die Schlacht bei Laupen mit dem Heiligthum voranziehende Priester Baselwind ist mir von Knaben auf eine hehre Erscheinung gewesen, nicht weniger sind es mir die Priester, die mit Kreuz und Fahnen vom St. Vincenz Münster zu

Bern den Siegern von Laupen und Murten, und die vom Leodegar Münster zu Luzern den Siegern von Sempach entgegenzogen und anhoben: Herr Gott dich loben, Herr Gott wir danken dir. Was wollen aber diese Schieß= und Nationalfeste anders als Muth und Kraft einigen und stärken für deren höchste Erprobung, zu Kampf und Tod und Sieg. Und nun, wenn ein schweizerisches Heer siegreich zurückkehrte aus einer entscheidenden Schlacht, wenn es hunderte seiner edelsten, tapfersten Brüder dort in der Wahlstatt heiligen Gräbern als das höchste Opfer zurückgelassen, wenn tausende verwundet lägen, hunderte noch, von der Kugel getroffen, blutig in den Siegesreihen mitzögen, die Mütter und Kinder und Bräute den von Gott ihnen wieder Geschenkten entgegenjauchzten, andre nun verwittwet und verwaiset die bittern Zähren vergießen müßten zu den Freudenthränen des Sieges — ich frage, wohin sollten, wollten sie denn ziehen? gewißlich aller Herzen würden sich wenden zu der Kirche; es verstünde sich von selbst, daß ihnen die Geistlichen entgegengiengen, daß sie ihnen anstimmten Dankgebet und Lobgesang. Eine solche Siegesfeier ist wol der größte Segen, den wir von allen unsern Nationalfesten erwarten, und in der Kirche würde sie gehalten. Warum sollen wir denn anstehen, ein solches Fest selbst ebendaselbst und mit Gott zu beginnen?“ — „Ich muß gestehen, sagte Gabriel, für mich und, ich weiß, für viele andre hat die Kirche durchaus nichts besonders Feierliches, vielmehr etwas Alltägliches; und ein Blick auf das heilige Schützenbanner bewegt mich ganz anders; und wenn nun dieses dem Festzuge voranwallt und unter herrlichen Reden und Kanonendonner und dem Jauchzen der Menge von einem Sprecher dem andern übergeben und dann zur Fahnenburg erhoben wird, da kann es dem Fest an der Weihe nicht mangeln, das Vaterland selbst giebt sie uns.“ — „Es heißt aber, fuhr Flora fort, Gott und Vaterland; und horchet, das Kirchengeläut hebt an; wir wollen in der Kirche Gott anflehen für unser Vaterland.“ — „Ich komme mit, sagte Konrad, obschon ich es nicht im Sinn hatte; aber ich bin jetzt in der rechten Stimmung; und wenn ich könnte, nähme ich alle Schützen

mit.“ — „Das hielte wol schwer, meinte Gabriel, obschon der Vorschlag gewiß mit Lachen aufgenommen würde. Und worüber sollte auch gepredigt werden? etwa vom Hauptmann zu Capernaum?“ — „Warum nicht, antwortete Konrad, es heißt ja von ihm: „er hat unser Volk lieb;“ da könnte ja von der parteilosen Liebe zur Heimat gesprochen werden, oder auch von so vielen gichtbrüchigen Knechten, oder über die Demuth eines muthigen Kriegers: „ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehest;“ oder auch darüber: „solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“ — „Sie kommen mir vor wie ein Feldprediger, bemerkte Gabriel; wenn Sie nicht ein Theolog sind, so haben Sie doch Theologie studiert.“ — „Allerdings, wenn solche in der Kinderbibel ist, sagte Konrad, aber daß Sie sich nicht vor mir behüten und besegnen, — ich bin nicht ein Geistlicher, allein, um es Ihnen nicht zu verhehlen, ein Freund eines Jeden, der in der That ein Geistlicher ist, mit Feuer und Geist getauft, auch mit Feuer und Geist taufen kann und ich wünsche, also jetzt recht getauft zu werden, wenn auch mit einem andern Worte als gerade mit einem über den Hauptmann von Capernaum, der, wie angedeutet, leicht als ein Scharfschützenhauptmann auftreten könnte. Ich wünsche eine ergreifende Rede zu hören etwa über das Wort „Wehe denen, die sich verlassen auf Rosse und hoffen auf Wagen.“ — „So bin ich nun, sagte Gabriel, ohne in die Kirche gehen zu wollen, bald selbst in eine Predigt gekommen.“ — „Ja eilen wir, sagte Flora, daß wir sie über den Texten nicht versäumen; es wäre noch mancher vorzuschlagen, unter andern auch der: wer sich fürchtet und ein verzagtes Herz hat, der bleibe daheim,“ was aber freilich nicht zunächst den Kirchenflüchtigen gesagt ist.“ Sie sprach dieß aber so gutmüthigen Tones, daß auch Gabriel mitlachte. — Die Wittwe trat ein und Konrad begleitete sie und Flora in die Kirche. Gern wäre er ihr zur Seite geschritten, doch fand er es bescheidener, neben seiner Wirthinn zu gehen und dieser die Mitte lassen. —

Er hatte nach der Kirche Eile, sich bereit zu machen, dem Festzuge

sich anzuschließen, zu dem sich die Theilnehmenden bereits sammelten. Da er sogleich mit Eröffnung des Schießers auch seine Kunst und sein Glück versuchen und wo möglich am ersten Tage irgend einen Preiß gewinnen wollte, legte er die mit dem nöthigen Schießbedarf wohl versehene zierliche Waidtasche um, enthüllte den Stutzer und hängte die Prachtwaffe an die Schulter. Wie er aus seinem Zimmer trat, gieng Flora vorüber. „Jägern, sagte sie, darf man nicht Glück wünschen.“ — „Den Schützen wol,“ antwortete er. — „Nun so reiche es Ihnen der Gaben beßte!“ sagte sie. — „Sey's! entgegnete er; wenn von irgend etwas, so wird es durch Ihre Stimme bewogen. Und ein Glück ist es schon, daß ich sagen darf: auf Wiedersehn.“ — „Dazu werden Sie auf dem Schießplatz schwerlich Zeit haben.“ — „Weder an Zeit noch Lust wird's mangeln, erwiederte er, und ihr Vetter Gabriel wird wol die Gefälligkeit haben, mir von Ihrer Nähe auf dem Schießplatze auch etwas zu sagen. Also auf Wiedersehn!“

„Es reiche Ihnen der Gaben beßte!“ das tönte ihm nach. „Der Gaben beßte,“ dachte er, ward das mit Bedacht gesagt aus jenen Zeilen:

„Dem reichte sie der Gaben beßte,
Der Blumen allerschönste dar?“

O nein, diese Anspielung lag durchaus nicht in ihrem Ton; wenn ihr diese Beziehung gegenwärtig gewesen wäre, hätte sie wol noch unter der Lippe — der Gaben beßte in die beßte Gabe verwandelt. Aber sey es das Glück! und es ist ein Glück und ein gutes Vorzeichen, daß sie sagte, ja eben sagen mußte: der Gaben beßte. So gieng er die Straße hinunter. Sie schaute dem stattlichen Manne nach, aber freilich nur durch die Lücke der gezogenen Vorhänge, denn auch er hätte ja zurücksehen können.

Im großen Hofe der neuen Caserne waren schon etliche Tausende versammelt, die dem Festzuge sich anreihen wollten. Konrad stellte sich zu den Schützen, mit denen er gestern gekommen und die mit andern das Schützenbanner umgeben sollten. Die Kenner bemerkten

bald seinen prächtigen Stutzer, erkannten in demselben einen Preiß und im Träger selbst den durch denselben erprobten Schützen. Und wie er denn auch durch Größe, Stärke und Schlankheit sich auszeichnete, ward er Flügelmann. Auch die andern Schaaren, aus denen der Festzug bestehen sollte, ordneten sich. Die Fahnen, deren schon eine große Menge sich eingefunden, stellten sich in Gruppen zusammen; es sollte durch dieselben und durch ihr Wehen und Farbenspiel Anfang, Mitte und Ende des Zuges und die mächtige Länge desselben sichtbar werden. Der den Zug ordnende junge hübsche Oberst, zu Pferde in leichter sichrer Haltung, wandte sich hie- und dorthin, mit wenigen freundlichen Worten, und siehe in kürzester Zeit war die Menge zum Zuge bereit; groß nun und festlich die Erwartung Aller. — „Vorwärts!" erscholls, da erklangen die Kirchenglocken, donnerten die Kanonen, ertönten die Trompeten und Pauken, Posaunen und Hörner der Musikchöre, voran das der Aarauer Kadetten; diese jugendliche Schaar selber dann mit ihren Fahnen, drauf die lange Reihe der roth gekleideten Zeiger; hinter denselben die große Feldmusik, dann von den Reihen der Schützen umgeben das große Banner, darnach mit ihren Abzeichen die Festleiter alle und die Behörden, eine lange stattliche Reihe; wieder dann eine große Musik, Züge von Schützen unter dem Prangen ihrer vielen Fahnen. So trat der Zug aus dem hohen Thore der Caserne. Dorthin war lange das Auge des zahlreichen Volkes gespannt, das den gerämigen Platz und die Straße weithin erfüllte und nun dem Pompe nicht ohne ehrerbietige Stille eine Gasse bildete; Erstaunen, Freude und Festlichkeit war jedes Angesicht. So stand das Volk, durch das sich der Zug bewegte, dicht gedrängt vom Thore, aus welchem er trat, bis hinunter auf den Festplatz; alles in festlicher Ordnung und Haltung und alles freiwillig und von selbst. Ebenso waren alle Fenster der Gassen, in die nun der Schall der Musikchöre hereintönte, die Waffen erglänzten, die Banner schimmerten, mit Zuschauern von oben bis unten erfüllt, viele Wohnungen mit zierlichen Blumengefäßen, Kränzen, Wimpeln,

Teppichen geschmückt und noch schöner mit den festlich gekleideten Frauen und Töchtern und Kindern, mit lauter Freude leuchtenden Gesichtern, mit so mancher blühenden Schönheit, Anmuth und Lieblichkeit. Hatten die in den Reihen des Volkes unten, und die aus den Fenstern genug zu schauen und immer neues, — denn der bunte Zug wollte nicht enden, und der Anfang desselben war schon in die Mitte der Kreuzstraße der Stadt gekommen und bog sich in die Marktgasse, als das Ende noch nicht aus dem Casernenthore getreten, — so hatten auch die im Zuge selbst neben und über sich und links und rechts ein immer wechselndes Schauspiel. An's erste Stockwerk besonders gieng der Blick, dort blühten Rosen, glänzten Augen und Locken, prangte Gestalt und Schmuck, der Blick durfte verweilen; denn wem galt er unter der Menge? aber wohin sollte er sich wenden, wenn links das Hübschere, rechts das Lieblichere, hier das Feine, dort das Stolze an sich zog? So feierlich sich der Zug bewegte, man wünschte, er möchte noch langsamer schreiten, ja verweilen oder nochmals vorübergehen. Einer aber wandte den Blick besonders lebhaft rechts und links und ab und auf und spannte ihn die Gasse entlang an allen Fenstern hin, hüben und drüben. Konrad hatte vergessen, zu fragen, wo seine Wirthinn mit Flora den Zug betrachten werde. In der neuen Vorstadt, in der ersten und zweiten Gasse sah er sie nicht. Sein scharfes Auge konnte sich nicht getäuscht haben; dort zwar, dachte er, wenn er wieder an einer Häuserreihe hinsah, dort ist ein bläuliches Gewand, und ein brauner Lockenkopf, — aber sie war es nicht. Endlich schlug ihm das Herz, er erblickte sie mitten in einer Reihe in den Fenstern stehender jugendlichen Schönheiten; dorthin wurde von vielen gegrüßt, von dort öfter hinuntergenickt. Auch Konrad wagte einen Gruß, doch mehr feierlich als vertraut; sie erwiederte denselben freundlich und unbefangen. „Wer ist der grüßende feine Mann mit der glänzenden Rüstung?“ wurde gefragt. „Mein Gast, sagte die Wittwe nicht ohne Stolz; wer er ist und woher, haben wir noch nicht einmal gefragt.“ — „Es gehen ihm

Glarner zur Seite, wurde bemerkt; redet er glarnerisch?" — „Er hat mit der Base Flora meist gut deutsch gesprochen, sagte die Wittwe, so weiß ich nicht recht Bescheid." Derweil bewegte sich der Zug um eine Ecke, und Konrad konnte nochmals, ohne gerade sich umzukehren, doch seitwärts zurückblicken, er sah sie noch einmal und sein scharfes Aug traf das ihre, er bemerkte, daß auch ihm nachgesehen wurde.

Nun war durch das auch hier noch gedrängt stehende Volk hindurch der Zug an das Ende der Stadt und oben an den Rain gekommen, der auf den großen Festplatz hinunterführt. An diesem grünen Raine nun oben unter seinem von hohen Kastanienbäumen überwölbten Schattengange, der sogenannten Schanze, und entlang dem Abhange unterhalb standen und saßen an der Halde Tausende; und aber Tausende erfüllten den Festplatz. Ein Rauschen und Wogen des Volkes empfieng den Zug. „Schön, herrlich!" riefen Viele in demselben, als sie diese Volksmasse sahen, die unzähligen Köpfe, den von den weißen Aermeln der hübschen Landestracht der Frauen wie überschneiten Abhang, drunten dann die großen Festbauten, zu äußerst gegen Westen den über-dachten Wall und Graben mit den sechzig Scheiben, näher den langen und breiten Schützenstand, dann zwischen diesem und der mächtigen Speisehalle das geschmackvolle Gabenhaus mit der Fahnenburg, und ihm vorüber, am Fuße des Raines und am Eingange auf den Festplatz die hohe mit Grün wie umwachsene Ehrenpforte mit ihren drei Thoren, alles im Schmucke der Kränze und Wimpel. An der Pforte war geschrieben:

Auf kleinem Raum zusammenfand
Sich hier das ganze Vaterland:
So seyen weit in engen Schranken
Die vaterländischen Gedanken.

Ueberraschend war für Jeden dieser mit Einem Mal eröffnete Blick auf die ganze Bühne und das dort stehende Volk. Selber die ganze Umgegend, die am Festplatze vorüberschimmernde Aare, die nähern Rebenhügel und waldigen Höhen und die Juragipfel nicht zu nahe,

noch zu hoch, schienen mit ihren sanften Formen, mit ihren blauen und grünen Hintergründen das große bunte Schauspiel noch zu erheben. Alles verweilte oben an diesem Raine unwillkürlich und genoß einen Augenblick diese Ueberraschung, die sich selten auf diese Weise und anderswo nicht leicht besser geben wird. Auf den Eindruck des Blickes in den Plan des Wettkampfes deutete auch die Inschrift an dem Blumenthor oben am Rain:

„Einmal hinunter so zu ernster Kämpfe Plan,
Erschalle Lied und Horn und fliege Herz und Fahn."

Und nun erscholl es hinunter das Horn, und flogen die Fahnen; und die vorn im Zuge giengen, konnten auf dem Plane angekommen auch von unten hinauf wieder das Ganze sehen, das Volk an der grünen Halde Schichten bei Schichten, mitten durch — den Festzug, noch nicht zur Hälfte oben am Rain angekommen, während die vordersten schon auf dem Platze standen, und die von allen Seiten her jetzt aus den Gassen der Stadt herabströmenden Hunderte und Hunderte, die nun auch die Uebergabe des Banners sehen und hören wollten.

Alles hatte sich hergedrängt und war gespannt; die Festleiter traten auf die Bühne am Gabenhause; der Glarner Landammann hielt das Banner, die einleitende Musik schwieg, selber an der Halde wurde es stiller und lauschten die Tausende herüber. „Jetzt, dachte Konrad, sollte das ganze Volk das Fest mit einem Psalm eröffnen, wie groß und herrlich wäre das!" — Aber mit aller Kraft sprachen nun die Redner, der das Banner Uebergebende sowie der dasselbe übernehmende Vorsteher des Aargauer Empfangsausschusses. Unter dem Kreuz des eidgenössischen Banners sollen die Fahnen aller Gauen sich vereinigen und versöhnen, und dieses Fest ein Fest der Verbrüderung seyn! Dieser Grundgedanke, das Thema der großen Festsymphonie, fand in allen Herzen Anklang; und so wurde das Kreuzbannier unter dem Jubel des Volkes, dem Schall der Trompeten, dem Donner der Kanonen auf die Fahnenburg über dem Gabensaal erhöhet, daß es zu oberst wehe und walte und herrsche über das ganze Fest.

Jetzt wogte das Volk, um entweder im Gabensaal, der nun fort und fort einzelnen Abtheilungen geöffnet wurde, oder wenigstens um denselben durch die weiten Bogenfenster auf allen vier Seiten — den Gold- und Silberglanz all dieser Gaben, so viele Pracht und Zierlichkeit zu beschauen. Eben so drängte es sich in die Speisehalle; sie hatte zwar großen Raum; allein obschon alle Tische bereits besetzt waren und wol schon ein Paar Tausende saßen, war in und um die Halle des Volkes, das stand und gieng und sich anderswo Platz und Mahlzeit suchen mußte, noch weit mehr. Ein Kanonenschuß — und das Essen begann; über hundert Kellner eilten jeder an seine Stelle; die Bedienung war am fernsten Tische nicht minder gut als in der Mitte der Halle an der halbrunden Ehrentafel, über welcher die Orchester- und Rednerbühne war, und unten rings um den Tisch ein freier Raum für die Zuschauer und Zuhörer. Sie standen da dichtgeschaart; so waren auch die Gallerieen links und rechts an der Orchesterbühne von der schönen Welt ganz erfüllt. Die Musik erscholl; dann ertönte die Trommel, die Tischreden begannen; die Brunnen flossen, auch an den Tischen in Gesprächen, Scherzen und Liedern — und immer echt und kräftig in vaterländischen Weinen. Aber mitten im Jubel brachen die Schützen auf; bald sollte der Kanonenschuß den Beginn des Schießens verkünden und Jeder eilte, an der Stelle — und fertig zu seyn, um die der Reihe nach erste Nummer des Tages herauszuschießen. Auch Konrad stand vor der Kehrscheibe, die Kanone knallte und alsobald auch sein Stutzer und siehe! sein erster Schuß war eine Nummer und zwar die erste. „Glück auf!“ riefen die Nachbarn. Er dachte „an der Gaben beßte“, und merkte erst jetzt, wie er die Nummer einschreiben ließ, daß er in die Scheibe **FF** geschossen und nahm auch dieses für ein gutes Zeichen. Und wirklich in wenigen Stunden war sein feiner schwarzer Hut bereits mit sieben Nummern geschmückt. „Der Konrad, sagten seine Bekannten, schießt die grünen Karten wie Blätter vom Baum.“ — „Ihr sehet, sagte er, ich schieße nicht vergebens in **FF**, und zwar ungesucht und zufällig, wie es seyn

muß, wenn Solches etwas Gutes bedeuten und bringen soll. In W einmal möchte ich jetzt nicht schießen, noch weniger in WW; zwar werden es viele in OW thun." — „Possen, sagte Gabriel, der eben herzu kam, und der nicht ohne Erstaunen und fast zweifelhaft fragend den Nummernkranz um Konrads Hut erblickte, — das tönt ja fast wie Aberglauben; ich einmal will jetzt gerade in die Scheibe W schießen und zur Abwechslung auch in WW. Aber ich sehe, ich muß fleißig seyn, wenn sich auch mein Hut noch heute so schmücken soll. Ich konnte nicht eher los- und herkommen; die Stimmung an der Tafel, die Musik, die Reden sind zu göttlich." — „Dieß fließt Alles morgen noch und alle Tage;" antwortete Konrad, setzte den Stutzer an und schoß wieder eine Nummer. — „Das mahnt mich an die Arbeit," sagte Gabriel nochmals. Als er weggehen wollte, fragte ihn Konrad: „Und wann werden Sie Ihre Mutter hieher holen? sie wünscht das Fest auch hier noch zu sehen." — „Wann es etwas kühler wird, erwartet sie mich, antwortete Gabriel; auch möchte ich nicht mit einem leeren Hute in die Stadt hinauf." — „Wohlan denn! sagte Konrad, Wohlauf und Wohlgemuth! wenn Sie doch in WW schießen wollen. Schießen Sie Nummern, daß es heißt: wieder eine und wieder eine! — und holen Sie Ihre Mutter, so gehen Sie doch hier vorüber, nicht wahr?" — „Sie sollen nicht lange warten," antwortete Gabriel, und eilte nun an den Schießstand. —

Gegen die Geißfluh, die höchste Jurahöhe im Argau, senkte sich schon die Sonne da, wo sie oberhalb der Schafmatte in den längsten Tagen untergeht. Schon sah man es fahren und stäuben auf allen Straßen, denn die Hunderte, die eine lange Tagreise weit hergekommen, mußten früher aufbrechen, wenn sie nicht erst spät nach Mitternacht heimkommen wollten; immer aber wogte es noch auf dem Festplatze, und begann jetzt ein neues Schauspiel, indem Schützengesellschaften ankamen, unter Kanonenschüssen und mit Musik abgeholt, mit Reden und Becherklang begrüßt wurden. — Konrad war müde; einige Nummern hatte er noch geschossen und die grünen Blätter reihten

sich bereits rund um den Hut und schlossen den Kreis zum Kranze. Eine Anzahl Schüsse war er schon nicht mehr glücklich, er beschloß, Feierabend zu machen; meinte auch, es wäre Zeit, die Frauen abzuholen. Gabriel aber wollte nicht erscheinen. Ist er etwa allein hinaufgegangen und wandelt er bereits mit ihnen umher? dachte er, säumte sich nicht mehr lange, und gieng hinunter zur bezeichneten Scheibe; und siehe, Gabriel war da noch in voller Arbeit, und hatte noch nichts erschossen. „Ich bin zu unruhig, sagte Gabriel, und von all dem Jubel zu aufgeregt.“ — „So lassen Sie uns, entgegnete Konrad, Ihre Mutter abholen und des Abends genießen!“ — Also geschah's; und Gabriel führte Flora, Konrad die Wittwe hinunter. Mit Wohlgefallen bemerkte diese; wie viele Blicke sich auf Gabriel wendeten und wie das Paar so oft begrüßt wurde. Konrad freute sich nicht minder und wol noch mehr der Huldigungen, die offenbar nur der Flora galten, die so edel einherschritt. Da sie auf den Platz kamen, drängte sich eben das Volk gegen die Treppe am Gabensaal, wo eine ankommende Schützenschaar begrüßt werden sollte. Es gelang ihnen noch, eben auf die hölzerne, etwas leicht gebaute Treppe sich zu stellen. Die Schützen der Stadt Basel waren im Anzug, eine Schaar stattlicher Männer; ihr Banner von weißem reich gewirktem Damast, köstlichsten Stoffes. Wie es nach dem Gruß der antwortende Aargauer empfieng und auf der Stufe abstellte, auf der er stand, siehe so brach diese und die obere senkte sich; es krachte; Alles fürchtete einen allgemeinen Sturz und hielt sich fest am Nächsten und so faßte unwillkührlich Flora, die frei gestanden war, die Hand des neben ihr stehenden Konrad, in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren, an seine Seite gedrängt, er fühlte ihre Locken, ihren Athem, wandte sich alsobald und gab ihr Halt. Die Treppe senkte sich nicht weiter. Flora zog die Hand schnell und erröthend und mit einem „O verzeihen Sie!“ zurück. Konrad aber entgegnete scherzend: „Das Fest bringt allerlei Einfälle, und das Glück ist gutgelaunt; wie die Basler oft erfahren; kracht's gleich, so bricht's doch nicht, können sie sagen;

und wo sie ihr Banner abstellen, da fühlt sich eine Wucht, nicht nur von Gold und Silber, sondern auch von echter Bürgertugend, Gediegenheit der Bildung, Unentweglichkeit vom Rechten.“ — „Es krachte, sagte Gabriel, unter der Schwere des Zopfthums.“ — „Dieß ist, antwortete Konrad, allerdings nicht so leicht wie sein Gegentheil, es hat Gewicht, und ist gewohnt, festen Boden unter sich zu haben, diesem zu trauen, und fest abzustellen. Und wo ein altes oder sey es auch ein neues eidgenössisches Banner den Gruß bringen will zur Einigung in Freud und Leid, da sollte es überall im Vaterland auf festen Boden abstellen können, und nicht auf eine Lotterfalle, auf solch eine fast symbolische Treppe geführt werden, da sollte es heißen wie dort, als Basel in den Bund trat: „Hier Schweizer Grund und Boden und die Steine in der Besetze.“ — „Die Treppe ist eben nicht auf ein sothanes Gewicht berechnet gewesen,“ sagte Gabriel. — „Sie wollen doch nicht sagen, antwortete Konrad, mehr auf leichtes Volk, denn sehen Sie das ganze Volk hat sich herauf gedrängt, und es ist und sollte seyn das Gewicht; und sehen Sie, unsre Frauenzimmer haben uns herbegleitet, und sie geben Allem den rechten Nachdruck, aber auch wieder den Halt.“ — „Nur müssen wir es uns verbeten, sagte Flora, uns in solche Gefahr und auf lose und schwankende Bretter zu führen.“ — „Es ist drum, bemerkte Konrad, eben eine Volksrednerbühne, oder überhaupt eine Bühne, wenn Sie wollen, die Bühne des Lebens.“ — „Wo man sich stützt und hebt und wieder den Arm beut;“ fuhr Gabriel lustig fort, und begleitete, da die Bannerbegrüßung vorüber war, Flora hinunter. Sie wandten sich in die Speisehalle und betrachteten sich dort, auf- und abwandelnd, all das bunte und fröhliche Gewimmel. Sie sahen da neben den unzähligen Gästen fast alle Einwohner der Stadt am Abendtrunke, hier ganze Familien, dort gemischte Gesellschaften. Wo sollten sie selbst nun Sitz nehmen? Man sah wol, es wurde um der Flora willen Gabriel hier und dort eingeladen, sich zu setzen; sie aber mit sicherm Blicke die Umgebung beurtheilend, wollte noch immer lieber zwischen den

Reihen der Tische hin und her wandeln. Endlich mußte doch gewählt und Platz genommen werden. Es war in der Mitte des Hauses, wo man am Ende eines Tisches vorwärts den freien Blick hatte durch den hohen und weiten Eingang auf die Fahnenburg, und seitwärts hinaus, wo das ganze Haus offen stand, an den Schanzenrain. Hier saßen, — wie es schien, in ganz besonderer Heiterkeit einige Freunde und diese ebenfalls luden Gabriel ein. „Gönnen Sie auch uns Ihre Gesellschaft,“ hieß es in einem Tone, daß sich wohl hören ließ, das Ihre beziehe sich noch mehr auf seine Begleiterinn. Dennoch weigerte sie sich nun nicht länger; und so theilte sich der Kreis schnell in die Plätze, daß Flora in die Mitte kam. „Da sind wir unter die Rechten gekommen, sagte Gabriel, mit der Umgebung Floren und Konrad bekannt machend; lauter Kunstfreunde und sogar Künstler, Mahler, Musiker, Architekten. Aber warum habt Ihr Euch gerade an diesen Tisch gesetzt?“ — „An keinem sieht sich Alles, sagte der Mahler, aber hier doch das Meiste. Nachdem wir Stunden lang da in der Hütte und durch den Festplatz auf- und abgezogen, uns die Gesichter, Gestalten und Trachten beschaut, fiel es uns erst, als wir müde und durstig waren, ein, wir könnten es doch bequemer haben und hier das Volk an uns vorüberziehen lassen, und setzten uns darum gerade allhier an, weil wir da Alles zum Hause hereinkommen sehen, und auf und ab dann an uns vorbei. Und so machen wir unsre Studien bei den Klosterweinen von Wettingen und Ittingen. Und nun auch Gabriel gekommen und in solchem Begleite, wie hätten wir besser absitzen können!“ — „In der That, sagte Flora, einen so hübschen An- und Ueberblick kann man in diesem Hause wol nirgends haben wie hier — an das noch immer von der Menge umwogte Gabenhaus hinaus und die nun im Abendschein doppelt hell und bunt prangenden Banner auf der Fahnenburg; — an das lichte Grün hier links an der Halde und in das Abendroth, das dort am untern Ende des Hauses durch das Kreuz stralet, das in der von Tannästen geflochtenen Wand das Fenster bildet, und nun ein Purpur-Fenster ist.“ — „Und be-

merken Sie, sagte der Mahler, ist es Zufall oder Glück, ohne daß wir gerade die Zahl wählten, unser Tisch hat die Ziffer 49, die des Jahrganges, des Jahres der silbernen Jubelfeier des Schützenfestes; dieß ist nicht ohne Bedeutung. Wir werden hoffentlich in dieser Woche noch mehr als einmal zusammenkommen, und so wollen wir uns jeweilen zumal Abends allhier bei 49 warten und suchen.“ — „So sey es, riefen die Freunde, und daß uns Gabriel nur nie allein komme;“ darauf wurde mit dem funkelnden Weine angeschlagen. „Zwar, sagte Gabriel, bin ich heute im Schießen nicht glücklich gewesen, es braucht dazu eine gewisse prosaische Ruhe und ich bin zu festlich gestimmt; aber ich hoffe dennoch, hier in 49 mit Euch einen Ehrenbecher einzuweihen.“ Einen solchen wird, hieß es, Euer Gast, wie sein Nummernkranz mit Gewißheit zu versichern scheint, jedenfalls zuerst gewinnen.“ — „Nun, versetzte Konrad, dann warte ich mit dem Ueberreichenlassen desselben, bis wir die Becher zusammen abholen.“ — „Dann soll es in 49 hoch hergehen, sagte Gabriel; stoßen Sie darauf an, Base Flora!“ — „Warum nicht, entgegnete sie, — und also auf die nöthige Gemüthsruhe!“ — „Und daß Sie mir dann, fuhr er fort, den Becher kredenzen.“ — „Darum möchte, sagte Konrad, auch ich dann gebeten haben.“ — „Und wem zuerst dann?“ fragte der Mahler. — „Darüber, hieß es, entscheide dann das Loos oder besser noch die Mehrheit der Nummern in Kehr- und Stich-Scheiben, die jeder erschossen.“ „So sey es, sagten die Andern, und wieder erklangen die Gläser.

Also wurde gescherzt. Immer neue Anregung gaben die in ununterbrochenem Zuge Vorüberwallenden, die Musik, die nach den Pausen wieder ertönte, die Lieder, die hier und dort angestimmt wurden. Und frischen Reiz erhielt all dieß rege Leben, als rings im weiten Haus die Lampen angezündet wurden. Der Kreis war so lebendig, daß sie nicht merkten, wie spät es geworden; und daß die Frauen an's Heimgehen mahnen mußten. Auch die Wittwe erinnerte ihren Gabriel, wie Ruhe dem Schützen nöthig sey.

So wurde denn geschieden auf Wiedersehen am Tische 49.

Der folgende Morgen prangte so klar und warm, daß das Frühstück wieder im Garten genossen wurde. Es war der Wittwe nicht recht, daß Gabriel sogleich an's Schießen mußte; wenn er heute die gestrige Ungunst des Glückes ausgleichen wollte. „Morgenstund hat Gold im Mund, sagte er weggehend; aber ich bin zufrieden, wenn sie mir auch nur Silber reicht.“ — „Will uns doch Ihre Base, setzte Konrad hinzu, das Gold des Weines daraus kredenzen; und das wäre dann auch goldne Frucht in silberner Schaale; und ließe sich's verschmerzen, wenn wir auch keine der goldenen Schaumünzen erschößen. Es wäre überhaupt schön, wenn wie bei den alten Waffenspielen die Frauen auch hier den Dank reichten; die Gaben gewännen an Werth und auch die kleine erhielte einen hohen.“ — „Und könnten, meinte Gabriel, gerade diejenigen Frauen, so die kunstreicheren und köstlicheren Gaben geschenkt, zu Preißaustheilerinnen gewählt und so eine neue Spekulation für die Industriescheibe eröffnet werden.“ — „Noch besser! sagte Flora, das Alles raubte aber den Schützen nur die Unbefangenheit und Ruhe.“ — „Richtig, antwortete Gabriel, und da mahnen Sie mich gebührend, daß ich die Frische und Nüchternheit des Morgens benütze.“ Und so eilte er an die Arbeit. Konrad zog vor, zu verweilen. Noch lieblicher erschien ihm heute Flora im einfacheren Gewande. Auch die Wittwe in's Gespräch zu ziehen, fieng er an über die Schönheit und Seltenheit zu reden der von ihr gehegten Geranien und Nelken und anderer Blumen, die um sie her blüheten, über deren Arten, Natur und Pflege. Die Wittwe war erfreut, einen Freund und Kenner ihrer Lieblinge mit solcher Theilnahme zu hören; sie antwortete umständlich und hatte wieder Manches zu fragen. Und so führte dieß Gespräch endlich dahin, daß er von seinem Garten und seiner Altane sprach und hiebei seine Heimat nennen mußte. Flora, die von den Reizen jener Gegend schon Vieles gehört, sie aber noch nie gesehen hatte, bat ihn um eine Schilderung derselben, die er denn auch nicht ohne besondre Lebendigkeit machte.

Mehr Zeit, als er gedacht, war darüber verflossen. Schon wieder wallte es auf der Straße von Festbesuchern zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen. „Man könnte hier, sagte er, das Schießen vergessen, wenn es nicht auf der Straße wieder so hoch und breit stäubte und nicht in Einem fort die Kanonen knallten, die die Ankunft neuer Gesellschaften verkünden. Aber Sie erlauben, daß wir Ihrer überm Schießen nicht vergessen und daß wir Sie Abends wieder an den bekannten Tisch abholen dürfen?“ — „Gerne, sagte Flora, werden wir sehen, wie Sie sich wieder einen zweiten Kranz werden erschossen haben; sey Ihnen das Glück nicht minder hold denn gestern.“ — „Ihr Glückwunsch ist Segen;“ antwortete er, und gieng, es neu zu erproben. Und in der That er schoß wieder zum allgemeinen Jubel der ihn umgebenden Genossen. Und neue Schaaren Schützen hatten sich von frühe eingefunden und stündlich kamen neue an, und Gruß folgte auf Gruß. Da er sah, er könnte heute wol noch die zwanzigste Nummer erschießen; so viele waren nöthig, um einen Ehrenbecher zu erhalten; ließ er sich gerne von Freunden, die mehr des Festbesuches als des Schießens wegen angekommen, von diesem etwas abhalten und wandelte mit ihnen auf und ab, machte sich hinzu, wo von den Treppen am Gabenhaus Reden gehalten wurden der Bewillkommungen oder Preißvertheilungen. Auch an der Mittagstafel wurde länger verweilt. Die heitere Stimmung blieb ungetrübt; Wohlwollen und Freundlichkeit schienen sich zu verbreiten; der Strom der Freude wuchs und rauschte in die Wette mit der vorüberrauschenden Aare.

Früher wurden die Frauen abgeholt; denn Gabriel eilte, seinen mit einigen grünen Karten gezierten Hut sehen zu lassen; und machte damit seiner Mutter große Freude. Konrad hätte sie schon zum Mittagessen gerne eingeladen und war jetzt um so vergnügter an dem Tische, wo sich auch die Freunde wieder eingefunden. Es wechselte Scherz und Ernst und es wurde auch davon gesprochen und von allen Seiten berichtet: wie zufrieden voraus die Schützen mit allen Einrichtungen, wie vergnügt die Festbesucher über die zuvorkommende Gastlichkeit und

den herrschenden freundlichen Ton, wie zur Geselligkeit und zum Wohlbehagen aller auch die an den Festgebäuden und im Uebrigen beobachtete Einfachheit beitrage. Wenn solche Nationalfeste mit dem Bestand und Glück der Nation ihren Fortgang haben, wurde bemerkt, kommt man noch dazu, irgend an einem gelegenen Orte des Landes für solche Zwecke bleibend die Gebäude aufzuführen. Und eben in der Festigkeit und Würde dieser Festhallen könnte die Nation auch ihr Bewußtseyn darstellen ihrer Kraft, ihres Ernstes und ihrer Unvergänglichkeit; während jetzt noch die bretternen Häuser leicht daran erinnern, es sey das gehobene festliche Gefühl auch ein vergängliches und bald verhallt, wie das noch so hoch und stark tönende Wort.

„Und gleichwohl, erwiederte Gabriel hierauf, hat unser Schützenfest unter dem leichten Bretter-Dach seine silberne Hochzeit erlebt, warum sollte es nicht unter demselben wieder hier auf dem Aarauer Schachen seine goldene feiern können? In den Steinen wohnt nicht das Leben. Stoßen wir an auf die goldene Hochzeit und auf unsere eigene dannzumal silberne und daß wir noch unsere Buben auf das Fest begleiten!" — „Allerdings, sagte Konrad, der Kunstsinn wird nicht aufgebaut durch Museen; vor diesen war meistens die Kunst schon groß. Und unsre hohen Festhallen sind schon erbaut, sie sind die herrlichen Berge des Vaterlandes; so lange ihre Thürme und Zinnen und Wolken-Fahnenburgen stehen und leuchten, erneue sich das Mark unsers Stammes; denn nur von innen heraus, aus der angestammten Kraft, aus der Väter Tugend kommt neues Blust und neue Frucht. Vieles Neue, Gepriesene ist Spinngewebe im Baum, ist hergeflogenes, buntes, oft nicht einmal singendes, meist schreiendes Gevögel. Das wird verjagt werden! Der Baum soll fortwurzeln, fortzweigen, alte edle Schweizersitte, echtes Schweizerdeutsch mit allen seinen in freier Eigenthümlichkeit klingenden Mundarten. Und daß das reine Deutsch, sagte er, seinen Blick gegen das Auge der Flora erhebend, harmonisch einstimme," — „und sich verstehe!" fiel Gabriel ein, und schlug heftig

an Floras Glas an. Aber der Ton blieb dumpf; dagegen hell und in einer reinen Terz stimmte ihr Glas mit Konrads.

Es klang ihm fort; — und wie er auf sein Zimmer zurückkehrte, fühlte er sich von Allem noch zu erregt, als daß er alsobald den Schlaf hätte finden können, er schrieb daher noch seinem Vater: „Möge Euch dieser Gruß schon halb reisefertig finden und Euch bestimmen, das nächste Schiff zu besteigen und herüberzukommen. Ihr werdet in allen Beziehungen befriedigt werden. Vergnügter waren die Schützen noch nirgends. Was Ihr befürchtetet, und vielleicht noch besorgt, ist, wenn nicht verschwunden, doch in den Hintergrund getreten; und die aus allen Blicken leuchtende Freude am Vaterland ist größer als der Parteieifer. Von der Eröffnung des Schießens habet Ihr wol schon gehört oder gelesen; sie war eine Festlichkeit; das Volk sah sich selbst wieder. Dem erhebenden Beginn entspricht nun der Fortgang fast von Stunde zu Stunde; denn jede bringt Neues und manches Zwischenspiel, das wieder ein kleines Fest ist. Die Banner auch der Urkantone sind angekommen. Wie sie oben an der Halde weheten, an der man auf den Festplatz niedersteigt, waren die Herzen noch mehr bewegt; die Stifter des Bundes stiegen mit ihren Landesbannern hernieder und der Tell selbst voran, und es war als erklängen die Harsthörner von Morgarten und Sempach, von Granson und Murten. Wahrlich wenn diese Begeisterung für unsre große Geschichte verschwände, und die Freude an den Worten größer wäre als die an den alten Thaten, dann wäre es aus mit der Schweiz. Mit den heiligen Gefühlen, die der Jüngling ergreifen soll vor dem ergrauten Helden, voll jener Gefühle, mit denen wir das erste Mal in das Heiligthum der innern Länder selbst und in ihre himmelhohen Berge traten, — wurden auch die Banner begrüßt. Die schlichten, würdigen Leute auch aus der Urschweiz empfiengen den großen, goldenen Festpokal, aus welchem der Gruß getrunken wird, mit sichtlichem Ernste; und mit besonderem Jubel jauchzte ihnen das Volk zu. Unser Züricher Banner dann, das einem langen Zuge voranwallte, wurde mit folgendem Gruße empfangen:

Satt nie können wir uns schauen
An der Firnen Glanz und Schnee,
An dem Blau der Himmelsauen
Und dem Blau im tiefen See.
Und das Zürich-Banner — schauet!
Strahlt vom Himmelblau und Schnee,
Wie so silbern glänzt — und blauet
Wonnesam der Zürich-See.

Und das Zürich-Banner wallet
Stolz und reich und hoch und hehr,
Wie von Kraft ihm strahlt und hallet
Seine Landschaft rings umher;
Prächtig so in großen Bogen
Rauschet dieß Bannier empor:
Wie der Strom in vollen Wogen
Wie sein starker Männerchor.

Je und je ward es geschwungen
Auf des Lichts, der Ehre Bahn,
Kämpfend ist es durchgedrungen,
Als ein Stern zog es voran.
Treue ist die Himmelsbläue,
Lauterkeit der Sterne Schein,
Die verklärten stets auf's neue
Sich in Seelen tief und rein.

Nenn' ich von den vielen einen
Edeln Zürcher Bannerherren,
Dessen Sinn ein Sternenscheinen,
Dessen Aug' der Treue Stern:
Escher von der Linth — ihm wallet
Dank der fernsten Enkel noch,
Und bei seinem Namen schallet
Fort es: Zürich-Banner hoch!

Es war dann eines jener vielen neu belebenden Zwischenspiele, als einem unsrer jüngsten Schützen vom See, der sieben Stichnummern geschossen hatte, der Preiß überreicht wurde. Wir hatten ihn in langem Zuge zu dieser Feierlichkeit begleitet. Der den Preiß überreichende

Redner, wie er auf der vorzuweisenden Karte den Namen des glücklichen Schützen gelesen, dessen Nachbarn über Heimat, Herkunft und Eltern desselben so viel gefragt, als in Einem Augenblick möglich war, hob sogleich an: „Wir feiern eine seltne Meisterschaft! Alle sieben Nummern im Stich: und der sie schoß, der Meister, ist ein zarter Jüngling, aber er ist vom Zürichsee; wol der Nachkomme jener Schützen, deren geringe Zahl freilich im traurigen Dienste der in die Schweiz eingedrungenen Franzosen 1799 am 17. August dem östreichischen Heere unter seinem großen Helden, dem Erzherzog Karl, den Flußübergang dort unten am hohen Ufer unserer Aare bei Döttingen verwehrte und wo jeder ihrer Schüsse eben ein solcher Stichschuß war, der seinen Mann über Bord warf. Also erneut die Jugend die Ehre der Väter, aber auch deren Freude. Seht wie die Schaar der Schützen vom See sich der Kunst und des Glückes ihres jungen Genossen so innig mitfreut! Und wie werden sich erst seine Eltern freuen und seine Mitbürger. Diese Mitfreude über das Verdienst des Einzelnen, der seiner ganzen Genossen- und Landschaft Ehre macht, ist auch ein Festgewinn — entgegen dem nur zu gewöhnlichen verkleinernden und scheelsüchtigen Neide. Mehre sich wieder diese zumal im Kampfe der Parteien so selten gewordene patriotische Gesinnung der Mitfreude! Rufen wir ein Lebehoch auch den Eltern des Schützen! Wie dieses reine und blanke Silber des Preises glänzt, sey er ihres Alters Leuchte!" — Nun das Hoch und die Beglückwünschungen ringsum ertönten, weinte der bescheidene Jüngling vor Freuden. Dann gieng's zum Tische; Lieder erklangen; und als auch die Vorsteher des Festes herzutraten und dem jungen Schützen die Hand schüttelten, weinte er auf's neue. Es war ein rührender Anblick. — Nicht minder ergreifend war ein andres Zwischenspiel. Einem Aargauer Schützen, einem allgemein hochgeschätzten Manne wurde der silberne Ehrenbecher überreicht. Ein langer Zug seiner Mitbürger, Freunde und Kunstgenossen aus mehr als einem Kanton hatte ihn zur Treppe am Gabensaal begleitet. Der Schütze selbst hatte an seiner Seite seinen achtzigjährigen Vater, der

selber noch mitschoß, und einen Chor blühender Söhne und Töchter. Der Redner, den funkelnden Kelch in der Hand, sprach: „Auch dieser Ehrenbecher kommt in die rechte Hand. Der Schütze, dessen Kunst ihn gewonnen, ist einer, der, wenn gleich noch in der Kraft seiner Jahre stehend, mehr Dienstjahre zählt denn mancher ältere. Schon vor fünf und dreißig Jahren stand er als Zögling der aargauischen Kantonsschule auf diesem Platze in Waffenübungen. Aus solchen Kreisen studierender Jünglinge war in jenen Jahren der Zofinger- und aus diesem der Sempacher-Verein hervorgegangen, die beide zur Belebung von Gefühlen und Bestrebungen für's Gesammt-Vaterland nicht wenig beitrugen. Diese ehemaligen Sempacher und Stifter des Zofinger-Vereines fühlen ihr Herz noch immer jung und feurig, wo es das Vaterland gilt, und an Heimatsliebe nehmen sie es mit Jedem auf. Dem Vaterland haben sie immer gedient, voraus auch unser verehrte Freund, dem wir den Ehrenbecher reichen. Wie er als Schützenhauptmann unter den Auszügern — seiner Schaar vorangieng, würde er auch im Landsturm ein Hauptmann seyn. Das Beßte war immer sein Ziel und Zweck in Raths- und Gerichtssälen. Wie als Schütze des Stechers oder Züngleins, so, ja noch weit mehr achtete er stets des Züngleins an der Wage der Gerechtigkeit, die er in treuer Hand hielt in untersten und obersten Gerichten. Wie er ein Treffer unter den Reihen der Schützen, so ist er ein sichrer Treffer in den Reihen der Künstler, wenn es gilt den rechten Ton und Ausdruck und Vortrag im Gesange, in der Heldenrolle eines Oratoriums zu treffen. Reichen wir ihm den Ehrenbecher, so denken wir auch daran, wie er selbst einen trefflichen Wein im Lande baut, und ihn den Schützen in einer Ehrengabe zu kosten giebt. Trinke er aus diesem Kelche noch mit Enkeln, die ihm Freude und Ehre sind! Glückwunsch ihm, seinem greisen Vater, seinen blühenden Söhnen und Töchtern!" Und nun ertönte im Kreise, den die vielen Hunderte gebildet, der lauteste Freudenruf. Und zum Tische zogen die Freunde, um den Ehrenbecher auch noch mit edelm Weine einzuweihen. Hier ward nun folgendes eigens hiefür gedichtete

und gedruckte Lied ausgetheilt und unter dem Begleit der Trompeten und Hörner nach der Weise: „Ich hatt' einen Kameraden“ von der großen Gesellschaft im hellsten Jubel gesungen.

Füll' sich dein Schützenbecher
Zur Fest- und Feierstund';
Und dieser Trunk bewahre
Bis in die höchsten Jahre
Dir deine Kraft gesund!

Aus seinem Silberglanze
Erstrahle dir zurück:
Wie du in guten Stunden
Mit Freunden hast empfunden
Des Vaterlandes Glück.

Aus seinem Silberklange
Ertön' dir fort und fort
Von Freunden in der Runde,
Von manchem theuren Munde
So manches theure Wort.

Am Festmahl sey der Becher.
Ein Leuchter deinem Tisch,
Er wecke Heldensagen,
Daß für die Heimat schlagen
Die jungen Herzen frisch!

Und geht's zum Kampf, erhebe
Den Kelch und mache Muth:
„Gewinnen kann nur Alles,
Wer um die Seinen Alles
Einsetzt für's höchste Gut.“

Und trankst du aus dem Becher
Abschied zum letzten Mal,
Sey du — so weit auf Kinder
Er erbt und Kindes-Kinder —
Genannt am Freudenmahl!

Mögen Euch, lieber Vater, solche Klänge herlocken. Noch manch

Anziehendes hätte ich Euch so zu schildern, um so mehr eilet, es selbst zu sehen.

Diesen Brief, der sogleich diese Nacht noch abgeht, werdet Ihr morgen empfangen. Reiset Ihr alsobald ab, so seyd Ihr schon Abends hier; und in den Abendstunden weile ich unter Freunden und Bekannten in der Speisehütte am Tische 49. Bei der allgemeinen Gastlichkeit ist auch für die liebe Mutter, die ich herzlich grüße, so wie auch für die Base leicht ein Unterkommen zu finden. Also auf Wiedersehen." —

Des andern Tages beim Frühstück sagte Gabriel: „Heute oder spätestens morgen ist also die Einweihung auch meines Bechers, die Ihr, Base Flora, wie Ihr wisset, versprochen habt." — „Es scheint mit dieser Einweihung noch gute Weile zu haben," antwortete sie — mit einem Blick auf des Schützen Hut, an dem erst wenige Nummern aufgesteckt waren. „Die mangelnden, fuhr Gabriel fort, sind, wenn ich einmal in der rechten Laune bin — und zu der könnet auch Ihr beitragen, bald erschossen und dann geht's hinter die Stichschüsse. Es sind da Gaben im Stich, es könnte einer damit sogleich eine Haushaltung anfangen, einige tausend Franken in Gold und Silber, Korn zu Brot und Mehl über Jahr und Tag, Salz genug bis zur silbernen Hochzeit, Wein — und Fleisch sogar, ein Böcklein, um mit seinen Freunden fröhlich zu seyn, auch feiner Hausrat, Stühle und Pfühle, Teppiche für einen zarten Fuß, ja sogar eine....." — „Ich will Ihnen, sagte Konrad ihn unterbrechend, suchen mit gutem Beispiel auch in den Stichscheiben voranzugehen. Zum Ehrenbecher mangelt mir nur noch Eine Nummer, und vortrefflich zu den Hauptschüssen ist die Windstille dieses Morgens. Ich denke, wir benützen sie; auch der Schütze soll nicht im Sturme säen." — „Ganz recht, sagte aufbrechend Gabriel; aber dennoch heißt es schön:

Den Jüngling reißt es fort im Sturmeswehn,
In Kampf und Tod für's Vaterland zu gehn.

Und dieß nun singend und zum Urlaub den Hut schwingend, legte

er die Hand in des Gastes Arm und schritt mit ihm durch den Garten.

Wieder mit besonderem Geschick und Glück schoß Konrad mit dem ersten Schusse die ihm noch fehlende Nummer und dann im Stich noch sechs Nummern, so daß sich sein Hut mit allen Farben schmückte. Und da für diese sechs Nummern sogleich eine Prämie ertheilt und festlich überreicht wurde, erhöhte dieß die Freude des abendlichen Kreises, zu dem auch die Frauen wieder abgeholt worden waren. Konrad war Floras Nachbar. Mit Freuden bemerkte er, wie die in ununterbrochenem Zuge Vorüberziehenden besonders das Ende dieses Tisches, an welchem sie selbst wieder saßen, ins Auge faßten und zumal seine Nachbarinn, und wie einzelne auf und ab wandelnde Beobachter immer wieder an diesem Tische vorüberkamen, an welchem eine so überaus frohe Stimmung sich kund gab.

Der Mahler sagte: „Erlauben sie mir wol, Fräulein Flora, daß ich dieser Tage einmal Ihr Bild zeichne?“ — „Bravo, rief Gabriel, das ist mir aus dem Herzen gesprochen.“ — „Holla, sagte der Mahler, so ist's nicht gemeint; ich habe bereits einige Gruppen aus diesem Festleben gezeichnet; es giebt da des Anziehenden, Bedeutsamen und Eigenthümlichsten eine Menge, daß man wahrlich nicht genug Augen hat; aber eine besonders will ich mahlen, nämlich uns selbst hier und wie wir da in vielfacher Verklärung sitzen und wie zur Krönung des Tages das rothe Abendlicht durch die Tannzweige herein gerade jetzt um die Häupter spielt; und da darf wahrlich Ihr Kopf, Fräulein, nicht mangeln.“ — „Es ist ihm nur um die Sitzung, bemerkte ein andrer Freund, denn er zeichnet, wie bekannt, auf's treffendste aus dem Gedächtniß, und warum denn nicht voraus Sie? Und wenn es gerade um die jetzige Beleuchtung zu thun ist und den Widerglanz des Abendpurpurs, so müßte eben jetzt auf der Stelle gemahlt werden; oder wenn die gegenseitige Erheiterung der ganzen Gruppe soll dargestellt werden, so müssen wir alle bei der Sitzung gegenwärtig seyn.“ — „Jedenfalls werde ich mich, sagte Konrad, um eine Copie

bewerben," — „und ich, sagte Gabriel, um das Original." — „Was hilft es, bemerkte Flora, sein Bild verweigern? weiß man doch jeden Augenblick nicht, wo man irgend hier absitzt, ob nicht ein Verfertiger von Daguerreotypen uns in seinen Spiegel fasse; vielleicht sind wir schon in einem solchen Lichtbild, wir werden darnach gezeichnet, in Holz geschnitten, erscheinen in einer Zeitschrift, es wird eine Novelle dazu gedichtet." — „Es scheint mir wirklich, fuhr der Mahler fort, ein solcher Schriftsteller öfter unserm Tische nahe zu kommen." — „Und er und Sie selbst, sagte Flora, sind vielleicht um einen vereinten Beitrag in eine illustrierte Zeitung oder gar in die Schützenzeitung angesprochen." — „Ihr Bild, versetzte der Mahler, wäre jedenfalls ein solches, das derselben Zug verschaffte."— „Recht so, sagte Gabriel, es leben die schönen Züge, diese edeln Züge im Menschenleben, die Züge, die Zug haben, die Festzüge und die Bezüge, und darauf lasset uns nun einen guten Zug thun." — „Und daß, sagte der Mahler anklingend, die Verzüge der Züge aus dem Ehrenbecher nicht zu lange währen, und daß es keine Abzüge gebe bei gehofften Preißen.„

Wie sie so scherzten, gewahrte Konrad seine Eltern mit der Friederike vor der Hütte — und nun in dem Strome Menschen, die sich in einem fort durch dieselbe bewegten, und sah wie jetzt der Vater sich die Tischnummern merkte und die Richtung ihrer Reihefolge und sich nach derselben näher bewegte. Der Vater hatte nun auch ihn erblickt und winkte; Konrad schwang den Hut und nannte dann den Freunden die Seinigen. Der Vater sah zuerst nach den vielen Nummern auf Konrads Hut. „Gut so!" sagte er. Die Mutter schaute mit Verwunderung auf Konrads Nachbarinn. Sie nahmen Platz, fanden sich bald in den muntern Ton; auch die fein geputzte Friederike gefiel sich und fühlte, daß sie gefalle. Die Mutter hörte nicht ungern Anspielungen auf Friederike und Konrad, und wie vaterländisch es von Müttern sey, auch die Töchter am Feste Theil nehmen zu lassen und mit denselben das Fest zu schmücken und die Schützen zu erfreuen. Konrad war gegen Friederike unbefangen freundlich, und schien ihretwegen der Flora offenbar nicht weniger Aufmerksamkeit zu widmen.

Nun wurde erzählt, wie in kurzer Zeit sie hergekommen; wie durch die besondern über die Festzeit getroffnen Reiseeinrichtungen man von Rapperschwil in Einem Tage nach Aarau und wieder heim gelangen könne. Die Mutter besonders rühmte den wechselvollen Reiz der Reise. Gerne hätte sie jetzt noch den Gabensaal und anderes gesehen; aber schon war die spätere Dämmerung da, und Konrad versprach, da er morgen vom Schießen feiern und sein Geschoß dem Vater überlassen wolle, ihnen dann seine Zeit zu widmen. Dem Vater mußte er Bericht über sein Schießen und seine Schüsse geben. Der ehrwürdige Zunftrichter leuchtete vor Freude und war besonders vergnügt, daß er hier noch zur Feier der Prämie für die sechs Stich-Nummern gekommen." „Ja, sagte er jetzt schon, da wird es einem alten Schützen schwer, nicht zu schießen; allein dann muß man geruht haben." Und so wurde dann aufgebrochen. Um Zimmer für die Angekommenen hatte Konrad in der Nachbarschaft gesorgt.

Er sollte Tags drauf mit den Seinigen frühstücken, wollte aber doch noch vorher Flora grüßen, und sah auch bereits die Wittwe den Tisch im Garten rüsten. Er gieng hinunter, traf aber die Wittwe sichtbar verlegen und trübe gestimmt. „Ich störe, sagte er?" — „Nein, antwortete sie, — im Gegentheil, es drängt mich, daß ich mich ausspreche; und Sie erwecken so viel Vertrauen. — Es ist etwas vorgefallen. Mein Gabriel in der Freude des gestrigen Abends und bemerkend, daß Ihnen Ihre Braut ist herbegleitet worden, und schon längere Zeit unserer Base Flora zugethan, hielt gestern Abend noch — freilich etwas unvorbereitet und etwas stürmisch — um ihre Hand an. Sie behandelte seine Werbung zuerst als Scherz; als aber auch ich dieselbe unterstützte und bat und wieder bat, sagte sie entschieden Nein, und setzte hinzu: sie könne nicht anders; aber jetzt sey es ihr auch unmöglich, länger bei uns zu bleiben und sie werde sogleich verreisen. Kaum konnten wir sie noch bewegen, wenigstens heute noch die Abendpost abzuwarten; denn sogleich im Nachtwagen wollte sie uns verlassen. Der arme Gabriel ist schon frühe fort und auf den Schieß-

platz und sagte: vielleicht schieße er heute im Verdruß besser als bisher in der Freude. Erschießt er aber nichts, so hat er zum Schaden noch den Spott. Wie ist da zu rathen und zu helfen?" — „Vor allem, sagte Konrad, darf uns Fräulein Flora nicht verreisen; da sie es erst diesen Abend spät will, so suche ich sie noch diesen Morgen zu sehen. Ich hätte mir ohnehin das Vergnügen gemacht, Sie, verehrte Frau, und Ihre Base zu meinen Eltern zur Mittagstafel einzuladen; folgt Ihnen und meiner Einladung Fräulein Flora, so giebt vielleicht dann das Eine das Andere zur Verständigung. Nur darf Flora nichts von meinem Mitwissen vernehmen. Jetzt muß ich zu meinen Eltern hinüber und zu meiner Base Friederike, die, nebenbei gesagt, meine Braut weder ist noch je wird. Während des Morgens komme ich wieder." Die Wittwe meinte zuerst, sie sey jetzt gar nicht in der Stimmung, an die Tafel der Schützen zu sitzen; doch entsprach sie endlich Konrads Bitten, und empfahl ihm noch, den guten Gabriel zu trösten.

Konrad hatte Mühe, die Bewegung, in der er sich nun befand, den Seinigen einigermaßen zu verbergen. Sie bemerkten dieselbe weniger auch des bunten Schauspiels wegen, durch das er sie dann auf dem Festplatze begleitete. Der Vater war an's Schießen geeilt und die ersten Schüsse machten ihm Muth. Die Genossen beglückwünschten ihn als einen der wenigen, die vor fünf und zwanzig Jahren bei der Gründung des Festes gewesen und so fühlte er sich auch dadurch jugendlich belebt, und bat nun die Seinigen, sie möchten ihn jetzt allein und ganz seiner Kunst und Lust lassen. Nun wurde auch Gabriel aufgesucht. Er schoß sehr unglücklich. Zuerst rieth Konrad mancherlei zu besserm Gelingen; allein umsonst. Da sagte er: „Sie zwingen's heute nicht, auch scheint Luft und Licht weniger günstig; setzen Sie etwas aus und machen Sie mit uns einen Gang durch den Festplatz." — „Sie haben Recht, sagte Gabriel; es heißt auch vom Schützen:

Er steht in des höheren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde."

Und so folgte er ihnen; Konrad führte seine Mutter; Gabriel bot auf dessen Wink den Arm der Friederike, die ihn annahm, nicht ohne Wohlgefallen an dem jungen, blühenden, feingekleideten Mann. Nun giengs zuerst auf die Schaubühne der großen Zinne über der Schießhütte; im Vorübergehen betrachteten sie die an der Brüstung der Bühne gemahlten Wappen aller Orte, über ihnen das Bundeswappen und die sie umgebenden Inschriften:

Schild an Schild gestellt:
Bleibet so gesellt
Gegen Noth und Schlag
Wie am Freudentag.

---

Warum das Kreuz im Bundes Schild?
Es ist der höchsten Treue Bild.

Dann im Hinaufsteigen zeigte Konrad der Mutter an den aufgehängten Nummernkreisen seine Schüsse. Bewundert wurde der Fleiß und die Schnelligkeit, mit der da über alle Schüsse im Nummernkreis Rechnung geführt wurde, und wie hier alle des genauesten verzeichnet waren. Auf der Bühne hätten die Frauen das Dröhnen der unaufhörlich knallenden Schüsse und einschlagenden Kugeln noch länger ausgehalten; aber es donnerten wieder die Kanonen, neue Gesellschaftsbanner wallten oben am Rain; alles eilte zur Treppe am Gabenhause, den Empfang zu hören. Da Banner an Banner anlangte, Gabriel auch seinem Begleite einen vortheilhaften Platz auf der Treppe gewonnen, so wurde hier länger verweilt; der Mutter sogar und zu ihrer besondern Freude der große goldene Becher gereicht. Auch Friederike nippte dran, und Gabriel an derselben Stelle, die ihre Lippen berührten, einen tüchtigen Schluck nehmend, sagte: „So hat mir noch kein Morgentrunk gemundet.“ — „Nämlich heute,“ scherzte Konrad. — „Als ob ich ein Trinker sey, antwortete Gabriel; glauben Sie das nicht, Fräulein; aber bei Ihrem Vortrinken könnte man's werden, und doch ließe ich mich gerne unter solche Vormundschaft setzen,

und doch ließe ich mich gerne unter solche Vormundschaft setzen, und fühlte mich dann erst recht mündig.“ Friederike lächelte, der Scherz schien ihr nicht zu mißfallen. Sie sagte: „Auch auf alle Arten schöner Reden haben sich, wie zu hören, die Herren von Aarau gleich wie in allem Uebrigen des beßten vorbereitet; und da ist es schwer, ihnen entsprechend zu antworten.“ — Der Mahler kam herzu und sagte: „Wieder eine Scene! Ich habe mir Euch bemerkt, wie Ihr an diesem eigenen Gesundheitsbrunnen des Ehrenbechers und an seinem goldenen Rande Bekanntschaft gemacht habt. Dies giebt eines nicht der geringsten Bilder; dieser herrliche Goldpokal, wie er von der blühenden Schönheit so zierlich kredenzt wird, und wie Alles dabei im Morgenscheine glänzt.“ — „Der Kelch wäre, meinte Friederike, in der Hand einer Tochter zu groß, das stünde in der Zeichnung wol nicht gut.“ — „Allerdings, sagte der Mahler, der Becher müßte vom hübschen Knaben eines Schützen, einer Art von Genius oder vom Liebesgott gehalten seyn.“

Während sie so scherzten, öffnete sich der Gabensaal und zeigte sich drinnen wieder Platz für die vielen, die hineinzukommen warteten. Gabriel benützte schnell den Augenblick und machte seinem Fräulein und der Mutter Raum. Konrad beurlaubte sich für die Zeit, sie nun Alles mit Muße beschauten, und empfahl der Mutter statt seiner den Mahler als Begleiter.

Er selbst eilte klopfenden Herzens in die Stadt hinauf, entschlossen, Flora nicht nur zum Mitagessen einzuladen. „Gebe mir der Augenblick und das Herz das Wort!“ dachte er endlich, da er unterwegs diese und jene Einleitung ausgesonnen und wieder verworfen. Zuerst gieng er noch in seiner Stube ein Paar Mal auf und ab. Die Wittwe bemerkte er im Garten. Daß Flora in ihrem Zimmer, sagte ihm die Magd. Er klopfte. Bei ihrem „Herein“ pochte ihm sein Herz gewaltig. „Ich möchte Sie, sagte er, für meine Eltern und mich um Ihre Gesellschaft ersuchen am Mittagessen.“ — „Es ist mir leid, antwortete sie, Ihnen nicht entsprechen zu können; ich muß

heute noch verreisen und sollte schon verreis't seyn." — „Nein, sagte Konrad, bleiben Sie, Flora, und — daß ich's wage, es auszusprechen, bleiben Sie meinetwegen! Werden und bleiben Sie mein! Vom ersten Augenblick, da ich Sie sah, gehöre ich Ihnen mit ganzer Seele. Machen Sie mich glücklich! Flora, ich liebe Sie von Herzen!" — „Von Herzen," sagte Flora; weigerte nicht Hand und Mund und die Glücklichen umarmten sich und küßten sich, und küßten sich wieder und sagten sich nochmals und von neuem „auf ewig." Ihr Glück ließ sie alles andere vergessen. Die Stunde war wie ein Augenblick vergangen, der Mittag nahete. Wie gerne wären Sie ungestört beisammen geblieben! „Aber ich muß zu meinen Eltern, sagte Konrad und du kommst nun auch und verreisest nicht, und noch feiern wir hier heute oder morgen, wie sich der erste Augenblick findet, unsere Verlobung. O schon jetzt möchte ich mein Glück laut verkünden, zumal der lieben Mutter, dem guten Vater." — „Nein, warten wir sagte sie, zwar haben beide von ihrem ersten Erscheinen mein ganzes Vertrauen; allein wir werden heute wol mit einander gegenseitig noch mehr bekannt, und dann macht sich Alles besser." — „Sey's, antwortete er; es wird mir aber schwer werden, den Jubel meines Herzens nicht hören und sehen zu lassen."

Jetzt erfreute er die Wittwe mit der Nachricht, daß sich Flora habe bewegen lassen, noch nicht zu verreisen; und führte dann beide zur Mittagstafel hinunter. Wie er mit ihr hinaustrat, war es ihm, als sollte ihm alle Welt die große Veränderung ansehen. Seinen Eltern, dem Vater beim Schießen, der Mutter beim Betrachten des jeden Augenblick wechselnden Schauspiels war die Zeit ebenfalls so schnell vorübergegangen, daß Konrads längere Abwesenheit weniger bemerkt worden war. Die Mutter hatte mit dem Mahler die den Hausfrauen doppelt merkwürdige, wohleingerichtete, große Küche beschaut, in der für Tausende gekocht wurde. Und nun begegnete ihnen Konrad, da sie im Schatten auf und ab giengen. Der Vater war noch am Schießen, er schoß Nummern auf Nummern. Friederike noch

immer an Gabriels Arm wandelte durch den Festplatz. Endlich, als der Kanonenschuß zur Tafel rief, fanden sie sich alle am bekannten Tische ein. Konrad setzte sich mit Flora zwischen seine Eltern, so daß sie die Nachbarinn seines Vaters war; — Gabriel mit Friederike und der Wittwe Nachbarn der Mutter, vorüber die Freunde, also daß Flora der Verlegenheit enthoben war, den Gabriel grade sich vorüber zu sehen. Der Vater war überaus vergnügt. „Es ist wieder bessere Luft im Land, sagte er; die Cholera, das große politische Gallenfieber, die Revolutions-Brechruhr, der große Krampf der Zeit und die Herzerstarrung ist, Gott sey Dank, im Abnehmen. Keinen Mißton habe ich den ganzen Morgen vernommen, nichts als vaterländisches Wesen. Ihr glaubt nicht, wie das besonders einen alten Mann freut, der wie ein Simeon gern im Frieden, bestrahlt vom vollen Glanze seines Vaterlandes und, sagte er leiser, des Glückes der Enkel scheiden möchte. Gott Lob, daß es wieder friedlicher wird, daß man sich wieder einiger und wohler fühlt. Wie waren wir vor fünf und zwanzig Jahren auf dieser Schießstätte so glücklich! Wahrlich das Glück jener beneidenswerthen Friedensjahre ist lange nicht genug geschätzt worden. Welch ein trauriges Leben, sein Vaterland immer nur so zu sehen, wie es nicht seyn sollte, und welche Freude jetzt wieder, zu empfinden, was wir seyn könnten! Und in der That, ich hätte nicht geglaubt, daß ich so freudig erregt, Sorge und Klage ja Hoffnungslosigkeit mir sobald und so ferne gerückt werden könnten." — „Es dünkt mich, sagte Flora, ein solches Fest eine Art Wall- und Bergfahrt, die Luft wird reiner, der Blick freier und weiter, man ist kleinlichen und engen Verhältnissen entrückt, das Vaterland leuchtet rings in Glanz und Pracht." — „Und die Bergfahrt, sagte der Zunftrichter, beifällig bejahend, ist im Begleit so muntrer Pilgerinnen noch einmal so erheiternd." — „Und Glanz und Pracht des Vaterlands, bemerkte der Mahler, leuchtet nicht nur von der granitnen Jungfrau im Oberland, die ewig bepanzert ist mit dem eisigen Harnisch und gehüllt in den kalten Schneemantel, das rechte Alpenglühen,

die echten Alpenrosen sehet hier rings umher!“ — „Auch das Heerden-läuten mangelt nicht, sagte Gabriel anklingend, und der Lauinen-donner und das Rauschen der Bäche, und zum Schwingen mangelt nur der Tanzboden. Wenn die Musik ihre Tänze spielt, was sieht man die Füßchen unter den Tischen in Bewegung! Zwar auch auf dem Rasen draußen wäre es lustig, sich zu schwingen, wenn nur die Sonne nicht so brennte. Drum sollte ein ander Mal noch für einen glatten und beschatteten Tanzboden gesorgt werden, da könnten sich denn auch die hier und dort noch vorhandenen National-Tänze und zumal auch die Tänzerinnen sehen lassen und würden sich dabei die Töchter von Stadt und Land, von Berg und Thal zusammenfinden wie sonst nirgends, und gäbe das wieder ein eigenes Kampfspiel, ein Schwingen in die Wette und um den Preiß der Schönheit, und meine Nachbarinn, sagte er gegen Friederike, würde da nicht zurückstehen.“ — „Wenn Sie, antwortete Friederike, woran ich nicht zweifle, so gut tanzen als sie vom Tanze reden, ließe sich mit Ihnen schon ein Tanz wagen, wenn auch nicht ein Wettanz. Um einen Preiß zu erringen, müßten beide sich beßtens verstehen.“ — „Nun, sagte Gabriel auf dieses Verständniß, lassen Sie uns anklingen! Das Tanzen mit Ihnen wäre an sich schon ein Preiß.“ — „Ja, ja, sagte der Mahler, das Aufführen, von National-Tänzen, das gäbe Scenen! Das ein Zuschauen! Aber neben dem Wetteifer wol auch ein Eifer.“ — „Nicht mehr als sonst, sagte Konrad, denn jeder suchte sich von seiner ge-fälligsten Seite zu zeigen, und da erhielte dieser natürliche Trieb im Tanze nur noch eine schöne Gelegenheit mehr, es nach Regel und Takt zu thun, mit der Musik selbst zur Musik werden. Sie tanzen doch auch, Fräulein Flora?“ — „Je nach Zeit und Ort, sagte sie, gerne, sehr gerne.“ — „Wie Schade, fuhr er fort, daß wir Sie nicht sehen können.“ — „Wahrlich, sagte der Zunftrichter, als die Musik eben wieder einen Tanz gespielt hatte, ich bin in so freudiger Stimmung, es ist mir, wenn man hier eine Tanzbühne aufgeschlagen hätte, so muntere Gesellschaft wie unsere Nachbarinnen, würden es

mir anthun, daß ich mich unter die Zuschauer mischte. Und was meinst du, Mütterchen, wir würden noch einen gemächlichen Walzer probieren; haben wir's doch einst nicht übel gekonnt." — „Das ist lange her, sagte die Mutter, und zwar gerade fünf und zwanzig Jahr, damals als ihr die Preiße von Aarau heim brachtet, hielten die Schützen einen Ball, und haben wir dort, so viel ich mich erinnere, das letzte Mal getanzt."

So sprachen und scherzten sie am Essen, da ertönte Trommelwirbel, und begannen jetzt von der Kanzel die Tafelsprüche. Zuerst sprach ein Redner zum Lobe des Friedens, ein Andrer von der Versöhnung der Confessionen im Glauben an's Vaterland und den Gott der Väter. Und, daß man es nicht zu scharf nehmen soll und ein ehrenvoller Frieden auch dem glänzendsten Siege über Miteidgenossen vorzuziehen sey. „Ja, ja, sagte der Zunftrichter, sey und werde es wahr! Wie Vieles wäre nicht geschehen, wenn die, denen gegeben ist, mit Kraft zum Volk zu reden, stets aus dieser Tonart gesprochen hätten! Der besänftigende, Frieden erhaltende oder stiftende Redner ist immer größer und gewaltiger als der aufregende, und der fromme Klausner von der Flüh ein wunderbarer Held." — „Dieser, sagte Gabriel, war auch auf Eurer Seite nicht zu finden und an Heftigkeit und Aufreizung ließt ihr es auch nicht mangeln." — „Ich gebe beides zu, entgegnete der Zunftrichter, und auch den Schützen gilt der Spruch: wir fehlen Alle mannigfaltig." — Es giengen andere Sprecher hinauf; das Schießen hatte wieder begonnen, das Brausen der Tausende an den Tafeln und in den Gängen war mächtig; um auch nur über einige Tische hin verstanden zu werden, mußten die Redenden ihre Stimme übermäßig anstrengen; alle wurden heiser. Etliche ließen statt eigener und neuer Gedanken nur die gerade im Schwange gehenden Redensarten hören von Freiheit, Entwicklung und Errungenschaft und Fortschritt. Der Zunftrichter sagte: „Ich möchte wetten, diese klingenden Schellen sind am Ausläuten. Es ist der letzte Schwall dieser Wasser der neuen Sündflut. Es wird bereits dies Wasser in

seiner Blödigkeit empfunden, wie es sich auch als unfruchtbar erwiesen hat. Das sind eben eine Art Zeitwörter und dazu noch gar unregelmäßige." — Andre, die auf die Kanzel kamen, drehten den andern Rosenkranz von Kutten, Pfaffen, Jesuiten und wurden von vielen beklatscht. „Das ist wohlfeiler Witz und Beifall," sagte der Zunftrichter. Und als andre durch das Lachen und Klatschen der Menge verführt selbst Derbheiten wagten und auch in Stimme und Miene und Gebärde sich so übernahmen, bemerkte der Zunftrichter: „Das ist das Gefährlichste des unverlegenen und gewandten Volksredners, von dem Sturme des Beifallrufs hingerissen zu werden endlich bis zum Fratzenhaften, das dann der Schüler noch zu überbiethen sucht; auch hierin erscheinen so viele als Zauberlehrlinge und der alte Meister ist nicht zu Hause. Der rechte Redner wird seine eigene Würde und Aufgabe nicht vergessen. Freilich auch eine humoristische Rede, einigermaßen sogar im Tone der Kapuzinerrede im Wallenstein ließe ich mir gefallen; viele Wahrheiten werden eher aus einem scherzenden Munde angehört, und Witz und Laune sind auch Mittel der Behaltbarkeit und der Erweckung des Nachdenkens; allein der wahre Volksredner darf doch dergleichen vor dem Volke nicht wagen, er darf nicht Spaßmacher werden. Aber freilich, wer ohne gerade Redner zu seyn, einen Tafelspruch bringen will, der muß doch etwas Ergreifendes zu sagen wissen, und um so kürzer seyn, sonst ist sein Auftreten ein Sichselbstpreißgeben." — „Man darf es aber hier an einem solchen Feste damit nicht so genau nehmen, sagte Konrad; gerade daß auch Mancher, der kein Redner ist, so wenig schüchtern auftritt, und daß man ihn mit Wohlwollen aufnimmt, gehört mit zur Freundlichkeit und Freimüthigkeit des Festes." — Wieder stieg Einer hinauf. Flora sagte: „Dieser wird nichts Besonderes vorbringen." — „Kennen Sie ihn?" fragte der Zunftrichter. — „Nein, antwortete Flora, aber sein flaches Gesicht, sein mattes Auge, sein selbstgefälliges Lächeln in den sorgfältig gepflegten Bart hinein verkünden das Alltäglichste." Und so war es auch; aber einigen auch seiner Redensarten mangelte

doch nicht der Beifall. Freilich schien dieser und die Theilnahme etwas zu erlahmen. Wol um neu zu beleben und den rechten Ton wieder anzuschlagen, trat ein neuer Redner auf und sprach nicht ohne Wohlklang und Kraft der Stimme:

Allen, o ihr Eidgenossen,
Allen ist das Herz erschlossen,
Wenn es gilt, das Land zu preisen,
Darin alle wir entsprossen
Und das Edelste genossen;
Es geschieht in allen Weisen,
Tönen, Klängen und Gesängen,
Wie es treibet einen jeden.
Und so wollen in die Reden
Sich nun auch die Reime mengen.
Und ich will ein Lob verkünden
Und ich weiß — aus Herzensgründen
Aller, die mich hier umringen,
Wie ein mannigfach Erklingen
Antwort giebt in Felsenschlünden,
Wird gewiß nun aller Seiten
Zuruf meinen Ruf begleiten
Und der Schall wird sich vermehren
Wie in echoreichen Halden,
Und so ruf' ich: Laßt uns ehren
Uri, Schwyz und Unterwalden!
Uri, Schwyz und Unterwalden!
Also laßt aus diesen Hallen
Unsern Zuruf weiter schallen
Hoch hinauf den Gotthardstalden,
Daß vom Sentis bis zur Dohle
Sich das Hoch rings wiederhole:
Uri, Schwyz und Unterwalden! —

Saget! wären ohne sie
Schweizer wir? — und jetzo hie?
Daß es Bundes-Banner sey,
Wurde das von Schwyz erhoben.
Ja vom Schwyzer-Banner oben
Leuchtete das Kreuz herbei.

Und im hellen Morgenroth
War das Kreuz der Morgenstern,
Kund es machend nah und fern:
Bald vergehe Nacht und Noth.
Ja, ihr Eidgenossen, dessen
Dürfen nimmer wir vergessen:
Eine edle Schwyzerinn
War des Bundes Gründerinn,
Margaritha Herlobig.
Dieser Name strahlet hell
Neben Melchthal, Fürst und Tell.
Und wer lieb hat Weib und Kind,
Seine Tochter oder Braut,
Denkt am Fest auch dessen laut:
Edelstes im Land und Haus
Geht vom Mutterherzen aus,
Und das Edelste gedeiht
In geweihter Einsamkeit.
Und das Rütli bleibt schon drum
Unsers Landes Heiligthum. —
Weil sein Grün ein Friedensgrün,
Wird es fort in Hoffnung blühn.
Wie der Bund dort durch Gebete —
Ward geheiligt auch die Stätte;
Und die Unschuld war des Bundes
Auch die Veste seines Grundes, —
Der Gewaltthat stets entgegen,
Drum war unerschöpft sein Segen.
Und ein Heilquell rinnt hernieder
Aus dem Rütli immer wieder.
Ihres Bundes Unschuld scheute
Weg die Furcht, wie sehr auch dräute
Uebermacht und Kunst der Heere.
Und zu neuer Sieges=Ehre
Von der ersten zu Morgarten,
Wo das Thor ward aufgethan,
Zogen sie die Heldenbahn.
Und Morgarten war der Garten,
Wo das erste Lorbeer=Schoß,
Das zum hohen Baum ersproß.

Keine Schlachten sind geschlagen
In der Väter Heldentagen,
Da nicht ihre Banner wallten,
Ihrer Harfste Hörner hallten,
Und es hieß, wo sie erschallten,
Wie zu Granson von dem Stalden,
Da nun kommen erst die rechten:
Uri, Schwyz und Unterwalden!

Selber in des Bundes Schwanken
Und da größte Reiche sanken,
Alle Pfeiler, Dämme, Schranken,
In wie blutigen Gefechten
Gegen Uebermacht der Franken
Ihre Freiheit zu erretten,
Auf den alten Siegesstätten
Haben sie sich als den echten
Stamm erprobt und selbst die Frauen
Und die Töchter ohne Grauen
Zeigten, daß auch sie nicht minder
Kampferprobte Heldenkinder.

Bleibe so in eurer Mitte
Alte Kraft und fromme Sitte,
Treu' und Einfalt, ernstes Wesen!
Denn ihr seyd dazu erlesen,
Wo zu jäh der Drang und Schwung,
Vorzugeh'n mit Mäßigung.
Eines muß das Andre heben;
Leben heißt auch lassen leben.
Und das ist es, Eidgenossen,
Warum je sich Bünde schlossen. —
In des Erntefeldes Schwüle
Wird begrüßt der Firnen Kühle.
In der Städte Marktgewühle
Muß herab die Alp erklingen,
Heimweh nach den Bergen bringen,
Nach den stillen Friedensstätten,
Nach den Thälern, wo die Schaaren,
Die den frommen Ernst bewahren,

Unter Lob= und Dank=Gebeten
Auf die heil'gen Stellen treten,
Wo mit Gott die Väter stritten,
Gott erhörte ihre Bitten.

Ja von diesen heil'gen Stellen,
Schlachtenfeldern, Siegskapellen
Grüßt uns eurer Banner Wehen,
Ihr drei Länder, und wir sehen
Vor uns eures See's Gestade,
Vor uns eurer Wallfahrt Pfade,
Eure Höhn im Morgenduft,
Bürglen glänzt, und mit Gebrause
Tritt der Schächen aus der Kluft,
Und die Melch dort um die Klause
In dem grünen, stillen Ranft,
Wie der Siedler ernst und sanft.

In dem Rauschen eurer Fahnen,
Dem geheimnißvollen Sausen,
Hören nennen wir die Ahnen
Walter Fürst und Attinghausen,
Tell, Stauffacher, Winkelried,
Melchthal, Niklaus von der Flüh
Und so viele, die von früh
Hoch erhob das Heldenlied.
In dem Rauschen eurer Fahnen
Nahn die Geister uns der Ahnen;
„Segnet, rufen wir, die Söhne,
Daß das Fest Versöhnung kröne,
Daß wir eurer würdig scheinen,
Wie uns Freud und Leid vereinen."
So mit ihnen denn im Bund
Rufet hoch aus Einem Mund:
Uri, Schwyz und Unterwalden.

Dieser Ruf wurde nun zwar von Vielen mit Freuden wiederholt; aber es erschallte doch nicht der Beifall wie einigen früheren bloßen Stich= und Parteiwörtern und sogar den grellen Derbheiten. Gabriel meinte, „man sollte die Todten ruhen lassen." Flora dagegen nahm den Reim=

spruch sehr in Schutz, und sagte: „Die Namen der drei Länder sind und bleiben denn doch ein schöner Dreiklang und der Grundakkord.“ — „Euch gefällt der Spruch wol mehr der Herlobig wegen,“ entgegnete Gabriel. — Der Zunftrichter sagte: „Der Redner hat sich wenigstens vorbereitet und schon das verdient Anerkennung; er hat damit Achtung bewiesen vor dem Volk, zu dem er sprechen wollte, während Andere, die sogar als Volksfreunde genannt werden, hierin die tiefste Geringschätzung erzeigten. Auch die Sache ist mir aus dem Herzen gesprochen. Allein dennoch paßte dieser Reimspruch weniger hieher; er wäre ganz gut in eine kleinere Gesellschaft. Vor dieser Volksmasse muß ein andrer Ton angeschlagen werden; die feinere Wendung wird nicht beachtet; ja sogar die Stärke der Stimme, mit der hier gesprochen werden muß, erfordert einen angemessenen Inhalt. Hier besonders heißt es: Alles schickt sich nicht für Alle; sehe jeder, wie er's treibe. Aber während etliche dieser Tischreden, wenn sie gut gelesen werden, sich erst recht in ihrer Blödigkeit oder Uebertreibung zeigen müssen, und beweisen, wie wenig in den Tagen des Fortschritts studiert und fortgeschritten worden ist, werden andre Tafelsprüche, wenn wir sie lesen, noch gewinnen.“

Während die Freunde solches verhandelten, trat ein Blousenmann auf die Kanzel, einer der Tausende, die sich in jenen Tagen, da die badische Revolution unterdrückt ward, in die Schweiz flüchteten. „Ich komme aus dem Kampf, schrie er, helft uns, oder auch Ihr seyd verloren!“ Es wurde ihm sogleich entschieden geantwortet; die Schweiz werde sich in solche Händel nicht mischen, sie könnte es vor Mit- und Nachwelt nicht verantworten, sie würde ihre höchsten Güter auf's Spiel setzen. „Ihr müßt Euch selbst helfen, und zwar ehrlich, wie die Schweizer es gethan.“ — „Ja, sprach der Zunftrichter, schon Niklaus von der Flüh sagte: „Fanget nicht Krieg an, aber der Gewalt widerstehet; macht den Zaun Eurer Freiheit nicht zu weit, noch öffnet ihn einem jeden, der anderswo verjagt wird.“ Die wahre Staatsklugheit muß voranstehen der Sympathie. Wie schwer wurde

diese schon gebüßt und zwar dann auch von den Schuldlosen!" — Viele fühlten das Unbehagliche dieses unerwarteten Auftrittes, und stimmten um so froher in das Festlied ein, das wie zur Beschwichtigung nun ausgetheilt und mit Begleit der Hörner und Trompeten nach der Volksweise: „In einem kühlen Grunde" angestimmt und im tausendstimmigen Chore gesungen wurde. Es lautete:

Wie ist's ein lieblich Schauen
Die Fahnen groß und klein,
Die Banner aller Gauen
Im friedlichen Verein.

Sie wallen, wehen, rauschen
Im Kosen unter sich,
Wie sich Gedanken tauschen
In Liebe seliglich.

Woher ihr sanftes Wehen?
Weil wiederum dahier
Sie sich vereinigt sehen
All' unterm Kreuzbannier.

Das Kreuzbannier gewähret
Den Frieden ihrem Kranz,
Das Kreuzbannier verkläret
Jedwedes Banners Glanz.

Zu eurem Banner sehet
So froher ihr empor,
Je stolzer jedes wehet
In aller Banner Chor.

Und über allen Fahnen
Der Geister Kreuzbannier,
Die Schaar der Helden=Ahnen,
Die Söhne segnend hier:

Wie unterm heil'gen Wehen
Des Banners Hand in Hand
In Freud und Leid wir stehen
Zum theuren Vaterland.

Auch die Frauen sangen kräftig mit; zu Friederikens Alt klang gut Gabriels Tenor, zu Floras süßem Sopran Konrads Baryton. Er sang in Seligkeit jetzt zum ersten Mal mit ihr; besonders durch sie fühlten sich auch die Baßstimmen des Zunftrichters, des Mahlers und der andern Freunde gehoben. „Ach wie schön und selig!“ sagte Konrad zu Flora, und hätte ihr gerne die Hand gedrückt. Auch sie war innig gerührt. Sie schaute feuchten Auges zur Fahnenburg und sagte: „Es ist nicht einzig das freilich reizende Spiel aller der Wimpel, Flaggen und Farben im frischen Wind, im Sonnenschein und auf dem Grunde des reinen lichten Himmelblaus. Es sind Banner dort oben, wie ich hörte, aus den Zeiten der Stiftung des Bundes, Fahnen aus dem Burgunderkrieg, Banner aus den höchsten und tiefsten Thälern und drüberhin das Kreuzbannier des Glaubens, der Liebe und Hoffnung. Es rauscht und weht da oben im Sonnenglanz Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wahrlich ich wüßte nicht leicht ein anmuthigeres und bedeutsameres, aus bloßen Sinnbildern bestehendes Bild.“ — „Das Licht aber, bemerkte der Mahler, spielt darin eine Hauptrolle; es müßte das Bild daher transparent gemahlt werden, denn die seidenen Fahnen selber glänzen ja dort oben transparent; aber wenn die wesentliche Beleuchtung mangelt, unsre festliche Stimmung, all diese unendliche Freudigkeit des Volkes, diese Lieder und diese Becherklänge und ihre Augen und Stimme, o Fräulein, so wird auch ein gutes Bild kaum noch eine matte Erinnerung seyn. Aber dennoch will ich mir den Gegenstand merken; für einen Glasmahler wäre es wol eine willkommene Aufgabe.“ —

So war es fast Abend geworden. Der Zunftrichter erschrack. „Wie kann sich ein alter Schütze so vergessen! sagte er, noch muß ich suchen, ein Paar Nummern zu erschießen.“ Und damit erhob er sich. Die andern folgten. Am Gabenhause war wieder ein großes Gedränge. Die Freunde führten die Frauen hin. Konrad hatte sich schon lange gesehnt, mit Flora ungestört zu seyn, jetzt konnte er ihr wieder den Arm bieten, und die beiden fühlten sich allein und nur sich mitten

im Gewühle; und sie beeilten sich auch nicht, wie die Lampen angezündet wurden, die ersten zu seyn an ihrem Tische, wo sich nach Abrede alle wieder finden wollten.

Stunden verflossen wieder in der muntersten Heiterkeit. — Schwer war es dann wieder beiden, sich vor der Wittwe nur höflicher Weise gute Nacht zu sagen. Gabriel hatte noch die Friederike begleitet.

Als Konrads Eltern allein waren, sagte die Mutter: „Ich hatte zwar, mein Freund, mancherlei Genuß diesen Tag, und daß Du so munter warest, freut mich besonders. Nur Eines gefällt mir nicht; Konrad scheint offenbar der Flora mehr zugethan denn der Friederike, und ich dachte, gerade hier werden sich unsre Wünsche erfüllen.“ — „Geschehe nichts Schlimmeres, antwortete der Zunftrichter, mißfällt dir Flora?“ — „Keineswegs, sagte die Mutter, im Gegentheil, sie war auch gegen mich zuvorkommend, freundlich und bescheiden.“ — „Und ist sie nicht, sagte er, eine hübsche, schöne, ja stolze Tochter; wahrlich so viele Schönheiten sich gestern und heute unter dem unzähligen Volke sehen ließen, sie ist die allerschönste, und auf sie zielten aller Augen; und wie verständig sie ist! und gut ist sie; es müßte ja Alles täuschen.“ — „Aber das Zeitliche? — sagte die Mutter, und Friederike ist auch hübsch und gescheid und artig, und ist unsre Verwandte.“ — „Lassen wir werden, was werden soll, antwortete er; das Glück ist dem Konrad an diesem Schießen nicht unhold.“

Konrad hörte noch aus Floras Zimmer ihr Klavierspiel, er lauschte; es waren bekannte Psalmen des Dankes und Vertrauens und zum Schlusse tönte der Choral: Wer nur den lieben Gott läßt walten, und er hörte sie daraus mit besonderem Nachdruck singen:

Er kennt die rechten Freudenstunden,
Er weiß wohl, wann es nützlich sey?
Hat er uns nur getreu erfunden
Und frei von jeder Heuchelei;
So kommt er, eh' wir uns versehn,
Und läßt uns Gutes viel geschehn.

Er sang es leise mit. — „Aber morgen, sagte er, da soll unser Gl ück kund werden.“

Am andern Tage begegneten dem Zunftrichter schon frühe mehrere Freunde aus seiner Gegend, die ebenfalls mit Frauen und Töchtern gekommen waren. Da war es seiner Frau und der Friederike erwünscht, als die schon Kundigen, überall hin das Begleit zu geben. Und Neues war wieder rings zu sehen und zu hören. Der Zunftrichter mit den Freunden blieb indeß eifrig am Schießen, nicht minder Gabriel, beide rangen noch nach den zu einem Ehrenbecher mangelnden Nummern; Gabriel war aber noch weiter zurück. Als die Frauen, ihre Männer zu grüßen, durch den Schießstand giengen und auch bei Gabriel vorbeikamen, wollte dieser eben den Stutzer erheben, da sagte er zu Friederike: „Es haben diese Tage über schon mehrere Töchter des Landes mitgeschossen, wollen Sie's nicht auch wagen? mein Geschoß ist leicht und ohne Rückschlag.“ — „Warum das nicht!“ sagte Friederike entschlossen, stellte sich fest hin, ließ sich das Feuergewehr auf den Arm legen, zielte und drückte in Einem Augenblick. Und siehe, der Zeiger wies eine Nummer. Ringsum klatschten die Schützen und riefen Beifall und ermunterten die Waffengefährtinn, fortzufahren; sie that es und nicht ohne Glück. Nun nahm sich in ihrer Gegenwart Gabriel noch mehr zusammen; und in der That gelang es ihm, mehrere Nummern zu schießen. „Sie, Fräulein, sagte er, haben mein Geschoß erst recht geweiht, oder mit Ihrem Zauber entzaubert. Jetzt habe ich Muth, sobald ich mir den Becher erschossen, noch meine Stichschüsse zu thun.“ Auch die Frauen hatten Kurzweil und Freude an Friederikens Schießen.

In dieser Zeit hatte Konrad Gelegenheit gefunden, mit Flora ungestört zu seyn; sie hatten sich wie nach der längsten Zeit beide gleich sehr zu einander gesehnt, und in einer Schatten-Laube jenes Gartens genossen sie jetzt ihr unendliches Glück. Wie gerne wären sie länger so geblieben, die Eltern aber durften doch am Tische nicht allein gelassen werden; gerne gieng Flora mit und wurde auch die Wittwe zur Theilnahme bewogen.

Die Tischgesellschaft war wieder sehr belebt. Der Zunftrichter hatte gut geschossen, nicht minder seine Freunde. Schon hieß es, die größten und meisten Gaben werden wol die Züricher Schützen mitnehmen. „Allerdings," dachte Konrad. Friederike wurde als Zunftgenossinn besonders gefeiert. Flora bedauerte, derselben Unerschrockenheit und Kunst nicht haben mitansehen können; „ich hätte das Ihnen nicht zugetraut," sagte sie. Sie ist eine rechte Schweizerinn, bemerkte Gabriel, und wie es ihr so wohl läßt!" — „Das kann ich mir denken, fuhr Konrad fort, die zierliche Friederike und das schreckliche Geschoß, die zarte Hand und das Feuergewehr, die weichen Wangen und Locken an dem harten Kolben, der feine Finger an dem verhängnißvollen Zünglein, der sonst vom Blut sich abwendende, sanfte, jetzt zum Verderben scharf zielende Blick, ja sogar der feine Putz mitten im Rauch und unter den Schützen in ihrem pulvergeschwärzten Schießgewand; die Vereinigung dieser Gegensätze ist allerdings ein anziehender Anblick. Und wahrlich auch ich möchte Sie um diesen Genuß gebeten haben, Base Friederike, nicht wahr, Sie lassen auch mich noch Ihre Kunst sehen." — „Warum nicht, sagte sie, denn bereits ist mir die Lust gewachsen, und ich kann begreifen, daß, wie schon aus Freude über die Sicherheit des Auges und des Armes das Schießen ein Vergnügen ist, es dann als ein Versuchen des Glückes, als ein Wagen und Jagen zumal bei Ehrgeiz und Gewinnsucht zur Leidenschaft werden kann." — „Der Schütze denkt nur an Ehre und Vaterland," sagte Gabriel. „Recht, entgegnete der Mahler; und wenn man die edle Schießkunst als Person darstellen wollte, oder eine Helvetia in ihrer Wehrhaftigkeit, müßte man eben eine solche Schützinn zeichnen, einen solchen Todesengel." „Obschon, sagte Konrad, auch hierin dasselbe nicht allen gleich wohl ansteht und ich mir gewisse Frauengestalten mit einem Gewehr auf dem Arm gar nicht denken möchte, solche auch ohne Noth keines berühren würde, so weiß ich, daß eben in der Noth sie neben Vater, Mann und Sohn kämpfen würden wie 1798 so viele edle Bernerinnen in den Gefechten im Grauenholz, und so

viele todesmuthige und mit den Ihrigen in den Tod gesunkene Unterwaldnerinnen.“ Es wurden nun im Kreise einzelne Thaten dieser Heldinnen erzählt.

Nun hoben wieder die Tafelsprüche an, zwischen hinein ertönte die Musik und gerade jetzt spielte sie die Marseillaise. „Um Gottes willen, sagte der Zunftrichter, wie kann man an einem schweizerischen Nationalfeste ein solches Stück zu einer Fest-Musik machen? Gerade unter diesen Tönen wurden nur an dem Einen Sonntag den 9. September 1798 in Nidwalden hundert und sieben und zwanzig Frauen, Töchter und Kinder ermordet; andre aufs schrecklichste und auf eine unnennbare Weise mißhandelt. Das war der Siegesmarsch der vom Blut ihrer Guillotine triefenden Horden, die Schmach und Jammer über unser Vaterland brachten. Hört ihr nicht die höllische Blutbegier in diesen Tönen! Sie sind mir ein Stich in's Herz.“ — „In der That, sagte Flora, es hat sie wol nicht ein Deutscher komponiert, obschon, wie ich hörte, der deutsche Ursprung dieser Weise nachgewiesen wird; sie müßte von einem Entarteten herrühren. Welch ein edler Zorn und Muth spricht dagegen aus Maria Webers Lied: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ — „Richtig bemerkt, fuhr der Zunftrichter fort; zudem ist diese Musik das Hallo, die wilde Jagd jener Republik der Franzosen, die sie nicht mehr wollen. Denn unsre Republik, wie sie war in den Tagen ihrer Einfalt und Unschuld, wie sie seyn soll, und jene oder gar die rothe — die sind gerade so himmelweit von einander unterschieden wie diese Höllen-Musik oder der alte Schlachtgesang: Eine feste Burg ist unser Gott.“

Durch die Marseillaise und noch mehr durch die Nachrichten der Tages-Ereignisse aufgeregt, tönten nun die Tischreden großsprecherisch und herausfordernd. Für die Freiheit der Völker strömten die Worte. „Ich gönne Jedermann von Herzen die Freiheit, sagte der Zunftrichter; das heißt möglichste Erleichterung des Lebens, vor allem Gerechtigkeit; denn was sie Freiheit nennen, ist ein Unding, und gewähren sie den ihrigen selbst nicht; aber mit dem Reden ist's nicht

gethan; schöne Reden von Reichthum, Gesundheit, Ehre, Bildung bringen uns diese Güter nicht. Ich kann besonders dieses Wortmachen gar nicht leiden. Hochmuth kommt vor dem Fall. Wie unendlich viel Noth ist in unserm eigenen Lande! Was wollen wir sie uns noch durch tausende von Flüchtlingen vermehren! — Aber ja, — wollten die Nachbarn an uns, da bin ich dann auch noch dabei und mit mir noch viele graue Schützen. Allein daß mir dann kein Trompeter die Marseillaise blase, wenn wir ausrücken; ich wollte ihm wahrhaftig den Marsch machen für diesen Marsch!"

Als nun aber wieder Schützenlieder angestimmt und neue ausgetheilt wurden, war auch der Zunftrichter bald wieder begütigt und mit seiner ganzen Umgebung stimmte er kräftig ein in das folgende Lied, das nach der bekannten wahrhaft deutschen an Händel erinnernden Melodie gesungen wurde:

Herzen, der Heimat froh,
Flammen auch lichterloh
Zu Himmelshöhn.
Seht, wie der Alpen Pracht
Ueber der Nebelnacht
Sich an der Sonn' erfacht
Unendlich schön!

Herzen, der Heimat froh,
Flammen auch lichterloh
Dem Dank und Lob,
Welcher mit eigner Hand
Uns auf so hohem Stand,
Freiem und hehrem Land
Zu sich erhob.

Herzen, der Heimat froh,
Flammen auch lichterloh
In Nacht und Graun.
Ueber der Wetternacht
Leuchtet der Alpen Pracht,
Leuchten, von Gott bewacht,
Die ihm vertraun.

Von der Tafel wollte der Zunftrichter wieder an's Schießen; Konrad stand mit ihm auf; Flora blieb in Gesellschaft seiner Mutter. „Machen wir noch einen kurzen Gang, sagte Konrad zum Vater; ich habe Euch Wichtiges mitzutheilen." Sie giengen hinunter an's Ufer der Aare. „Ihr habt mit Flora heute und gestern wiederholt gesprochen," sagte er. — „Und zwar, antwortete der Vater, immer lieber." — „Nun, sagte Konrad, sie ist seit gestern meine Braut." — „Glück auf! rief der Vater, und umarmte den Sohn; Lieberes, Schöneres könntest du mir nicht melden; keine begrüßte ich lieber als meine Tochter! Gottes Segen mit euch!" — „Allein die Mutter?" — sagte Konrad. — „Auch sie, antwortete der Vater, wird und muß sich freuen. Am beßten, wir beide suchen sie sogleich auf."

Sie giengen. Am bekannten Tische war sie nicht mehr, auch sonst nicht in der Speisehütte. Endlich fanden sie Friederiken an Gabriels Arm sehr vergnügt auf und ab wandelnd. „Die Frauen sind in die Stadt hinauf, sagte Gabriel, und werden in unserm Garten seyn: wir folgen bald nach, und warten hier noch auf Begleitende."

Vater und Sohn fanden die Mutter und Flora auf deren Zimmer. Der Vater sagte: „Freue dich Mutter, Flora will unsre Tochter seyn, sie ist Konrads Braut; seyen Sie mir, Fräulein, von ganzem Herzen willkomm." So reichte er ihr die Hand. „Nun ja, sagte die Mutter, auch so ist es recht; Flora, Sie sind mir von Stunde zu Stunde lieber geworden; seyen Sie auch mir herzlich gegrüßt. Gott mit dir, Konrad!" Und so umarmte sie beide und sie wieder sich und die Eltern. Und alle waren voll Freude und Rührung des heiligen Augenblicks.

Wie denn die Brautleute und Eltern sich der Wittwe vorstellten, trat auch Gabriel und Friederike ein und erklärten sich als Verlobte. Und aller Freude war vollkommen. Sie blieben beisammen in der Laube. Die Wittwe bot den duftenden Kaffe. „Ach, sagte sie unter Freudenthränen zu Gabriel, daß dieses dein lieber Vater noch erlebt hätte!"

Es war Abend geworden. „Ich sehe, sagte der Zunftrichter zu Gabriel, Sie haben Ihre zwanzig Nummern zum Ehrenbecher: mir mangelt noch Eine. Erschieße ich sie in dieser Stunde, so feiern wir heute noch am bekannten Tische eure Verlobung und unsre Becherweihe. Sobald die Nummer geschossen ist, schicke ich Euch einen Boten."

So geschah es. Die Frauen hatten sich besonders geputzt und geschmückt; die Wittwe allen noch frische Sträuße gewunden. So waren sie auf den Festplatz hinunter gekommen. In der Schießhütte ordnete sich der Zug; eine Reihe Schützen vom Zürchersee und von Aarau. — Voraus die Trompeter, Hörner und Posaunen, dann der Ober-Zeiger, ein zierlicher Tänzer, im roth- uud weißen Kleide nach der Musik das Schützenfähnlein schwingend und tanzend, dann die Schützen Arm in Arm, der Zunftrichter in der ersten Reihe umgeben von Altersgenossen, dann Konrad und Gabriel mit ihren Freunden, so kamen sie an den Fuß der Treppe am Gabenhaus. Der Redner, umgeben von dem Empfangs-Ausschuß, stand bereit. Es war einer der sich am Tisch 49 vereinigenden Freunde, und von dem, was sich heute begeben, durch Gabriel so eben unterrichtet. Er holte, nachdem ihm die Preisgewinner ihre Karten gegeben, die drei Becher aus dem Gabensaal, erhob sie, in die Finger sie zusammenfassend, mit Einer Hand und ließ sie in den Strahlen der eben untergehenden Sonne blinken. „Hoch! rief er; dem Herrn Zunftrichter, dem Schützenvater; er war vor fünf und zwanzig Jahren mit einer der Stifter des Festes; Hoch! seinem schon oft und auch diese Woche schon einmal allhier mit einem Preiß gefeierten Sohn Konrad; Hoch! unserm Gabriel, auch er ein Sohn eines Feststifters!" — Der Redner hatte sich rund umgesehen und erblickte nun im Kreise der vielen Frauen Flora und Friederike mit ihren Müttern und Freundinnen. Und fuhr fort: „Sehet, wie diese Becher blinken, so haben noch keine gestrahlt und geleuchtet, denn sie sind beschienen hier von der Abend- und dort von einer Morgensonne, und zugleich von dem Gestirne, das uns Abend-

stern ist und Morgenstern. Es scheinen da aus dem Kreise der Mitfeiernden Sterne herein und spiegeln sich in diesen Bechern, ich habe in meinem Leben keine schönern und liebern gesehn; Heil, wem sie ins Auge scheinen und durch das Auge tief ins Herz hinein. Es sind Sterne da draußen, Herr Zunftrichter, die auf diese Becher schauen, sie werden Euch immer heller leuchten, und zu Eures Alters höchster Freude strahlen, so oft Ihr an Festtagen den Ehrenbecher hervorreicht und Euch Eurer frohen Jugendtage erinnert und der eidgenössischen Volksfeste. Es schauen Sterne herein: an ihrem Lichte werden sich noch andere Lichtlein entzünden. Ihr dürfet nicht fürchten, Herr Zunftrichter, daß Euer Lebensabend dunkel werde. Ihr gewinnet einen Zauberbecher. Ich habe, wie ich in ihren vergoldeten Kelch blickte, Hochzeitkränze drinn gesehen, ja auch ihr reines Silber blinkt wie die weißen Rosen der bräutlichen Krone, und von Hochzeitliedern klingt wunderbar ihr Mund, und von neuen Schützenliedern der Kinder und Kindeskinder, die ertönen werden, wenn wir längst nicht mehr da sind. Hoch der holdseligen Tochter, die der Zunftrichter heute gewonnen; Hoch den Bräuten unsrer Freunde!“ Hoch! rief die Menge. Wer eigentlich gemeint sey, wußte Niemand. Die Augen aller fragten im Kreis umher. Wol hätte Friederikens frohes Lächeln, und der Flora steigende Röthe sie verrathen können. Dem Redner konnte sie nicht zürnen; denn seine Art des Scherzes, diese Vertraulichkeit und offene Theilnahme war der Ton des Festes.

Nun gieng's unter Musik zum Tische und wurden jetzt auch die Bräute nnd Mütter herbeigeholt. Der Zunftrichter füllte die Becher und Gläser mit edelm Weine, stellte den einen Kelch vor Konrad und Flora und den andern vor Gabriel und Friederike hin und erhob den seinen und nannte die Verlobten. Da ertönte ein Jubel, der durch die Hütte gieng. Mancher wollte die schöne Flora sehen und Gabriels hübsche Braut. Es war eine allgemeine herzliche Mitfreude.

Das Lied vom Becher: „Füll' sich dein Schützenbecher zur Fest- und Feierstund“ wurde wieder angestimmt und viel hundertstimmig

mitgesungen. Darnach spielte die Musik die schöne Weise: „Morgenroth, leuchtest mir zum frohen Tod" und nach derselben ertönte nun folgendes Lied:

Roth und Weiß —
Diesen Farben sey der Preiß!
Sie sind mir von ihr gegeben,
De da ist mein Glück und Leben,
Meine Heimat gab sie mir.

Roth und Weiß
Trägt sie selbst als Blumenreiß:
In der Morgenröthen Schimmer
Und im Schnee= und Stern=Geflimmer
Glänzet ihres Hauptes Kranz.

Ihre Hand
Hat dieß weiß und rothe Band
Selbst mir um den Arm gewunden
Und mich so mit ihr verbunden,
Ihr zu weihen selbst mein Blut.

Und sie sprach:
„Abfall ist die tiefste Schmach; —
Aber die mit Todeswunden
Haben all' in mir gefunden
Segen und Unsterblichkeit.

„Roth und Weiß!
Schwört mir neu im heil'gen Kreis!
Die für mich im Kampfe fallen,
Ueber denen lass' ich wallen
Siegesbanner roth und weiß."

Gabriel sang die letzte Strophe besonders kräftig und aufgeregt, bat, sie zu wiederholen und sagte zu Friederiken: „Jetzt wüßte ich erst recht, für wen ich in den Kampf gienge; heute noch möchte ich ausziehen!" Der Mahler aber, das Lied aus dem Stegreif fortsetzend, sang ihm zu:

„Doch wer weiß?
Allzuschön ist Roth und Weiß.

Weiße Rosen und die rothen,
Die euch nun das Glück geboten,
Sind des Lebens Maienduft.

O genießt,
Da der Mai so schnell verfließt!
Duft der roth= und weißen Maien
Soll sich wie im Kelch erneuen
Edlen Weines Blüthenduft."

Flora dankte dem Mahler. Wie noch nie beflügelte Fröhlichkeit, Gesang und Scherz die Abendstunden.

„Euch nun, sagte der Zunftrichter im Heimgehen, kann das Fest nicht mehr besonders fesseln, und auch ich habe meine Schüsse gethan, wenn auch das Pulver noch nicht verschossen; selbst der Reden habe ich ziemlich genug. Und so schlag' ich vor, wir fahren morgen nach dem Bade Schinznach, beschauen uns das schöne Land, Habsburg und die Umgegend, und treffen dann zum Schlusse des Festes wieder ein. Unser Freund und Tischgenosse, der Mahler, begleitet uns vielleicht, und so füllen die Mütter und er und ich den Wagen. Die Brautpaare lassen, wir jedes für sich kutschieren. Sie müssen lernen, für sich selbst zu sorgen."

Dieser Vorschlag gefiel und wurde ausgeführt.

Am Sonntag dann, dem Schlußtage des Festes, waren der Zunftrichter und sein Sohn wol die einzigen Schützen, die zu Aarau in den Morgengottesdienst giengen; Flora hatte daran gemahnt, der Zunftrichter es belobt, Konrad selbst ohnehin schon daran gedacht; die Frauen folgten. Gabriel aber gieng an's Schießen, denn er hatte seine Stichschüsse noch nicht gethan. Er that sie auch umsonst und schoß nicht Eine Nummer. Das trübte aber nicht des geringsten seine Heiterkeit, konnte er doch mit Friederiken unter der wieder bei Tausenden hergeströmten Menge umherwandeln und an ihre Seite zur Tafel sitzen. —

An derselben bestieg der Vorsteher des Festes, wie er dasselbe eröffnet hatte, nochmals die Bühne und rief, selber tief ergriffen, und nassen

Auges: „Den Kelch der theuren Heimat, dem Traum unsrer Jugend, dem Morgenroth unsrer Hoffnung, dem ewig schönen, heiligen Vaterland!"

„So recht!" sagte der Zunftrichter und stimmte in das tausendfache Hoch. „Es ist Sonntag, rief darnach von der Bühne ein andrer Redner, ein Erntesonntag, und wenn ihr haltet, was ihr in Fülle gesprochen von Bruderliebe, ist er eine fröhliche, eidgenössische Kirchweihe. So singet denn im Höchsten geeinigt, in Ihm, der einzig unsre Stärke und unsrer Väter Gott, singet das schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!"

Und überall fand die Aufforderung Anklang und unter mächtigem Posaunenton wie mit den stärksten Registern einer großen Orgel sangen die Tausende, die gedrängt in der Speisehalle saßen und standen; — ein Chor, wie ihn ein Münster nicht vollstimmiger hören kann.

„Ja es ist Sonntag; es ist noch ein Sonntagsgefühl im Volke, ein Bedürfniß nach höherer Weihe;" rief der Zunftrichter. Und dieß war auch das allgemeine tief und freudig ergreifende Gefühl.

„Auch mit diesem schönen Augenblick wird mir, sagte Konrad zu Flora, dieß liebe Lied durch's Leben tönen." — „Er kennt die rechten Freudenstunden," sagte sie.

Nun hatten Kononenschüsse das Ende des Schießens verkündet. Das Knallen der Stutzer und die Kugelschläge, die nun acht Tage durch's Thal ertönt, verstummten mit Einem Mal und jetzt wie für lange. Die mit dem Abmessen der Schüsse beschäftigten Mitglieder, die vom Feste keinerlei Genuß hatten als das Bewußtseyn, das Wichtigste desselben zu fördern, und nur die schwerste Mühe und Arbeit und der langen und schwülen Sommer- und Festtage Last und Hitze trugen, diese beeilten sich noch, mit dem Schlusse des Festes die ersten Preißgewinner zu bestimmen. Und es gelang ihnen. Die Reihen ordneten sich zur Preißvertheilung. Da erhoben sich noch die Vorsänger und stimmten den Schlußgesang an, nach der ergreifenden Volksweise „Kühl sinket der Abend, der Sterne Heer," und alles Volk sang mit:

Das Fest geht zu Ende, der Jubel verhallt! —
Wie waren das herrliche Tage!
Es fanden sich wieder die Brüder zusammen;
Auch lange Getrennte, die riefen mit Freuden:
„Mein Bruder, o reiche die Hand!“

Wir sahen uns wieder, das sämmtliche Volk;
Aus allen den Gauen des Landes,
Vom Säntis und Jura vom Rhein und der Rhone,
Kam Banner an Banner herniedergezogen,
Zu schließen auf's neue den Bund.

Wir haben geschworen; wir halten den Bund,
Ihm wollen wir leben und sterben!
Wir sahen verkläret die Heimat im Glanze;
Wir riefen in Wonne: „o Heimat und Leben!
Wie schön ist die Heimat, wie schön!“

Die freundlich geholfen zum fröhlichen Fest,
Wir danken euch allen von Herzen!
O möchten wir alle so wieder uns finden!
Doch was auch geschehe, wir rufen einmüthig
„Die Heimat behüt' uns, o Gott!“

Und nun brachen, die Ehrenwache und die große Musik voran, die Leiter und Ordner alle des Festes auf — die Preißvertheiler und die Schützen und die Schaaren des Volkes zogen zum Gabenhaus. Um die Treppe reiheten sich zum letzten Male die Tausende. Alles war gespannt, wer als erster Preißgewinner ausgerufen werde. Es waren Schützen vom Zürichsee. Hoch, rief der Zunftrichter mit, als ob er selber die ersten Gaben gewonnen. Aber auch er und Konrad giengen nicht leer aus. „Wer das Glück hat, führt die Braut heim;“ sagte der Redner, da er dem Konrad die Gabe überreichte. Frohe Theilnahme rief Beifall. Auch Gabriel bezeugte neidlos aufrichtige Freude; wenn er schon leer ausgegangen, hatte er doch des Glückes beßte Gabe, eine hübsche Braut am Arme.

Und so zogen sie dann Arm in Arm im festlichen Zuge unterm Donner der Kanonen, dem Klange der Posaunen, dem Wallen der

Banner wieder in die Stadt hinauf und deutete Konrad seiner Flora
zu dem Fenster, an das hinauf er sie vor acht Tagen gegrüßt hatte.

Dann zu ihrer Wohnung gekommen, sahen sie, wie, nach der
Wittwe stillen Anordnung, das Blumengewind dieser Gasse, während
das in allen andern verdorrt war, sich neu belebt hatte. Ein frischer
Kranz von Rosen und Myrten umgab das Tuch, das Flora am Vor-
abend des Festes als Inschrift vorgeschlagen hatte. — —

Seitdem zweigt eine Epheuranke aus diesem Laubgewinde in jenem
Zimmer Konrads auch um Floras Bild und ist auch nach des Mahlers
Zeichnung das die Fahnenburg und Konrads und Floras Familien-
Wappen darstellende Glasgemählde gefertigt worden, und prangt in
der Wohnstube.



# Inhalt.

# Druckfehler.

Seite 4. 5. Zeile v. o. l. weniger günstig sey u. weniger Raum gewähre.
= 5. 13. = v. u. dessen l. aus dessen.
= 33. 2. = v. o. zu sitzen l. sitzen.
= 99. 3. = v. u. künstlerische l. künstlichere.
= 104. 12. = v. u. S. 121. Z. 1. v. u. Rythmus l. Rhythmus.
= 112. 12. = v. u. zusammenstellen l. zusammenzustellen.
= 119. 13. u. 19. Z. v. o. S. 120. 3. Z. v. o, S. 124. 6. Z. v. o. allöopathisch l. allopathisch.
= 123. 12. = v. u. wie sich l. wie sie sich.
= 126. 6. = v. o. diese l. dieser.
= 143. 3. = v. o. Schönheiten l. Schönheit.
= 202. 14. = v. o. ich bin so l. so bin ich.
= 218. 2. = v. o. Lehrzeiten l. Lebzeiten.
= 220. 2. = v. u. Festgewand l. und Festgewand.
= 283. 18. = v. u. gut gelesen l. gelesen.

Im April d. J. erscheint bei uns:

# Rudolf von Werdenberg

## im Freiheitskampf der Appenzeller

von

## Thomas Bornhauser.

31 Bogen 8. geheftet.

Subscriptionspreis, bei Bestellungen vor dem Erscheinen,

Fr. 5. — fl. 2. 24 kr. — Rthlr. 1. 12 Ngr.

Ladenpreis, welcher beim Erscheinen des Buches unabänderlich eintritt,

Fr. 6. 40 Cts. — fl. 3. 12 kr. — Rthlr. 1. 24 Ngr.

---

Bornhauser ist kein unbekannter Name, weder in dem engern Kreise seiner thurgauischen Heimath, noch in dem weiteren seines schweizerischen Vaterlandes. Ein Biedermann im wahren Sinne des Wortes, durch Einsicht und Treue ein Mann des allgemeinen Vertrauens, griff er schon vor Jahrzehnden, im Jugendalter, ein in die Geschicke seines heimathlichen Kantons, und trat, als der Weg des Besseren angebahnt war, die Laufbahn des Staatsmannes verschmähend, in den bescheidenen aber segensreichen Wirkungskreis des Landgeistlichen zurück. Liebreich und klar, fromm und frei, feurig und milde, so kennet man ihn im wirklichen Leben, so erscheint er in den Werken seines dichterischen Genius. Seine Schlacht an der Schwarzach und Herzog Johann sind vielgelesen und wenigstens in den Gränzen der Eidgenossenschaft überall bekannt. Seit mehreren Jahren hat jetzt seine Muse vor der Welt geschwiegen. Aber die Früchte seines Geistes reiften im Stillen, und er nahm wie jeder wahrhaft Begabte, die Wärme der Jugend und ihre freudige Begeisterung in die Jahre des vorgerückteren Alters mit hinüber.

Rudolf von Werdenberg, das Haupt eines mächtigen Grafengeschlechtes, seiner Schlösser und Lande beraubt durch den ererbten Haß verwandter Häuser und durch die um sich greifende Macht Oestreichs, sodann Führer der Appenzeller in ihrem Befreiungskriege gegen den Abt von St. Gallen und das Haus Habsburg in den ersten Jahren des 15ten Jahrhunderts; ein Mann mit jeder ritterlichen Tugend geziert, ebenso tapfer wie edelmüthig, voll Geist und erfinderischer Kraft, warmen und treuen Herzens für Freunde, Angehörige, Bundesgenossen; dieser Mann und der große Kreis handelnder und leidender Menschen, dessen segensreicher Mittelpunkt er wird, oder denen er im

Kampfe gegenübersteht, ist der Gegenstand dieses Gedichtes voll Leben und Wahrheit und voll sanftfesselnder Kraft. Nicht nur der Krieg in seinen mannigfaltigen Erscheinungen, als Gewalt und List, tritt in den anschaulichsten Bildern vor unser Auge; keine Seite des menschlichen Lebens nach der Art jener Gegenden und jener Zeiten fehlt in dem herrlichen Gesammtbilde, das der Dichter vor uns aufrollt: Die Stadt St. Gallen mit ihrem Gewerbfleiß, ihren Rathsversammlungen, ihren Volksbewegungen und Parteien, das Kloster mit seinen mehr politischen als religiösen Strebungen; das Bergvolk mit seinen Geschäften und seinen Spielen, das Leben des frommen und weisen Einsiedlers im Wildkirchlein, die hingebende Treue eines redlichen Dieners, der häusliche Kreis und die Liebe der Gattin und Mutter, wie der Kinder lieblich unschuldiges Wesen; zu den Heldengestalten der Männer ein weiblicher Charakter voll Verstand, Kraft und Heldenmuth in der Minervagestalt Hedwigs, der Tochter Rudolfs; — solche Bilder sind es, die mit harmonischer Lebenswärme und Naturwahrheit uns hinreißen und festhalten, daß wir die längstentschwundene Zeit mit dem, was sie Liebliches und was sie Furchtbares enthält, mit ihren Hoffnungen und ihren Kämpfen, mit ihrem Ernst und ihrem Spiel an der Hand dieses Sängers selbst zu durchleben glauben. Das Interesse dieses Gegenstandes ist nicht ein bloß poetisches; der schwererrungene Sieg am Stoß lebt noch in der dankbaren Erinnerung des Appenzellervolkes fort, das seine Freiheit, wie sie noch heute blüht, von ihm herleitet. Dennoch liegt die große Begebenheit fern genug, um der Phantasie des Dichters völlig freie Hand zu lassen. So konnte also der Dichter auch jenes Recht, das dem Heldengesange gebührt, in die Thaten und Leiden der Sterblichen das Wunderbare und Uebermenschliche einzuflechten, ungehindert in Anwendung bringen, und die Schilderungen, die hieraus hervorgingen, gehören zu dem Werthvollsten des Ganzen. In großartigen Bildern werden Himmel und Hölle vor unsern Blicken enthüllt, wie sie mitwirken bei diesem Kampfe. Lieblich aber und erheiternd ist die unterirdische Welt der Bergkobolde, die der Dichter mit besonderer, oder vielmehr mit gleicher Liebe wie alles Andere, in den anschaulichsten lebendigsten Bildern, oft in überraschend schönen Zügen uns vorführt.

Frauenfeld im Februar 1853.

Verlags-Comptoir.

**A. Reimmann.**



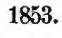

# Schweizer-Novellen

von

A. E. Fröhlich.



Frauenfeld,
Verlags-Comptoir.
(A. Reimmann.)
1853.





Ferner erschien bei uns:

## A. E. Fröhlich's

# Fabeln.

Durch seine Fabeln begründete dieser große Dichter seinen Ruf und enthält dieser I. Band mehr als zweihundert noch nie gedruckte **Fabeln** lyrischen, elegischen, didaktischen und satyrischen Inhalts, Fabelbilder von allen Seiten des Lebens aufgefaßt, Bilder des häuslichen und öffentlichen, des politischen, pädagogischen und kirchlichen Lebens, Bilder des Marktes und der Einsamkeit. Sie sind alle Doppelbilder des Mikrokosmos und Makrokosmos, der Gemüthswelt wie sie sich in der außermenschlichen Welt spiegelt. Sie flossen aus dem Verständniß beider, aus der Selbst- und Naturbetrachtung. Unter diesen befindet sich auch ein Fabel-Epos „Der Dachs und Fuchs", eine launige Darstellung von manchen Verkehrtheiten in politischen und pädagogischen Dingen. Die Fabeln sind neu und originell: es ist auch nicht eine einer ältern oder neuern, einer äsopischen oder andern nachgebildet.

geheftet 1 Rthlr. — fl. 1. 45 kr. — Fr. 3. 60 Cts.

**Prachtausgabe** auf ganz feinem Papier gebunden mit Goldschnitt
2 Rthlr. — fl. 3. 30 kr. — Fr. 7. 20 Cts.

---

## A. E. Fröhlich's

# Lieder.

Enthaltend Lieder und Bilder aus den Jahreszeiten, „Singsprüche, Volkslieder, Oden," gegen zweihundert Gedichte in der größten Mannigfaltigkeit des Tons und der Form; darauf gesellige Lieder: Rundgesänge aus Singvereinen und Liedertafeln, Reiselieder und Gesänge der Liebe und Huldigung; dann heimatliche Lieder: Gesänge der Heimatluft und Vaterlandsliebe ohne irgend eine politische Parteibeziehung. Endlich bringt dieser Liederband in erzählenden Liedern, Romanzen und Balladen gegen 60 Dichtungen, deren Inhalt meist die altdeutsche und die vaterländische Sage und Geschichte bot.

geheftet 1 Rthlr. — fl. 1. 45 kr. — Fr. 3. 60 Cts.

**Prachtausgabe** auf ganz feinem Papier gebunden mit Goldschnitt
2 Rthlr. — fl. 3. 30 kr. — Fr. 7. 20 Cts.

---

Zürich, Druck von E. Kiesling.

